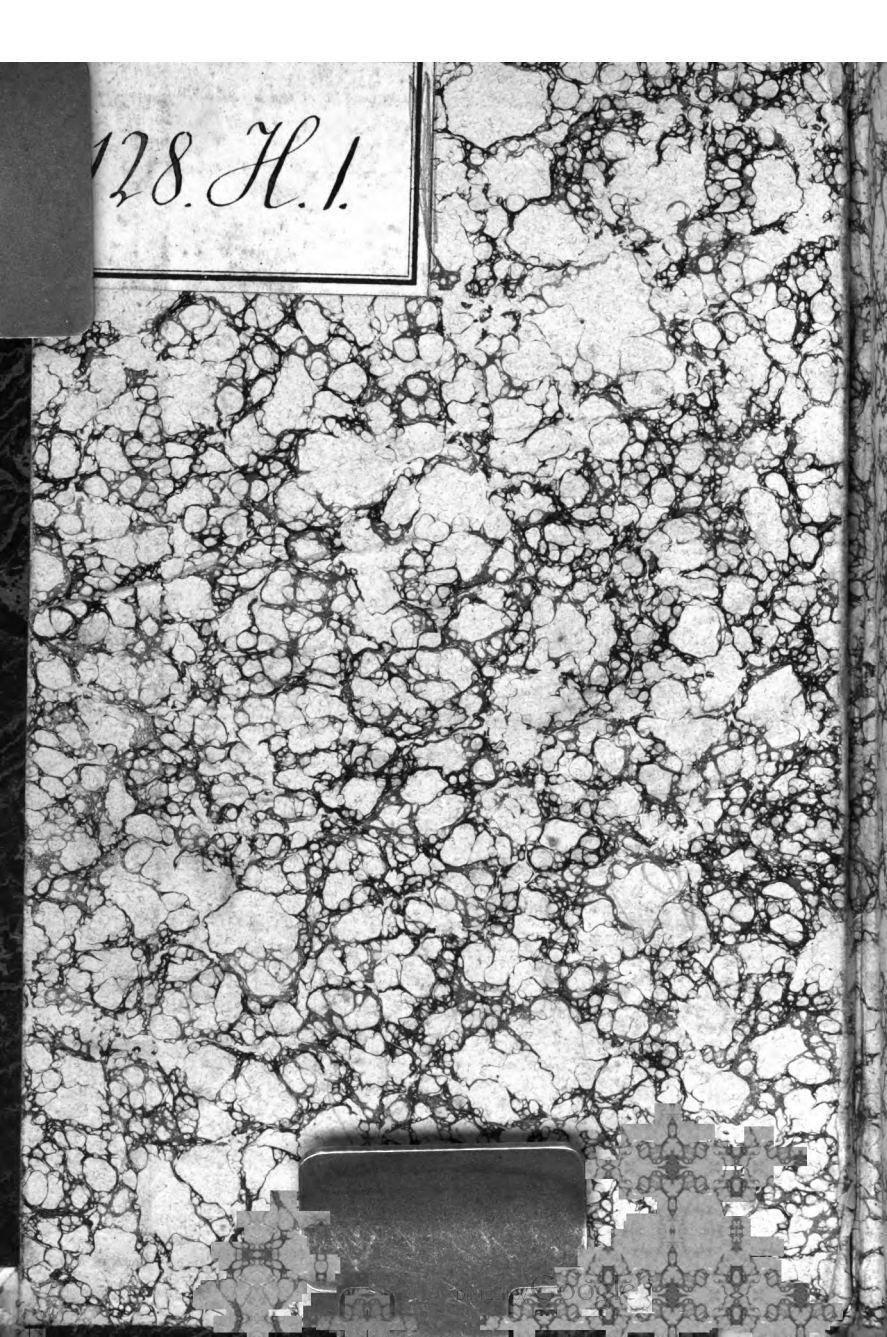


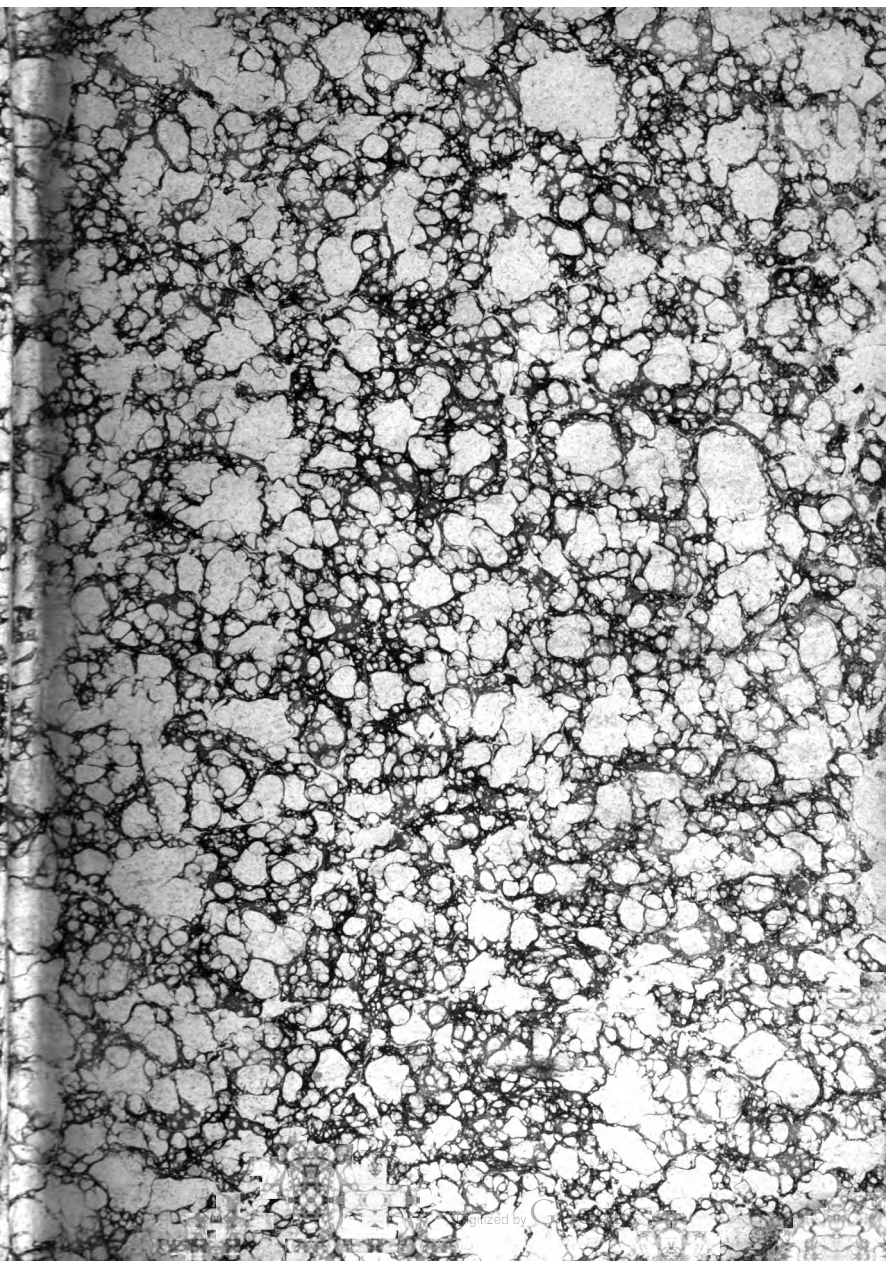
IN WIEN

133577-A

ALT-

128. H. 1.













# Der Held von Garika.

---

Roman aus den Ländern des Kaukasus

von

Adolf Mühlburg.

Erster Band.

Leipzig,  
Ernst Julius Günther.  
1866.

133577-A

4263, 1-3

Digitized by Google

Druck von Heinr. Merck in Prag.



## I.

### S i n o p e.

Hoch ging die See. Von Nordost her saugend, schien der Sturm das kleine Küstenboot zerdrücken zu wollen, das sich ihm, in seinen Planken stöhnend, entgegenstemmte und labirend weiter und weiter in die dunkelgrünen, von weißem Schaum übersprigten Wellen eindrang. Wie knarrten die schwanken Masten, wie flatterten und klapperten die Tauen! Wie hohl und dumpf seufzte der Wind in dem nassen Segeltuche, dem er dienstbar werden mußte durch die Geschicklichkeit des türkischen Steuermanns, der ernst und schweigend am Ruder saß! Tief auf die rechte Seite geneigt, oft mit dem Segel die Spitzen der Wellen streifend, dann sich wieder hehend, arbeitete das Boot sich durch die schaumüberzogene, rastlos rauschende Flutenwelt. Grau und schwer lag der Himmel über dem Getöse der Wogen, kalter Regen sprühte nieder, Nebel verdeckte die Fernsicht.

„Sehr schönes Wetter! Echtes Wetter, Sir!“

Mügelburg, Der Held von Garifa. I.

sagte ein Mann mit einem rothen, breiten Gesicht, gelblichweißem Backenbart und im englischen Matrosenanzuge zu einem jungen Manne, mit dem er auf einem Bret vor der Thür der niedrigen Kajüte saß.

„Ja, Johnny, schönes Wetter!“ antwortete der junge Mann in englischer Sprache, und sein gedankenvolles Gesicht zeigte, daß er kaum wußte, was der Andere gesprochen. Dann aber richtete er sich ein wenig auf, blickte um sich und rief einen Bootsmann, der auf das Segel achtete, auf Türkisch an:

„Wir müssen doch bald dort sein? Lugt Ihr auch tüchtig aus? Könnt Ihr das Ufer erkennen?“

„Noch eine halbe Stunde, wenn's gut geht, Herr!“ antwortete der Türke. „Es ist schlechtes Wetter!“

Der junge Mann hüllte sich fester in die dicke Decke von dunklem Wollenstoff, die ihn vor dem Regen und vor der Kälte schützte — denn es war der letzte Novembertag — ließ seinen Blick über das schäumende Meer gleiten und versank wieder in sein unruhiges Nachdenken. Er sah bleich aus, und die dunkle Decke, die er bis hoch hinauf gezogen, sowie die festartige Kopfbedeckung, die jedoch dunkelbraun, nicht roth war, hoben diese Blässe noch mehr hervor. Daß er kein Engländer sei, ließ sich auf den ersten Blick erkennen, obwohl er mit dem Matrosen englisch gesprochen. Die Blässe seines

Gesichts war keine nordische; sie war angehaucht von einem leichten gelblichen Schimmer, den nur der Süden kennt. Auch zeigten die Brauen, das lange, vom Regen feuchte Haar und der Schnurrbart, der sich lang, schmal und glänzend bis zur Wange hinaufzog, das reine und tiefe Schwarz des Orients. Dieses Schwarz dämpfte auch den gelblichen Anhauch des Gesichts und ließ es fast mädchenhaft zart erscheinen, ja, unter diesen dunklen Brauen leuchteten selbst die Augen, obschon vom reinsten Braun, in einem hellern Glanze. Orientalisch war auch die schmale Stirn mit den scharf abfallenden Schläfen, die gebogene, schmale Nase, der feingeschnittene Mund; aber es ließ sich doch nicht leicht erkennen, welchem Volke des Orients der junge, vielleicht fünfundzwanzigjährige Mann angehörte. Der Schnitt des Gesichts, die etwas längliche Form der klaren Augen, der Bau des Kopfes trugen den edelsten Charakter. Man hätte einen vornehmen Perser oder einen Circassier in ihm vermuthen können.

Auch der Ausdruck seiner Züge zeigte nicht das Lässige, Phlegmatische, was den eigentlichen Türken ver-räth; er war lebhafter, intelligenter, wechselvoller. Ein Türke würde die Ungeduld, die Erwartung und die Sehnsucht, auch wenn er sie gefühlt, unter der Maske der Gleichgültigkeit verborgen haben; die Züge des jungen Mannes aber spiegelten deutlich wieder, was in ihm

vorging. Eine verzehrende Unruhe schien ihn zu quälen; man sah es deutlich, daß er sich Gewalt anthat, um ruhig zu bleiben, daß nur die Nothwendigkeit ihn auf seinem Plaze festhielt. Und in der That hätte jede vorschnelle und unüberlegte Bewegung dem kleinen Boote Gefahr bringen können, das muthig gegen den scharfen Nordostwind des Schwarzen Meeres kämpfte.

Wie vollkommen ruhig, ein Bild der glücklichsten Zufriedenheit, saß dagegen Johnny neben ihm! Wie heiter blickte das Auge des wohl fünfzigjährigen Matrosen in das weiße Schaumgetümmel! Wie angenagelt saß er da mit seiner vierschrötigen Gestalt, die breiten Hände auf die noch breiteren Kniee gestützt, das leibhaftige Bild einer echten, lustigen englischen Theerjacks! Fast war es, als ob sein Gewicht allein das Boot auf die Seite neige, und als ob er es wisse und sein Möglichstes thue, es niederzuhalten. Die hellen blauen Augen leuchteten von Zufriedenheit und Wohlbehagen. Ein Sturmvogel flog mit schrillum Schrei dicht über das Boot hin.

„Aha, auch da, alter Freund?“ sagte Johnny, mit der Zunge schnalzend. „’s ist doch gerade wie im Kanal, Mr. George! Da sind wohl auch Möven?“

Und als er dabei den jungen Mann anblickte, schien ihm die Blässe desselben aufzufallen. Er suchte ruhig und ohne sich umzuwenden hinter sich mit der Hand



und zog eine große, mit Stroh umflochtene Flasche hervor.

„Hier Mr. George!“ sagte er. „Einen tüchtigen Schluck! Sie sehen blaß aus! Scharfer Wind!“

„Es ist nicht Wind und Wetter, Johnny,“ antwortete der junge Mann, und man hörte jetzt an seinem Accent, daß er kein geborener Engländer sei, obgleich er das Englische vollkommen fließend sprach, „es ist die Unruhe, die Ungeduld! Ich danke, Johnny.“

Er lehnte die Flasche mit einer leichten Bewegung ab. Johnny hielt sie ihm noch eine Sekunde lang hin, als erwarte er, der junge Mann werde sich eines Bessern besinnen. Dann nahm er selbst resolut einen tüchtigen Zug und sagte fest und bestimmt: „Hält Leib und Seele zusammen!“

„Ob sie da sein mögen, ob sie angekommen sind, Johnny?“ sagte George leise und unsicher.

„Wer, Mr. George?“ fragte Johnny, der aufmerksam eine heranrauschende Welle beobachtete.

„Nun, Mr. Hywell und Miß Mary“, antwortete George.

Die Antwort Johnny's wurde auf eine Minute unterbrochen; er rieb sich Schaum und Wasser aus dem Gesicht, denn die Welle war über das Boot fortgerollt und hätte die Beiden fast fortgespült.

„Ganz gut gemacht!“ brummte Johnny mit einem Blick auf den türkischen Steuermann, der durch eine geschickte Bewegung den Stoß der Welle gebrochen. „Verstehen's besser, als ich dachte! Mr. Hywell, meinen Sie, und Miß Mary? Gewiß sind die angekommen. Was soll denen passiren?“

„Johnny, ich bin in Todesangst!“ sagte der junge Mann mit einem tiefen Athemzuge. „Es hat sich Alles seit der Abreise so verändert. Persien hat Truppen aufgeboden, um den Russen zu helfen; die Kurden haben sich bewaffnet — es ist räuberisches Gefindel — man kann nicht wissen, was geschehen ist! Bis vor kurzem dachte ich noch wie Du: was könnte Miß Ma — Mr. Hywell widerfahren? Aber seit einigen Wochen ist mir bange geworden! Die unglückliche Idee, auf dem Landwege von Ostindien zurückzukehren!“

„Hat nichts zu sagen, junger Herr! Mr. Hywell kommt überall durch!“ sagte Johnny gleichmüthig. „Hier in Sinope — so heißt ja wohl das Ding — sollten wir Nachricht erhalten?“

„Oder Mr. Hywell und Miß Mary selbst finden“, antwortete George. „Ach, wie langweilig ist diese Fahrt, wie albern dieser Nordost! Und wenn man wenigstens um sich sehen könnte!“

Die Worte, welche sich die drei türkischen Boots-

leute mit lauter Stimme zuriefen, ließen das Gespräch George's und Johnny's stocken. Das Boot schien in Gefahr gewesen zu sein. George verstand genug Türkisch, um zu hören, daß sie sich gegenseitig Vorwürfe machten; jezt aber schien die Gefahr vorüber. Es handelte sich darum, die Spitze der Halbinsel zu umkreisen, auf deren schmaler, mit dem Festlande zusammenhängender Seite, nach Süden zu gewandt, die Stadt Sinope liegt. Schon legte sich der Wind voller in die Segel, denn das Boot wandte sich mehr südlich. Da aber der Nebel noch immer schwer auf dem Wasser ruhte, so mochten es die türkischen Schiffer für gerathen halten, nicht die ganze Kraft des Windes zu benutzen. Vorsichtig fuhren sie durch die hier hochbrandende See.

Ein eigenthümlicher Ton, den die Türken ausstießen, und die Richtung ihrer Blicke, die sich nach derselben Seite wandten, machten George und Johnny aufmerksam. Im Osten zog ein riesiger Schatten vorüber.

„Was ist das?“ fragte George den Türken.

„Ein großes Fahrzeug, Herr, ein Kriegsschiff.“

„Das sehe ich. Aber von welcher Nation? Eure Schiffe liegen ja auf der Rhede von Sinope.“

Die Türken blickten sich unter einander an. Der Bootsmann gurgelte einige Worte hervor, und die Stellung der Segel wurde verändert. Das Boot nahm

langsam eine östliche Richtung. Johnny lugte nach allen Seiten, rief dann den Türken am Steuer mit einem lauten Ahoi! an und deutete auf einen zweiten, riesigen Schatten, der ebenfalls im Osten vorüberzog.

„Sagen Sie den Levantinern, daß das ein Ruffe war, Mr. George!“ wandte er sich zu dem jungen Manne. „Ein russischer Dreidecker — kenn' die Bauart!“

Der junge Mann, der noch bleicher geworden, meldete es den Türken.

„Wissen's schon, Herr!“ lautete die Antwort. „Und was nun, Herr? Die Giaurs greifen unsere Schiffe auf der Rhede an oder spioniren wenigstens herum. Sollen wir hindurch, Herr?“

„Hindurch, ja“, rief George energisch. „Ich muß hinein nach Sinope!“

Wieder gurgelten sich die Türken unverständliche Worte zu.

„Müssen warten, bis das Fahrwasser rein ist“, wandte sich dann der Steuermann zu George. „Dies ist eine kleine Barke, der Wind weht scharf, der Nebel ist stark. Allah ist groß, aber man muß ihn nicht versuchen!“

George wollte ungeduldig antworten, als ein dumpfes, volles Dröhnen durch Nebel und Sturm herüberdrang. Johnny hob aufmerksam den Kopf; George hielt sich



nur mit Mühe auf seinem Platz, die Gesichter der Türken waren sehr ernst geworden.

„Damm!“ sagte Johnny. „Das war eine volle Lage — war nicht fern — kam von Südwest, gegen den Wind! Brummen gut — ist groß Kaliber!“

Der junge Mann hatte die Zähne zusammengepreßt und schien eine Minute lang die Beute der qualvollsten Aufregung zu sein. Dann sich mit Gewalt überwindend, sagte er:

„Und wie nun, Johnny, wenn die Russen die türkische Flotte angreifen, die auf der Rhyde von Sinope liegt — wenn sie die Stadt bombardiren — was dann?“

„Ei — mitten hindurch!“ sagte Johnny lustig. „So eine Schwalbe fliegt den Geiern mitten durch die Flügel, wenn sie mit einander kämpfen. Nur muthig, Sir!“

„Und wenn Mr. Hywell und Miß Mary —“

Er vollendete den Satz nicht. Johnny hob den Kopf und zog die Brauen hoch.

„Mr. Hywell — damu! Das ist wahr! Aber dem schadet's nicht! Der Master kommt überall durch!“

Der Seufzer des jungen Mannes klang wie ein Stöhnen.

„Ich fürchte mich nicht, Johnny“, sagte er. „Aber

wenn man mich gefangen nimmt — Du weißt oder weißt nicht, daß ich aus Rußland geflohen —“

Johanny riß die Augen noch weiter auf.

„Damm, Sir! Das wußte ich nicht. Hatte wohl was gehört, daß Mr. Hywell Sie irgendwoher mitgebracht, wußte aber nicht, daß Sie ein Russe seien, hielt Sie für einen Levantiner!“

„Nein, Johanny, ich bin keins von Beidem“, antwortete George. „Ich bin ein Kind der Berge im Osten dieses Meeres; wir könnten sie vielleicht sehen, wenn der Himmel sich klärte. Mein Vaterland ist das, Johanny! Ach, ich kann Dir nicht mehr sagen. Nur nicht sterben, nicht jezt, und nicht gefangen werden! So nahe dem Vaterland, so nahe der Freiheit!“

„Damm, Sir! In Alt-England waren Sie doch frei genug!“

„Ja, Johanny, aber Alt-England ist nicht mein Vaterland!“ rief George mit zuckenden Lippen, und seine Augen leuchteten auf in Dual und Begeisterung. „Ich bin bereit zu sterben, ja, aber auf dem Boden meiner Väter, mit dem Schwerte in der Hand!“

„Hm, Sir, so sind Sie auf einer Expedition?“ fragte Johanny schlau.

„Still, Johanny! Ich glaubte, Du wüßtest es!“ sagte George. „Da — höre!“

Dasselbe Dröhnen drang herüber, diesmal lauter nicht lange, und ein drittes Dröhnen folgte, und nun rollte der Donner ununterbrochen fort, wie aus tausend Feuerschlünden. Die Türken hatten die Segel eingezogen und lauschten beklommen. Johnny nickte zufrieden mit dem Kopfe.

„Gute Breitseiten!“ sagte er vor sich hin. „Wünschte, unsere Dreidecker, die da faul im Bosporus liegen, möchten endlich auch einmal die Mäuler aufthun! Schaut!“

Ein Segel hob sich über die Wellen empor, ein Boot flog ganz in der Nähe vorbei. Die Türken riefen es an; Antwort erschallte herüber. George, dessen Gesicht bleich geworden wie der Tod, fragte, ob man etwas verstanden und erfahren. Die Türken antworteten, daß eine große russische Flotte die türkische Flottenabtheilung auf der Rhede von Sinope angegriffen, und gurgelten ein Allah! über das andere, fluchend und betend. Inzwischen lichtete sich der Nebel ein wenig. Vielleicht zerriß ihn der Donner der Kanonen, der grausenregend herüberdröhnte. Die Küste wurde sichtbar.

„Können wir nicht hier landen?“ rief George. „Ich will hinein nach Sinope. Oder setzt mich und meinen Begleiter allein ans Land und kreuzt, bis Ihr eine Gelegenheit findet, irgendwo anzulegen. O Johnny“, fuhr er auf Englisch fort, „wenn die Russen die Stadt

befetzten, was würde dann aus Master Hywell und seiner Tochter!"

"Nun, Goddam", rief Johnny verwundert, „was können die Russen unserm Master anhaben? Wofür ist der Consul in der Stadt? Oder ist keiner da?"

"Ich weiß nicht", erwiderte George. „Ich soll Erkundigung bei einem deutschen Herrn einziehen. Aber was nützt ein Consul gegen Kanonenkugeln?"

Johnny machte ein Gesicht, als ob man noch gar nicht wissen könne, wie weit sich in dieser Hinsicht die Macht Englands erstreckte, und der Steuermann antwortete jetzt dem jungen Manne, daß gar keine andere Möglichkeit sei, als im großen Bogen die beiden Flotten zu umkreisen und den Versuch zu machen, südwestlich von Sinope, an einer Stelle, die ihnen bekannt war, zu landen. George nahm das Anerbieten an und das Boot flog in südlicher Richtung davon, gejagt von dem günstigsten Winde. Inzwischen dröhnte ununterbrochener Geschützdonner. Plötzlich zerriß ein Krachen, stärker als alles vorhergegangene, die Luft. Die Türken fuhren zusammen und beteten. Johnny deutete ernst nach oben. Er wollte ausdrücken, es sei ein Schiff in die Luft gegangen. Und bald darauf fielen in der That hier und dort einige Felsen Holz und Segeltuch neben dem Boot ins Meer. George stand auf und blickte nach Westen.



Das hohe Ufer versperrte die Aussicht; auch war die Luft noch immer trübe. Aber es zeigte sich deutlich eine Wolke in einiger Entfernung, deren Farbe von derjenigen des Nebels und der Wolken verschieden war — der Pulverdampf über der Kampfstätte. Sie sahen auch die beiden Schiffe, deren Umriffe sie vorher bemerkt und die mit dem herrlichsten Winde zum blutigen Handwerk in die Bucht von Sinope hineinsagelten. Pfeilschnell schoß das Boot vorwärts. Bald lag die Bai auf ihrer Nordseite — noch heller wurde die Luft — sie sahen eine Reihe von Schiffen, über ihnen eine schnell vom Winde zerrissene, aber sich stets erneuernde Dampfwolke.

„Wie viel Schiffe haben die Türken auf der Rhede, Sir?“ fragte Johnny.

George antwortete, daß die Flottille, wie er in Konstantinopel gehört, aus zehn Kriegsschiffen zweiten, dritten und vierten Ranges bestanden, die Truppen und Munition für die Armee in Kleinasien und die kaukasischen Bergvölker an Bord gehabt, daß er aber nicht wisse, ob diese ganze Flottille im Hafen von Sinope vor Anker gegangen sei.

„Nun, wenn es auch die ganze ist“, sagte Johnny, „so wird sie doch nichts gegen die Russen ausrichten können. Ich zähle acht bis neun große russische Schiffe, darunter fünf oder sechs ersten Ranges. Die Russen sind

den Türken fast ums Doppelte überlegen. Ja, wenn es Engländer und keine Türken wären!"

Es war jetzt mehr als eine halbe Stunde seit dem Beginn des Kampfes vergangen, der noch immer mit derselben Heftigkeit fortwährte. Der nördliche Wind trug das Krachen der Geschütze so deutlich herüber, daß die Luft erzitterte. Das Boot näherte sich der Küste. Johnny lugte aus. Die Brandung mußte jeden Landungsversuch an den steilen Ufern verhindern. Die Türken schienen jedoch ihrer Sache gewiß zu sein; sie mußten das Ufer kennen. Und in der That erreichten sie nach einer viertelstündigen, zuletzt wieder sehr vorsichtigen Fahrt den Eingang einer kleinen Bucht. Johnny nickte beistimmend, als der türkische Steuermann das kleine Fahrzeug glücklich durch die Brandung in die kleine Bucht lenkte, die durch einen hohen Felsengrat, der sich wie eine Mauer in das Meer hineinzog, gegen den Nordwind geschützt war. Am Ufer der Bucht erhoben sich ärmliche Fischerhütten; einige Boote ankerten in dem ruhigen Wasser. Die Bewohner der Hütten standen auf dem Felsen und schauten erstarrt vor Schrecken nach Sinope hinüber.

„Gott sei Dank!“ rief George aufathmend, als er an das Ufer sprang. „Nun, Leute“, wandte er sich an die Türken, „ist das Boot hier sicher und kann es hier liegen bleiben, bis ich Euch Nachricht sende? Ich werde

Eurer noch bedürfen, auch habt Ihr Euch mir auf eine Woche verbunden. Ich glaube nicht, daß die Russen Sinope besetzen werden, und ich denke, das Boot wird hier sicher sein; die Russen werden diese Bucht nicht entdecken.“

Die Türken wollten sich gegen alle Wechselfälle sichern; sie verlangten eine Entschädigung für den Fall, daß ihr Boot von den Russen genommen würde. George versprach Alles. Dagegen gelobten die Türken, sich noch sechs Tage zu seiner Verfügung zu halten und über das Gepäc des jungen Mannes, das sich in der Kajüte befand, zu wachen. Es wurde ausgemacht, daß die Türken das Boot nach dem Hafen von Sinope führen sollten, sobald sich mit Sicherheit herausgestellt, daß die Russen die Rhede verlassen. Dann eilte George, von Johnny gefolgt, die Berge hinauf.

Er hatte die schützende Decke im Boot zurückgelassen, und seine schlanke, hohe und regelmäßige Gestalt zeigte sich jetzt unverhüllt. Trotz der Eile offenbarten seine Bewegungen natürlichen Anstand und Anmuth. Er trug europäische Tracht, jene dem türkischen Fes ähnliche dunkle Mütze ausgenommen. Es wurde Johnny nicht leicht, dem beweglichen jungen Manne die Berge hinauf zu folgen; seine starke, untersepte Gestalt war für das Klettern nicht eben geeignet. Aber unermüdlich und aus-

dauernd überwand er die Schwierigkeiten, des Schweißes nicht achtend, der ihm auf das geröthete Gesicht trat.

Auf der Höhe angelangt, orientirten sie sich über den Weg und eilten dann auf dem Kamm der Felsen weiter. Das gräßlich schöne Schauspiel der Seeschlacht lag jetzt fast zu ihren Füßen. Nicht nur der Donner der Kanonen umdröhnte sie majestätisch, sie hörten auch zuweilen das Säusen der Kugeln; sie sahen deutlich die russischen Schiffe in Kampfordnung aufgestellt und auch die türkischen Fahrzeuge, deren Zahl bereits zusammengesmolzen war. Die Strandbatterien von Sinope schienen unthätig zu sein; sie hätten nicht feuern können, ohne die türkischen Schiffe zu treffen, denen es bei dem unerwarteten Angriff unmöglich gewesen, ihre Stellung zu ändern. Johnny hätte gern mit Muße den Kampf beobachtet, aber die Ungeduld George's trieb auch ihn weiter. Ein furchtbares Krachen hielt sie beide auf, athemlos standen sie still. Eine ungeheure Lohe erhob sich im Hafen von Sinope, eine riesige Dampfwolke wirbelte langsam empor, bis sie vom Winde ergriffen und zerstreut wurde. Es zeigte sich, daß wieder eine neue Lücke in den türkischen Schiffen entstanden. Andere Schiffe brannten; eins versank, wenige Minuten, nachdem jenes Schiff in die Luft geflogen. Es war ein Anblick voll Grauen, nur gemildert durch die weite Entfernung, die

den beiden Männern die Einzelheiten entzog, von denen ein solcher Kampf begleitet sein mußte. Selbst Johnny's Gesicht wurde finster und er sagte mürrisch:

„Das ist ja eine Heidenwirthschaft! Da sind wir gerade gut zurecht gekommen! Damm! Warum schickten wir nicht fünf von den Dreideckern, die jetzt im Bosporus von ihrem Nichtsthun ausruhen, in den Hafen? Da wären die Russen wohl hübsch draußen geblieben! Na, Sir, es kommt noch! Ich denke, nun wird's losgehen!“

Der Kampf währte ununterbrochen mit derselben Wuth fort, während die Beiden, so schnell es der unebene Boden erlaubte, über die Höhen eilten. Ein türkisches Schiff sank nach dem andern. Auch in der Stadt wirbelten schon Rauchsäulen auf. Die Strandbatterien von Sinope ließen ihre Kanonen spielen, denn die Schiffe, die sie gehindert, lagen entweder auf dem Meeresgrunde, oder waren in Millionen Trümmern zum Himmel emporgeflogen, oder man hatte sie auf den Strand treiben lassen. Die Russen überschütteten die Batterien mit Bomben. George und Johnny waren jetzt der Stadt so nahe, daß sie deutlich die Barken bemerken konnten, auf welchen die türkische Besatzung sich von den Schiffen zu retten suchte. Auch einen kleinen Dampfer bemerkten sie, der durch die russische Flotte hindurchfuhr und glücklich die hohe See erreichte. Es war, wie sie später erfuhren,

der türkische Dampfer *Taif*, der einzige, der die Kunde von dem Unglück bei Sinope nach Konstantinopel brachte.

Die Wanderung bis zu den Vorstädten hatte ungefähr eine Stunde gedauert; wenig mehr als zwei Stunden waren seit dem Beginn des Kampfes verstrichen. Jetzt wurde das Feuer plötzlich schwächer und schwieg dann fast ganz. George und Johnny waren eine Zeit lang in einer Ebene weiter geeilt, von der sie den Hafen nicht sehen konnten. Als sie bei den ersten Häusern der Vorstadt anlangten und auf das Meer blickten, sahen sie nur noch zwei kleine türkische Kriegsschiffe, die entmastet am Strande lagen, und ein anderes am Schlepptau eines russischen Schiffes. Die Flotte war vernichtet.

Die schnelle Wanderung hatte die Wangen des jungen Mannes geröthet; jetzt wurden sie wieder blasser. Seine Miene zeigte eine tiefe, fast verzweiflungsvolle Trauer.

„O Johnny“, seufzte er, „ein harter Schlag auch für meine Hoffnungen! Wenn das so fortgeht, wenn viele solche Unglücksfälle folgen, dann ist es geschehen um die Türken und die Verbündeten!“

„Ei, lassen Sie nur die Theerjacken kommen, Sir!“ sagte Johnny zuversichtlich. „Die und die französischen Nothhosen, die werden's schon machen, keine Sorge drum!“

Die Stadt brannte und bot ein Bild voll Schrecken. George und Johnny schritten langsam vorwärts, denn die Straßen waren angefüllt mit fliehenden türkischen Soldaten und Einwohnern, die in den Bergen Schutz vor der erwarteten Landung russischer Truppen suchten. Je mehr die Beiden sich demjenigen Theile der Stadt näherten, der am meisten von den Kanonenkugeln gelitten, desto gräßlicher wurde der Anblick. Tote und Verwundete lagen auf der Straße. Niemand kümmerte sich in dem allgemeinen Schrecken um sie. Aus zerstörten Häusern brachen die Flammen hervor; über einem großen Theile der Stadt schwebte eine einzige Blut- und Rauchmasse. Das Wimmern der Verwundeten, das Geschrei der Weiber und Kinder zerriß das Herz. Johnny's Gesicht war sehr finster geworden; George, an den Anblick des Todes nicht gewöhnt, mußte oft entsetzt den Blick abwenden und still stehen, um sich sammeln und dann rascher weiter eilen zu können.

Endlich gelangten sie in einen Theil der Stadt, der wegen seiner höhern Lage weniger gelitten zu haben schien. Aber auch hier sahen sie Trümmer und gräßlich verstümmelte Leichen von den in die Luft gesprengten Schiffen. Ermüdet sank George auf eine steinerne Bank vor einem anscheinend verlassenen Hause.

„Es würde vergebens sein, jetzt zu fragen!“ sagte

er. „Niemand kann uns in dieser Verwirrung Auskunft geben. Ich hoffe zu Gott, Johnny, daß Mr. und Miß Hywell noch nicht angekommen oder daß sie der Gefahr entgangen sein mögen!“

„Ich hoffe mit Ihnen, Sir“, sagte Johnny ernst. „Wie heißt der Herr, bei dem Sie sich erkundigen sollen?“

„Mr. Wiedenburg“, antwortete George. „Er ist früher mit Mr. Hywell in England bekannt geworden und wohnt seit einiger Zeit in Konstantinopel und Sinope, um Handelsverbindungen anzuknüpfen. Bei ihm sollte ich Nachrichten über Mr. Hywell erhalten.“

„Wir wollen gehen, wir werden ihn schon finden“, sagte Johnny. „Ich möchte selbst gern wissen, ob er —“

Er beendete den Satz nicht. Die Beiden saßen noch eine Zeit lang schweigend und erhoben sich dann. Sie versuchten, mehrere Türken, die an ihnen vorübereilten, anzureden, aber man gab ihnen keine Antwort. Endlich gelangten sie auf einen Platz, wo sie eine Menge Volk trafen, das in großer und wilder Aufregung zu sein schien. Hier fragte George einen Mann in europäischer Tracht nach der Wohnung irgend eines Consuls.

Der Mann war ein Italiener, verstand aber ein wenig Französisch und antwortete, daß er nur die Woh-



nung des österreichischen Consuls Herrn Pirjanz kenne, die er den Beiden bezeichnete. Er fügte hinzu, sie möchten eilen, wenn sie ihn sprechen wollten. Denn wie immer wende sich jetzt die Wuth des türkischen Pöbels, da sie keinen andern Gegenstand finde, gegen die Fremden und namentlich gegen die Deutschen, die man als geheime Verbündete Rußlands betrachte, während man auf die Engländer und Franzosen einige Rücksicht nehme, weil sie wenigstens den Willen zu haben schienen, den Türken zu helfen.

George und Johnny suchten die ihnen bezeichnete Wohnung auf, die sie schon von fern an der österreichischen Flagge erkannten. In der That zeigten sich in der Nähe derselbe drohende und heftig redende Pöbelgruppen. George ging hinein in das Haus; man sagte ihm jedoch, daß der Consul wegen augenblicklicher und dringender Geschäfte nicht zu sprechen sei. George fragte den Diener, ob er die Wohnung eines Herrn Wiedenburg kenne. Der Diener bejahte und antwortete, die Wohnung dieses Herrn befinde sich im westlichen Theil der Stadt, in der Nähe der Vorstädte, und bezeichnete sie genauer. George fragte, ob er zufällig davon gehört, daß Fremde, Engländer, bei Herrn Wiedenburg angekommen seien. Der Diener verneinte.

„Ich war erst gestern bei dem Herrn im Auftrage

des Herrn Consuls“, fügte er hinzu, „ich habe aber keinen Fremden dort bemerkt. Wenn Sie Herrn Wiedenburg sehen, so sagen Sie ihm nur, er möge entweder in seiner Wohnung bleiben oder außerhalb der Stadt einen sichern Ort aufsuchen. Die Türken sind nicht gut auf uns zu sprechen — ich meine den Pöbel, der jetzt die wehrlosen Fremden zerreißen möchte, nachdem er keinen Muth gehabt, sich gegen die Russen zu vertheidigen. Herr Wiedenburg möchte sich nicht auf der Straße zeigen!“

Die Wanderung mußte von neuem begonnen werden. George fühlte sich von der Aufregung und von den Greueln, die er gesehen, so matt, daß er sich auf Johnny's Arm stützte. Auch hatte er die Nacht schlaflos in dem kleinen Boote zugebracht, das am Morgen des vergangenen Tages Konstantinopel verlassen. Er fühlte sich fast krank. Johnny bedauerte, seine Rumflasche im Boot zurückgelassen zu haben, wo die faulen Türken sie wahrscheinlich leichter machen würden.

Nach langer Wanderung, nach vielem, meist vergeblichem Hin- und Herfragen erreichten sie das Haus, in welchem Wiedenburg wohnte. Aber was leicht zu erwarten gewesen, traf ein. Der Deutsche hatte sich nach der Stadt begeben, um sich bei den Consuln zu erkundigen, welches Schicksal der Stadt bevorstehe. Auf die Frage

nach Mr. Hywell antworteten die Diener, daß allerdings schon seit Wochen einige Zimmer für die Ankunft von Fremden bereit gehalten würden, daß diese Fremden aber noch nicht angekommen seien. George wollte sich entfernen, aber die Diener baten ihn und Johnny, zu bleiben. Sie mochten glauben, daß die Anwesenheit eines jungen Mannes mit orientalischem Gesicht und eines Mannes im englischen Matrosenanzuge zu ihrer Sicherheit dienen könne, und sprachen mit Besorgniß von einer bevorstehenden Plünderung. George nahm das Anerbieten gern an. Die Diener brachten Thee und Wein, und der ermattete junge Mann setzte sich nieder, um seinen Gedanken nachzuhängen. War doch wenigstens eine Last von ihm genommen! Mr. Hywell und seine Tochter hatten sich nicht in Sinope befunden! Und doch hätte er andererseits gewünscht, sie zu sehen. Er konnte und wollte Sinope nicht verlassen, um einen Plan auszuführen, der über seine Zukunft, vielleicht sein ganzes Leben entscheiden mußte, ohne Mr. Hywell noch einmal wiedergesehen zu haben. Je länger dieser fern blieb, desto länger mußte der Aufenthalt George's in Sinope währen — ein unthätiger Aufenthalt. Und nichts erschien dem jungen Manne, dessen Seele sich in glühender Ungeduld verzehrte, qualvoller als die Unthätigkeit.

Johnny spazierte indessen auf dem platten Dache

auf und ab und beobachtete die Bewegungen der russischen Schiffe, die vor Anker gingen und die erhaltenen, nicht bedeutenden Beschädigungen ausbesserten. Er sah, wie eine Menge Ertrunkener aus dem Hafen aufgefischt wurden und ein russisches Parlamentärboot nach der Stadt ruderte, aus welcher immer noch Hunderte nach den westlichen Bergen flohen. Gewiß machte sich Johnny seine Gedanken über das, was er gesehen. Eine stattliche Flottille und Tausende von Menschenleben in dem kurzen Zeitraume zweier Stunden vernichtet! Einige Mastspitzen, die aus den leichtbewegten Wellen des Hafens hervorragten, die einzigen zerbrechlichen Denkmäler dieser grauenvollen Zerstörung! Aber sein rothes Gesicht blieb ruhig, selbst wenn er zuweilen ein Goddam! murmelte, und er rauchte gleichmüthig seine kurze Pfeife, die er glücklicherweise nicht in dem Boot vergessen wie die Rumflasche.

Es dämmerte bereits, als Johnny hinabging. Er fand George auf seinem Stuhle schlummernd. Mit einer gewissen Theilnahme betrachtete der robuste Engländer das feine, blasse Gesicht des jungen Mannes, das selbst im Schlafe noch die Spuren innerer Unruhe trug. Er schüttelte den Kopf.

„Der muß etwas vorhaben!“ brummte er vor sich hin. „Miß Mary ist's nicht allein, die in ihm spukt. Nun

werden's bald erfahren. Möchte wissen, was er eigentlich ist. Hielt ihn immer für einen Russen. Was liegt denn eigentlich da drüben für ein Land, im Osten des Meeres?"

Und er grübelte vor sich hin. Das Eintreten eines Dieners weckte George; der Diener meldete, daß Herr Wiedenburg in der Nähe mit einigen Türken sprechend gesehen worden sei, daß er also wohl bald kommen werde. George erhob sich und schritt durch das Zimmer.

„Das war ein böser Tag, Johnny!“ sagte er. „Der erste Kampf, den ich in der Nähe gesehen habe, zeigte mir eine Niederlage der Türken. Der Tod ist gräßlicher, als ich glaubte!“

„Nun, Sir“, meinte Johnny, „das ist er, aber doch nicht so schlimm, wie man glaubt. Ich kann zwar nicht viel mitreden von Schlachten, hab' nur einmal drüben in China auf einem Kauffahrer ein hitziges Gefecht mit Piraten bestanden; doch wenn man mitten drunter ist, so merkt man's weniger. Aber das Morden und die Todten zu sehen, ohne selbst Theil zu nehmen, ohne daß einem das Blut in den Adern kocht, ja, das ist häßlich. Der Anblick heut in der Stadt hat mir nicht gefallen!“

„Ich fürchte, das ist ein böses Vorzeichen, Johnny!“ sagte George und fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Für wen, Sir?“

„Nun, für den Kampf überhaupt und für mich!“  
antwortete George.

„Wollen Sie denn in den Kampf, Sir?“ fragte Johnny. Und als der junge Mann nicht sogleich antwortete, fuhr er fort: „Oder meinen Sie die Engländer und Franzosen? Sie glauben doch nicht, daß die sich von den Russen so zurichten lassen würden wie die Türken? Die werden's den Russen schon eintränken, warten Sie nur! So ungeschickt wird sich eine englische Flotte nicht aufstellen. Die Batterien konnten ja nicht feuern! Und die Tapfersten scheinen mir diese Herren Türken heute auch nicht gewesen zu sein. Etwas saurer hätten sie's den Russen schon machen können, trotz der Ueberrumpelung! Scheinen sich sehr sicher hier gefühlt zu haben, die Herren Rothkappen, sonst hätten sie sich nicht so faul vor die Stadt gelegt und vergessen, Wache zu halten.“

Ein Herr trat ein, und Johnny unterbrach seine strategischen Betrachtungen. Es war ein bereits bejahrter Mann, der sich sogleich an George mit der Frage in englischer Sprache wandte, ob er es gewesen, der ihn zu sprechen gewünscht.

„Mein Name ist George, ich bin der Pflege Sohn von Mr. Hywell“, antwortete der junge Mann.

„Willkommen dann!“ antwortete Wiedenburg, ihm die Hand reichend. „Sie wollen Nachrichten über Mr. Hywell hören. Er ist noch nicht angekommen, auch ver-  
muthe ich, daß er vielleicht nicht seinen Weg über Sinope  
nimmt. Aber ich will Ihnen die Briefe Mr. Hywell's  
zeigen. Kommen Sie mit mir!“

George folgte dem Deutschen nach dessen Wohn-  
zimmer und fragte im Gehen nach dem Schicksal, das  
der Stadt bevorstehe.

„Nun, das Schlimmste scheint vorüber“, antwortete  
Wiedenburg. „Freilich, viel schlimmer für die Türken  
konnte es nicht werden! Indessen wäre eine Plünde-  
rung der Stadt doch immer ein trauriges Nachspiel zu  
diesem gräßlichen Ereigniß gewesen. Die Flotte ist ver-  
nichtet, vier- bis fünftausend Türken sind getödtet, einige  
hundert gefangen. Ueber das Schicksal der beiden Ad-  
mirale, Hussein- und Osman-Pascha's, wissen wir noch  
nichts Genaueres. Admiral Nachimow hat dem österrei-  
chischen Consul angezeigt, daß er das Privateigenthum  
respectiren wolle und daß die Feuersbrunst in der Stadt  
nicht von ihm beabsichtigt worden sei. Um so mehr  
haben wir eine Plünderung von seiten der Türken zu  
fürchten; der Pöbel benützt ja gern derartige Gelegen-  
heiten, um sich für die überstandene Angst durch Greuel-  
thaten an Unschuldigen zu entschädigen. Schon bedroht

man Mr. Pirjanz, und beschuldigt ihn des Einverständnisses mit den Russen, weil Nachimow den Parlamentär an ihn geschickt. Zu wem soll er denn senden, wenn die andern Consuln nicht zu finden sind? Nun, ich hoffe, die Gefahr wird vorübergehen. Im Nothfall müssen wir die Russen um Schutz ersuchen. Nehmen Sie Platz, Sir! Hier sind die Briefe.“

Ein Diener brachte Licht, und George durchflog die Brieffschaften, die Wiedenburg ihm reichte.

Mr. Symwell, den er seinen Pflegevater genannt, war ein reicher englischer Kaufmann, das Haupt eines großen Handlungshauses und als ein sehr erfahrener Mann oftmals von dem Handelsministerium zu Rathe gezogen und zu Missionen verwendet. Theils im Auftrage der Regierung, theils in eigenen Angelegenheiten hatte er vor mehr als zwei Jahren eine Reise nach Ostindien unternommen. Der Aufenthalt dort war durch mancherlei Umstände verlängert worden; jetzt wollte Mr. Symwell über Persien zurückkehren. Er hatte den mühsamen und unbequemen Weg zu Lande gewählt, weil ihm auch eine Mission für Persien anvertraut worden. Ueber Sinope wollte er dann nach Konstantinopel gehen und von dort nach England zurückkehren. Von den inzwischen ausgebrochenen Feindseligkeiten zwischen Rußland und der Türkei hatte er erst kurz vor seiner Abreise aus Ost-



indien Kunde erhalten und der Nachricht, wie so viele Politiker, kein großes Gewicht beigelegt. Wiedenburg hatte schon seit Jahren von Konstantinopel aus mit ihm in Handelsverbindungen gestanden, und auf Handelsgegenstände bezogen sich auch die meisten der Briefe, obwohl in ihnen manche andere Mittheilung mit einfloß, da die beiden Männer einander befreundet waren. Aus den Briefen sah George auch, daß ein Mr. Edmund Wiedenburg, ein junger Deutscher, der einige Jahre in Ostindien gelebt, ein entfernter Verwandter des Kaufmanns in Sinope, sich der Gesellschaft Mr. Hywell's für die Rückreise angeschlossen. Mary Hywell begleitete ihren Vater, weil er es gewünscht. Es war dem schon bejahrten Manne, dem die Gattin längst gestorben und der keine Kinder außer Mary besaß unmöglich gewesen, sich auf lange Zeit von der damals siebzehnjährigen Tochter zu trennen. Der letzte Brief war aus Teheran geschrieben und trug das Datum des Monats August.

„In diesem Briefe spricht Mr. Hywell von seiner bevorstehenden Abreise“, sagte George, die Briefe zurückgebend. „Eine Reise von Teheran bis hierher dauert doch unmöglich drei Monate und länger.“

„Mr. Hywell wird seiner Tochter wegen langsam gereist sein“, erwiderte Wiedenburg. „Auch mag sein Aufenthalt in Teheran länger gewährt haben, als er

damals voraussah. Nichtsdestoweniger, um Ihnen die Wahrheit zu sagen, muß ich bekennen, daß das Ausbleiben Mr. Hywell's und fernerer Briefe von ihm mich unruhig macht. Die Länder, welche Ihr Pflegevater zu durchreisen hat, sind sichern Nachrichten zufolge in einem Zustande wilder Aufregung. Sie wissen, daß Persien sich mit Rußland verbunden und daß die Türkei die Kurden gegen Persien aufgeboden. Diese werden auf eigene Hand operiren, das heißt plündern und rauben, wo etwas zu finden ist. In Ordnung sind sie nicht zu halten; wir hören täglich darüber die bittersten Klagen von seiten der türkischen Befehlshaber, namentlich der Europäer, die in türkischen Diensten stehen. Ich würde mich deshalb sehr freuen, wenn ich erführe, daß Mr. Hywell den Weg durch das russische Gebiet genommen. Dort ist allerdings der Krieg zwischen Russen und Türken im vollen Gange und auch die Bergvölker mischen sich darein, aber für Reisende ist der Weg dennoch der sicherere. Ja, ohne Sie in Besorgniß setzen zu wollen, muß ich Ihnen doch sagen, daß der Brief eines Kaufmanns aus Erzerum mir meldet, es seien ihm von einigen Kurden sehr schöne ostindische Shawls zum Kaufe angeboten worden, die höchst wahrscheinlich von diesen Räubern bei einem Angriff auf eine Karawane oder einzelne Reisende gestohlen worden. Wie gesagt, es ist durchaus

nicht nothwendig, daß gerade Mr. Hywell dieses Unglück erlitten, aber die Möglichkeit ist vorhanden. In keinem Falle aber fürchte ich für das Leben Ihres Pflegevaters und seiner Begleiter; diese Schurken sind jetzt so klug geworden, ihre Gefangenen nicht eher zu tödten, als bis sie die Gewißheit erlangt haben, daß sie kein Lösegeld zu erwarten haben. Sie werden jedenfalls erst den Versuch machen, ein solches zu erpressen.“

„Aber wenn Mr. Hywell Widerstand geleistet hätte, wenn ein Kampf entstanden wäre!“ rief George mit gepreßter Stimme. „Und Miß Mary —“

„Mein lieber Sir“, unterbrach ihn Wiedenburger, „wir wollen uns nicht ängstigen. Mr. Hywell ist jetzt vielleicht sicher und wohlbehalten auf dem Wege hierher. Welches ist Ihre Absicht? Wollen Sie hier Ihren Pflegevater erwarten, oder wollen Sie ihm nach Erzerum entgegenreisen? Ich halte das Letztere für vergeblich, denn ich habe die feste Ueberzeugung, daß Mr. Hywell den Weg über Achalzik oder Tiflis eingeschlagen haben wird; um nicht das gefährliche Land der Kurden zu passiren. Mr. Hywell ist ein vorsichtiger Mann, der sich gewiß von den Schwierigkeiten eines Weges unterrichtet, ehe er ihn einschlägt!“

„Ich hoffte so sehr, Mr. Hywell hier zu finden!“ antwortete George mit einem Seufzer. „Ich wollte ihn

um die Billigung eines Plans bitten, den ich entworfen. Was soll ich nun thun? Ich ginge gern überallhin, wo ich hoffen könnte, ihn zu finden! Und wüßte ich, daß eine Gefahr ihm drohte — Doch alles Ueberlegen ist vergeblich! Wie steht es auf dem Kriegsschauplatz in Armenien? Sind die Türken vorgegangen?"

„Ja, aber ich glaube nicht, daß sie weit kommen werden“, antwortete der Deutsche. „Die Führer sind uneinig unter sich selbst, keiner will dem andern gehorchen. Und da die Russen für den Augenblick die Bergvölker nicht zu fürchten haben, so werden sie die Gelegenheit benutzen, einen empfindlichen Streich gegen die Türken zu führen.“

„Was halten Sie von dem Beistande, den Schamyl den Türken leisten kann?“ fragte George.

„Mein lieber Sir“, antwortete Biedenbourg, „es ist nicht leicht, die Zukunft vorauszusagen. Aber wenn ich eine kurze Meinung äußern soll, so ist es folgende. Die Franzosen und Engländer werden den Türken beistehen, ja, davon bin ich überzeugt. Siegen die Türken, so darf man nicht glauben lassen, sie hätten es allein mit dem mächtigen Rußland aufnehmen können, und man wird eine Armee nach der Donau oder an [die russische Küste senden, um den Türken den Ruhm ihres alleinigen Siegs zu schmälern; werden sie geschlagen,

nun, so versteht es sich von selbst, daß man ihnen zu Hülfe eilt, denn Rußland soll nicht triumphiren, es soll gedemüthigt werden und anerkennen, daß es nicht wohlgethan ist, gegen Frankreichs und Englands Willen zu handeln. Ein Kampf auf Leben und Tod wird es nicht werden; die Franzosen und Engländer werden, sobald Rußland eine Schlappe erlitten, den Frieden vermitteln. Denn an einer wahren Kräftigung und Stärkung der Türkei liegt den Westmächten sehr wenig; sie verlören ja dann eine vortreffliche Gelegenheit, sich in die orientalischen Angelegenheiten einzumischen. Frankreich wird die Russen heimsenden, bis es vielleicht einst mit ihnen gemeinschaftlich über die Türkei herfällt. Und die Bergvölker? Sie werden allerdings die Gelegenheit benutzen, den Russen einige Niederlagen beizubringen. Aber schließlich fürchten sie die türkische Oberherrschaft ebenso sehr wie die russische; sie werden auf eigene Hand operiren und schon deshalb wenig erreichen. Ich kann mich irren, aber ich glaube, dieser Krieg wird im Sande verlaufen. Selbst Rußland ist vielleicht jetzt schon unzufrieden damit, ihn begonnen zu haben.“

„Glauben Sie nicht, daß Georgien, Mingrelieu, überhaupt die kaukasischen Länder die Gelegenheit benutzen werden, um die russische Herrschaft abzuschütteln?“ fragte George.

„Nein, Sir! Der Krieg wird nicht lange genug dauern, um diese gezähmten und erschöpften Völker aufzuregen und an den Gedanken der Selbstständigkeit zu gewöhnen. Rußlands Macht hat dort tiefe Wurzeln geschlagen. Ja, wenn die Russen überall zurückgedrängt und genöthigt würden, den Süden des Kaukasus aufzugeben, dann wäre es möglich, daß sie nie zurückkehrten. Aber dahin kommt es nicht, diesmal nicht!“

George blickte düster vor sich nieder. Wiedenburg bot ihm ein Zimmer für die Nacht und überhaupt für so lange an, als George ihm seinen Besuch schenken wolle.

„Ich werde nur bis morgen früh bleiben“, antwortete George. „Da ich Mr. Hywell nicht angetroffen, so will ich hinüber nach Tschefketil und von dort aus den Versuch machen, etwas über Mr. Hywell zu erfahren.“

„Werden Sie als Neutraler reisen?“ fragte Wiedenburg. „Besitzen Sie die nöthigen Papiere?“

George zögerte mit der Antwort.

„Ich werde mich wahrscheinlich den Türken anschließen“, antwortete er dann. „Zwar kenne ich die Ansicht meines Pflegevaters nicht genau und weiß nicht, ob er meinen Plan billigt; aber er hat früher stets so viel Sympathie für meine Pläne gezeigt —“

Er brach ab. Wiedenburger fragte nicht weiter. Er sagte nur nach einer Pause:

„Sie sind orientalischer Abstammung?“

„Ja“, antwortete George. „Deshalb bleibt mir in diesem Kampfe keine Wahl.“

Das Gespräch ging auf die Ereignisse des Tages über und George verließ dann seinen gastlichen Wirth, um Johnny mitzutheilen, was er über Mr. Hywell erfahren.

„Wir fahren morgen nach Escheketil“, fügte er hinzu. „Das ist ein kleines Fort an der russisch-türkischen Grenze, das die Türken den Russen abgenommen. Dort will ich Erkundigungen über mancherlei Dinge einziehen. Johnny, bist Du entschlossen, für alle Fälle bei mir zu bleiben?“

„Dann, Sir, gewiß!“ antwortete Johnny. „Mr. Hywell hat mir gesagt, ich sollte über Sie wachen wie über meinen Augapfel, und ehe er mir nichts Anderes befiehlt, thue ich meine Schuldigkeit!“

„So brechen wir morgen auf!“ sagte George, ihm erregt die Hand drückend. „Komme, was kommen mag, ich kann nicht anders! Mr. Wiedenburger wird mir Nachricht senden, falls Mr. Hywell hier ankommt. Der Boden brennt mir unter den Füßen. Ich kann nicht länger müßig sein!“

Und nach einer Pause fügte er hinzu:

„Was meinst Du, Johnny, Miß Mary muß jetzt eine stattliche Dame sein? Mr. Hywell wird daran denken, sie zu verheirathen. Sollte sie vielleicht in Ostindien einen Nabob gefunden haben?“

Er versuchte dabei zu lächeln. Johnny schüttelte leicht den Kopf.

„Miß Mary läßt sich nicht so ohne weiteres verheirathen“, sagte er. „Die hat ihren Willen für sich. Und Mr. Hywell ist ja selbst ein kleiner Nabob. Nach Geld braucht Miß Mary nicht zu heirathen.“

Am folgenden Morgen verließen George und Johnny Sinope. Mr. Wiedenburg, der vielleicht die Pläne George's errieth, hatte vergebens versucht, den jungen Mann zurückzuhalten, und ihm dann, als George unerschütterlich auf seinem Vorsatz beharrte, nicht nur versprochen, ihm, sobald er etwas über Mr. Hywell erfahren, Nachricht nach Tschefketil nachzusenden, sondern auch für alle Fälle, wie er sagte, die Namen einiger Deutschen und Engländer in Tiflis und in Erivan genannt, an welche sich George wenden sollte, wenn er Beistand bedürfe.

Ungefähr vierundzwanzig Stunden, nachdem es in die kleine schützende Bai eingelaufen, verließ das türkische Boot den sichern Zufluchtsort. Als es, mit dem nördli-



den Winde kämpfend, die Höhe des Meeres zu erreichen suchte, sank George auf die Kniee und flüsterte in stiller Erregung ein Gebet.

Auf der Rhede von Sinope lagen noch die russischen Kriegsschiffe und ließen ihre Banner lustig und triumphirend herüberwehen.

---

## II.

### Ein kolchisches Paradies.

Im Süden des Kaukasus, in einer dem russischen Scepter unterworfenen Provinz, liegt Schloß und Stadt Garika\*), einst die Hauptstadt eines Königreichs gleichen Namens. Die unbedeutenden Häuser der Stadt ziehen sich am Fuße eines Felsens längs eines kleinen Flusses hin, der den im Orient häufig wiederkehrenden Namen Karassu (Schwarzwasser) führt und der nur im Winter reißend, im Sommer aber gewöhnlich so seicht ist, daß man ihn durchwaten kann. Hoch auf dem Felsen, der steil nach dem Flusse abfällt, liegt Schloß oder Burg Garika, mit einer entzückenden Rundsicht auf die schneebedeckten Gipfel des Kaukasus im Norden, das herrliche

---

\*) Unserer Erzählung liegen, außer den allgemeinen historischen, noch einige andere wirkliche Ereignisse zu Grunde. Wir erwähnen dies mit dem Bemerken, daß nicht nur die Namen der betreffenden Personen, sondern auch die Ereignisse selbst nach eigener und freier Erfindung geändert und dem Plane zu dieser Erzählung angepaßt worden sind.

D. B.

Flußthal mit seinen Weinbergen jenseits des Flusses und die schönen Wälder im Süden und Westen. Es mag einst sehr fest gewesen sein; die Außenmauern sind aber längst geschleift, und einige im modernsten russischen Geschmack errichtete Pavillons und Nebenhäuser zeigen deutlich, daß hier eine neue Civilisation unter den Fittigen des russischen Adlers eingezogen.

Es war in den ersten Tagen des December, und die Wälder prangten noch in ihrem glühendsten herbstlichen Schmuck, als ein junger Reiter Schloß Garika verließ und den sanften Abhang hinabritt, der sich südlich vom Schlosse nach den Wäldern hinzieht und mit den herrlichsten Baumgruppen bedeckt ist. Er ritt ein prächtiges Pferd von echter Rasse und trug die Uniform eines russischen Milizoffiziers, jedoch nicht nur mit dem Abzeichen eines höhern Ranges, sondern auch mit einigen selbsterfundnen malerischen Verzierungen, wie der Orientale sie liebt und die russischen Generale sie gern gestatten, da Glanz und Schmuck des Offiziers dazu beitragen, sein Ansehen bei den eingeborenen Truppen zu erhöhen.

Es war ein schöner junger Mann, noch nicht dreißig Jahre alt, mit vollem, schwarzem Schnurrbart und von mehr schlanker als kräftiger Gestalt. Das etwas blasse, aber noch jugendlich frische Gesicht zeigte einen

träumerischen Ausdruck; auch war die Haltung des Reiters nachlässiger, als man sie bei europäischen Offizieren findet. Der Orientale läßt sich gehen, bis der Augenblick seine ganze Kraftanstrengung verlangt. Der Schnitt des Gesichts zeigte den Kaukasier oder Circassier.

Der junge Offizier ritt langsam unter den schönen Buchen hin, in Gedanken verloren, als plötzlich ein Mann in der ärmlichen Tracht der eingeborenen Bauern hinter einem Baumstamme hervortrat. Da er waffenlos war und seine spitze Mütze demüthig in der Hand trug, so hatte der Offizier nicht nöthig, nach seinem Säbel oder nach den Pistolen zu greifen, deren goldverzierte Schäfte aus den Halftern hervorglänzten. Er wollte auch ruhig, ohne auf den Bauer zu achten, weiter reiten, als er sah, daß dieser ihm ein Papier hinhielt.

„Was willst Du? Eine Bettelei?“ fragte der Offizier in der Sprache der Eingeborenen.

„Nein, hoher Herr! Ein Brief, der von weit, weit her kommt.“

Der Offizier nahm den Brief, der die Spuren langer Wanderung trug, nicht ohne den Ausdruck eines gewissen Mißbehagens, in den sich Verwunderung mischte. Die einfache Aufschrift in französischer Sprache lautete: „An Daniel Garika in Garika.“ Der Offizier blickte nach dem Siegel, aber es war zerknittert und unkenntlich geworden.

Endlich öffnete er den Brief und las nur die wenigen Zeilen:

„Ich lebe und denke an das Vaterland und vergangene Zeiten. Was denkst Du? Sei bereit, mir zu antworten, wenn ich Dich wiedersehe.

George Garika.“

Der Offizier stieß einen kurzen Ruf des Erstaunens aus und seine Wangen färbte ein helleres Roth. Dann wandte er sich mit dem Rufe: „Woher hast Du das?“ an den Bauer. Aber dieser war verschwunden.

Ueberrascht, fast bestürzt, hielt Daniel Garika auf seinem Pferde und las theils den Brief wieder und wieder, theils blickte er um sich, ob der Bauer nicht noch einmal erscheine. Aber er blieb allein unter den einsamen Bäumen, deren rothes Laub im Winde rauschte und zuweilen ein glutfarbened Blatt auf den herbstlichen Rasen niederfandte.

„George lebt — er lebt!“ flüsterte er vor sich hin. „Und was bedeuten diese seltsamen Worte? Vaterland — vergangene Zeiten — ich soll bereit sein, ihm zu antworten! Seit zwölf Jahren glaubte ich ihn todt! Wo war er denn? Wo ist er? Hier in der Nähe?“

Und er blickte abermals um sich, als ob er eine fremdartige Erscheinung erwartete. Aber Alles blieb still. Nur in weiter Ferne ließ sich der Hufschlag eines Pferdes

vernehmen. Daniel untersuchte noch einmal das Siegel, fand es aber auch diesmal unkenntlich und zerriß nun den Brief in eine Menge kleiner Stücke und warf sie in den Wind, der sie verwehte. Ein Reiter wurde unter den Bäumen sichtbar, ein junger Eingeborener. Sobald Daniel ihn erkannte, nahm sein Gesicht einen erwartungsvollen Ausdruck an, und er ritt dem Reiter entgegen, der demüthig grüßte und ihm einen Brief überreichte, einen zarten Brief auf rosafarbenem Papier und mit frisch geschriebener Aufschrift: „Dem Prinzen Daniel Garika.“

Daniel erbrach ihn hastig und las die Worte in französischer Sprache:

„Mein lieber Prinz! Nina und Michael besuchen eine Familie in der Stadt. Ich bin zurückgeblieben. Darf ich Sie erwarten?

Sophia.“

Daniel, freudig erregt, warf dem Reiter ein Geldstück zu, das dieser auffing, und rief. „Ich komme!“ In demselben Augenblick erschien jedoch ein anderer Reiter auf schaumbedecktem Pferde und überreichte Daniel einen zweiten Brief, dessen Form und Aufschrift dieselbe Schreiberin bekundete. Daniel öffnete ihn diesmal zögernd und las die Zeilen:

„Mein lieber Prinz! So eben kommt Paul. Ich

melde es Ihnen in aller Eile, um Ihnen nicht unwar zu scheinen. Wird dies ein Hinderniß für Sie sein? Ich hoffe nicht.

Sophia."

Der zweite Bote erhielt keinen Lohn. Duster blickte Daniel Garika vor sich hin und gab dann den beiden Boten ein Zeichen, sich zu entfernen.

„Vertwünscht!“ rief er vor sich hin. „Immer dieser Paul! Soll das Spiel ewig dauern? Erst die Einladung, dann diese Nachricht hinterher! Der Teufel traue ihr! Gehe ich? Gehe ich nicht? Es ist mir eine Dual, mit dem hochmüthigen Russen zusammen zu sein, mit ihm die Blicke und Worte Sophia's zu theilen! Vorwärts — ja, ich will! Habe ich den Russen zu scheuen? Entweder Sophia oder — George, wenn Du kommst, werde ich Dir eine Antwort geben! Sie liegt in Sophia's Hand. Du hast mich an die Vergangenheit erinnert, an die Zeit, in der unsere Ahnen Könige waren! Gut, wir wollen sehen, ob ein Kosakenhäuptling den Enkel eines Königs aus dem Felde schlägt!“

Und mit glühendem Antlitz sprengte er nach Westen, den verschwundenen Boten nach.

Wie der Wind flogen Roß und Reiter durch den herbstlichen Wald. Der Reiter dachte nicht daran, die Schönheiten zu genießen, die sich nach allen Seiten hin

darboten; sein Herz war voll Unruhe, und außerdem waren ihm ja diese Schönheiten etwas Altes. Die wundervollen, glühendrothen Kronen der Buchen, Eichen und Binden, der Platanen, Eschen und Ulmen, zwischen denen die fast noch sommerlich grünen Ranken der Schlingpflanzen sich in südlicher Fülle hinzogen — er kannte sie ja von Jugend auf. Die Lichtungen mit ihrem bereits gelblichen, aber immer noch erfrischenden Rasen und ihren einzelnen malerischen Baumgruppen entlockten ihm kein Staunen der Bewunderung mehr. Dieses Paradies war sein Vaterland; er kannte den Namen jedes kleinen Dorfes, das aus den Bäumen an einem Bach hervorlachte, oder sich an einem dicht mit Gesträuch bewachsenen Felsen hinaufzog, und die herrlichen Formen der Baumwipfel und Berge riefen auch nicht ein einziges Mal das Bewußtsein ihrer Schönheit in ihm wach. Seine Gedanken weilten bei denen, die er hinter ihnen finden sollte.

So ritt er scharf fast eine halbe Stunde lang, bis der Wald sich plötzlich lichtete und eine Landschaft vor ihm lag, die jedes fremde Auge mit Entzücken erfüllt haben würde. Ein Thal, von mehreren Bächen durchzogen, die dem Karassu zueilten und deren Lauf von fast noch grünen Bäumen begleitet wurde, dehnte sich breit und gemächlich vor ihm aus. Zur Linken war es be-



grenzt von einem sanft im Halbkreis zurückweichenden Walde, vor ihm, jenseits des Thals, zog sich ein mäßiger Hügel hinauf, bedeckt mit Wald- und Obstbäumen, die ein Schloß umrahmten, dessen Gemäuer durch das Laub hervorblickte. Nördlich von dem Schlosse, zur rechten Hand des Reiters, zeigten sich am Fuße des Hügels nach dem Karassu hin die Häuser eines kleinen Orts. Lieblicheres und zugleich Edleres als die Formen des sanft schwellenden Hügels und der Umrisse der Baumgruppen vermochte man sich nicht zu denken. Hier und dort weideten Heerden, von Knaben und Männern in der einfachen, aber malerischen Landestracht gehütet, eine Heerde Füllen trabte über den weichen Wiesengrund, sich ergözend in lustigen Sprüngen — es war in der That ein Bild des Paradieses!

Daniel Garika ritt etwas langsamer durch das Thal dem Schlosse zu. Er fürchtete, man könne ihn von dort aus bemerken, und mochte sich nicht zu eilig zeigen. Die Bandleute, an denen er vorüberkam, zogen demüthig ihre flachen Mützen; sie betrachteten ihn immer noch als den Herrn des Landes, über das der Großvater Daniel's als König geherrscht hatte, bis Rußland die Länder, welche den Süden des Kaukasus umspannen, unter sein Scepter zwang. Auch Schloß und Stadt Dari, die vor dem Reiter lagen, hatten einst den Garikas gehört.

Jetzt waren sie als Mitgift für Daniel's Schwester Nina an den Grafen Michael Brazow gefallen, einen Russen. Es war ein kleines, aber schönes Königreich gewesen, über welches die Garikas einst geboten. Jetzt war dem Königsenkel nichts geblieben als der Ertrag des Gebietes, das zu Garika gehörte, und sein Rang als Militz-offizier. Freilich war der Landstrich, den er sein nannte, immer noch so groß als manches deutsche Fürstenthum. Aber die Herrschaft lag in den Händen des Czaren und seines mächtigen Stellvertreters, des Generalgouverneurs von Cis- und Transkaukasien, damals Fürst Woronzow. Daniel Garika galt nicht mehr, vielleicht sogar weniger als jeder russische Unterthan.

Kamen dem Fürsten düstere Gedanken, als er durch das Thal ritt? Fast schien es so, denn seine Stirn war gefaltet, seine Miene finster. Nach dem Tode seines Vaters und seiner Mutter in Petersburg erzogen, hatte er freilich die Macht Rußlands bewundern und fürchten gelernt; jeder Gedanke daran, daß er einst wieder als eigener Herr in diesem Lande gebieten könne, war längst in ihm erstickt; über die Bemühungen Schamyl's und seiner Genossen, dem riesigen Gegner Rußland Widerstand entgegen zu setzen, zuckte er mitleidig und fast verächtlich die Achseln. Aber das Königsblut wallte dennoch zuweilen in ihm auf. Er liebte Sophia, die

Schwester Brazow's, die sich seit einiger Zeit in Dari zum Besuch befand, aber er liebte sie nicht allein. Ein Reiteroffizier, Paul Ombrazowitsch, ein Freund und früherer Waffengefährte Michael Brazow's, der das Commando über eine in der Nähe stehende Cavallerieabtheilung führte, machte ihr eifrig den Hof. Paul Ombrazowitsch war, wie es hieß, der Sohn eines Kosakenführers. Sollte ein Mann, der dem niedern Adel angehörte, den Sieg davontragen über den Enkel eines Königsgeschlechts, das seinen Ursprung ein Jahrtausend hinauf verfolgen konnte und einst unter den Herrschergeschlechtern von Kolkhis berühmt gewesen war? \*)

Am Fuße des Hügels angelangt, spornte Daniel Garika sein Roß wieder an und sprengte den gut gebahnten Weg hinauf bis in den Schloßhof. Das Schloß war demjenigen von Garika sehr ähnlich, aus verschiedenen Gebäuden von ungleicher Bauart und verschiedenem Alter zusammengesetzt, umgeben von einer nicht allzu festen Mauer. Auf dem Hof sprangen Diener herzu, das Pferd des Fürsten in Empfang zu nehmen. Er fragte nach der Gräfin Sophia. Sie sei mit dem Major Ombrazowitsch in den Park gegangen, lautete die Antwort,

---

\*) Wir verstehen hier unter Kolkhis nicht nur den schmalen Küstenfaum am östlichen Ufer des Schwarzen Meeres, sondern auch die Gebiete landeinwärts bis nach Georgien hin. D. B.

erst vor kurzem, und hätte die Weisung hinterlassen, Früchte, Gebäck und Liqueure nach dem Springbrunnen zu bringen.

Daniel ging hastig nach dem Park, das Herz klopfte ihm vor Eifersucht. Dann aber siegte sein Stolz; er mäßigte seine Schritte und ging langsam nach dem Theile des Parks, in welchem sich der Springbrunnen befand.

Der Park von Dari war wie derjenige von Garika nur ein gelichteter Wald, aber eben deshalb um so schöner; die Kunst hätte hier nur verderben können. Blutrothe Buchenblätter bedeckten den Boden und dämpften die Tritte Daniel's. Ranken von wildem Wein, Epheu und Winden verbanden wie Guirlanden und durchbrochene Teppiche die starken Eichen und Buchen, die schlankstämmigen Lorbeer- und die Myrten- und Rosengebüsche.

Durch diesen zauberischen Garten schritt Daniel dahin, bis er das Rauschen des Springbrunnens und ein helles Lachen hörte. Es kam ihm der Gedanke, zu hören, was Sophia mit dem Major spreche. Die Eifersucht ist stets mißtrauisch, ja sie entsteht nur aus dem Mißtrauen. Langsam und leise näherte sich Daniel dem Springbrunnen, und durch die bunten Blätter hindurch sah er Sophia auf einer Bank in der Nähe eines hölzernen Pavillons sitzen. Der Major stand vor ihr.

Sophia Brazow war keine regelmäßige Schönheit, aber ihr frisches Gesicht mit den zart gerötheten Wangen, den dunklen, runden Augen war eins von denen, die im Sprechen Reiz und Leben gewinnen und durch die Beweglichkeit der Züge und durch den Ausdruck von Geist keine Betrachtung über die etwa mangelnde Schönheit aufkommen lassen. Die Form der Stirn und der Nase verriethen ein wenig den russischen Typus. Aber wenn sie lachte und die weißen Zähne durch die rothen Lippen bligten und die Augen so klar glänzten erschien sie verlockend schön. Ihr ganzes Wesen trug den Stempel der Kraft, der Gesundheit und des Uebermuths. Sie mochte keine zwanzig Jahre alt sein, gewiß nicht darüber, und Alles an ihr, der Teint, die Augen, die Lippen, das prächtige dunkle Haar, die gerundeten Formen der kaum mittelgroßen Gestalt, zeigte jene erste glänzende Frische der Jugend, die für sich allein schon oft Schönheit ist. Ihr Anzug war einfacher, als man ihn gewöhnlich bei den Russen des Orients, die ihn phantastisch ausschmücken lernen, findet; eine Art polnischer Schoosjacks, knapp anschließend, ein Seidenkleid, ein leichtes Hüthchen und etwas Schmuck bildeten ihre ganze Toilette. Nur das fast röthliche Braun der Jacke und das helle Gelb des Kleides deuteten mit ihren lebhaften Farben auf den Orient.

Der Major war in seiner Dragoneruniform. Seine Gestalt war derjenigen Sophia's ähnlich, nicht groß, kräftig, aber von guten Verhältnissen. Sein Gesicht zeigte den vollendeten Typus eines blonden Russen, die Augen nicht groß, aber glänzend, die Nase ein wenig emporgerichtet, die Stirn nicht hoch, aber voll Leben. Hätte man sein Gesicht im Einzelnen prüfen wollen, so würde er die Probe der Schönheit schlecht bestanden haben. Und doch war der Eindruck, den er machte, durchaus kein ungeschöner. Auch in seinem Wesen lag Kraft und Gewandtheit, in seinen markirten Zügen Klugheit und Energie, seine ganze Erscheinung hatte etwas Abgerundetes, in sich Geschlossenes, das den entwickelten Mann kennzeichnet. Er hielt die Mütze in der Hand und sprach lebhaft mit Sophia. Die Sonne fiel auf sein rothblondes, starkes und gekräuseltes Haar, auf den stattlichen, wohlgeformten Schnurrbart und ließ sie wie Gold glänzen. So machte er den Eindruck eines kräftigen Soldaten, zugleich aber auch eines Mannes von geistiger Begabung und weltmännischer Durchbildung. Ein wenig zu lebhaft waren seine Bewegungen, etwas zu scharf, fast lauernd war sein Blick. Der eifersüchtige Daniel mochte nicht so ganz Unrecht haben, wenn er behauptete, - dem Major klebe etwas vom Parvenu oder wenigstens vom Abenteurer an. Es fehlte ihm die

Ruhe des geborenen Aristokraten. Aber seine lebhafteste Natur entschuldigte seine Beweglichkeit. Stirn und Augen verriethen, daß unruhige Gedanken sich hinter ihnen jagten.

Beide sprachen russisch, welche Sprache Daniel von Petersburg her, wo er nur russisch und französisch gesprochen, gut genug verstand. Der Major erzählte, wie er auf seinem Ritt nach Dari dem Bruder Sophia's und dessen Gemahlin begegnet und ihnen schnell ausgewichen sei, um von ihnen nicht zu erfahren, daß Sophia sich allein auf dem Schlosse befinde, und dann mit ihnen umkehren zu müssen. Er erzählte gut, denn er besaß die Gabe, auch die unbedeutendsten Dinge in ein angenehmes Gewand zu kleiden. Die Damen fanden ihn sehr unterhaltend; Daniel dagegen behauptete, wenn er sich frei aussprechen konnte, der Major habe etwas vom Harlefin. Jedenfalls kannte Paul Ombrasowitsch die Frauen, und wußte, wie man mit ihnen sprechen müsse.

„So gestehen Sie selbst ein, Major, daß Sie Unrecht gethan haben, hierher zu kommen!“ rief Sophia. „Sie hätten umkehren müssen, das fühlen Sie. Sagen Sie selbst, was daraus folgt!“

„Daß ich um so mehr Ihre Theilnahme verdiene, weil ich Ihretwegen einen Verstoß gegen die Convenienz begangen“, antwortete der Major lächelnd. „Ich fühle

mich strafbar, aber Sie dürfen mich nicht verurtheilen!"

„Dennoch, weil Sie etwas gewagt, wozu Sie kein Recht hatten!“ rief Sophia. „Oder würden Sie behaupten können, daß ich Sie zu solchen Besuchen ermuntert?“

„Und wenn ich es behauptete, Comtesse?“ fragte der Major etwas feck.

„So würde ich Sie ohne Erbarmen Lügen strafen“, antwortete Sophia etwas ernster.

„Ich bitte um Verzeihung!“ sagte Paul ergeben. „Reichen Sie mir Ihre Hand, Comtesse, als Zeichen der Vergebung und der Erlaubniß, bei Ihnen bleiben zu dürfen!“

„Ich würde sie Ihnen nicht geben, die Erlaubniß nämlich, wenn wir allein wären!“ antwortete Sophia. „Da ich aber den Fürsten Daniel bemerke, so fällt der Hauptgrund für meine Weigerung weg, und es sei Ihnen gestattet, mir Gesellschaft zu leisten.“

„Fürst Daniel?“ fragte Paul, seinen Mißmuth augenblicklich hinter der schnellen Bewegung verbergend, mit der er sich umblückte. „Wo ist er denn?“

Daniel war glühend erröthet, als die Worte der Gräfin ihm verriethen, daß ihre scharfen Augen ihn wahrscheinlich schon seit seinem Erscheinen bemerkt hatten.



Doch faßte er sich schnell, zögerte noch einen Moment bei der Weinranke, hinter der er stand, als ob er etwas betrachte, und trat dann vor.

„Ich glaubte wahrlich, die Rebe dort treibe neue Blüten“, sagte er, gleichsam sein Zögern entschuldigend, und begrüßte sich dann mit Sophia Brazow. Es konnte nicht auffällig scheinen, daß sie ihm die Hand reichte; er war ja ihr Verwandter und galt in aller, selbst in des Majors Augen für den begünstigten Bewerber. Daniel und der Major begrüßten sich höflich, etwas kalt, aber doch mit einer gewissen Vertraulichkeit, die allmählig zwischen Personen, welche sich oft sehen, eintritt.

Zwei Diener, die auf großen Schüsseln Früchte und Gebäck brachten, erleichterten das Anknüpfen der Unterhaltung, die jetzt französisch geführt wurde. Die Herren nahmen einige von den kleinen Kuchen und tranken Maraschino und Curacao; von letzterem verschmähte selbst Sophia ein Gläschen nicht. Man sprach über das Wetter, das noch immer sehr schön war und den Aufenthalt im Freien gestattete, über das Befinden Michael's und Nina's und über den Krieg. Der Major hatte neue Nachrichten und die Bestätigung früherer Mittheilungen erhalten. Er berichtete, daß Fort Tschefketil (von den Russen St.-Nikolai genannt) sich noch in den Händen der Türken befinde, daß aber die Generale Orbeliani und

Debutow die Türken bei Bajandur geschlagen hätten, und daß die Nachricht eines neuen, erst in den letzten Tagen erfochtenen Siegs bei Supliß angelangt sei. Die Türken, erzählte der Major, zögen sich überall zurück, doch hätten sie sich besser geschlagen als früher.

„Ich muß gestehen, daß mich zuweilen doch ein Lüftchen anwandelt, den Tanz mitzumachen“, fügte er hinzu. „Ich habe zwar bessere Gegner mir gegenüber gesehen, die Kabylen, die Ungarn, die Tschetschenzen, aber das Pfeifen der Kugeln bleibt doch immer eine angenehme Musik, und wenn ich dächte, die Türken hielten Stand, so ließe ich mich zum Fürsten Andronikow nach Akalzich versetzen.“

„Da sieht man, wie consequent die Männer in ihren Behauptungen sind!“ sagte Sophia achselzuckend. „Noch vor kurzem hörte ich Sie sagen, Sie möchten Ihre Garnison in Kureli mit keiner andern vertauschen.“

„Ich könnte bei dem Wortlaut meiner Behauptung beharren“, antwortete der Major lächelnd. „Eine andere Garnison wünsche ich mir nicht. Aber die kämpfende Armee ist keine Garnison. Uebrigens kann man nicht wissen, ob wir nicht bald mit Schamyl zu thun haben werden. Dann würden auch Sie Ihren Säbel schleifen lassen müssen, Prinz!“

„Der ist noch geschliffen von der Zeit her, wo ich

als Fährlich gegen die Ischetschenzen kämpfte“, antwortete Daniel Garika mürrisch. „Und wenn ich mich nicht darum bewerbe, unter Orbeliani oder Andronikow in die active Armee aufgenommen zu werden, so liegt der Grund nur darin, daß ich nicht das Interesse, wie Sie, bei diesem Kriege habe.“

Es zeigte sich Erstaunen auf dem Gesichte des Majors und der Gräfin. Es war das erste Mal, daß der Fürst eine Aeußerung gemacht, die oppositionell klang.

„Ich will nicht weiter in Sie dringen“, sagte Ombrazowitsch, „aber Ihre Andeutung ist zu kurz, um mir verständlich zu sein.“

„Nun, ich meine, daß ich, obgleich ein russischer Unterthan, doch die Vergangenheit noch nicht vergessen kann“, sagte Daniel mit derselben düstern Miene. „Es fällt mir nicht ein, mich Rußland feindlich zu zeigen, ich erkenne die Macht und Oberhoheit des Czaren bereitwillig an und füge mich ergeben in mein Schicksal; davon habe ich Beweise genug gegeben. Aber so begeistert wie ein Ausrusse kann ich mich nicht gegen diejenigen schlagen, die mir ein Königreich bieten!“

Sophia sah mit dem höchsten Befremden auf den Fürsten. Das war eine Aeußerung, die, wenn sie in der gehörigen Form und vielleicht mit kleinen Abänderungen nach Petersburg berichtet wurde, dem Fürsten einen Paß

nach Sibirien eintragen konnte. Schlummerte in diesem Manne, der in Garika ein unthätiges und erschlaffendes Leben führte, wirklich noch etwas von dem Muthes seines Vaters und seiner Großmutter? Sophia kannte als Familienmitglied die Geschichte der Garikas gut genug. Der Großvater Daniel's war ein entnervter, willensschwacher Mann gewesen, dem Rußland ohne viele Mühe das Scepter aus den Händen genommen; anders aber die Großmutter, die einen russischen Offizier, der ihr den Gehorsam verweigerte und sie mit Gewalt nach Tiflis führen wollte, mit dem gezückten Dolch aus ihrem Zimmer vertrieben hatte, und erst später mit List und Gewalt nach Petersburg gebracht worden war, wo sie bald starb; anders auch der Vater Daniel's, der überwiesen worden, daß er einen Aufstand der Bergvölker nicht nur heimlich unterstützt, sondern auch im Begriff gewesen, sich demselben anzuschließen. Man hatte ihn nach Sibirien geschickt; er war auf der Reise dorthin oder kurz nach der Ankunft gestorben. Auch die Mutter war bald darauf verschieden. Die drei Kinder, Daniel, Giorgi und Nina, hatte man in Petersburg erzogen. Dort war Giorgi verschwunden; es hieß, er sei beim Baden in der Nawa ertrunken. Seit jener Zeit hatte, wie wir wissen, Daniel Garika dem russischen Gouvernement eine unbedingte Ergebenheit gezeigt, und die Heirath Nina's mit

Michael Brazow, einem Altrussen von erprobter Treue, schien das Band zwischen den Kindern der frühern Könige von Garika und Rußland so fest geknüpft zu haben, daß Niemand mehr an eine Lösung desselben dachte.

„Altrusse oder Neurusse“, sagte der Major ernst, aber doch in ganz ruhigem Tone, „Sie sind immer Russe und müssen für die Ehre des großen Vaterlandes einstehen.“

„Das weiß ich“, antwortete Daniel kurz ablehnend. „Und dennoch wäre es zu viel verlangt, bei mir dieselben Sympathien für Rußland vorauszusetzen, wie bei einem Petersburger oder Moskauer, oder auch nur bei den Kosaken, die ja schon seit längerer Zeit die Unterthanen Rußlands sind.“

„Haben Ihnen denn die Türken Anerbietungen gemacht, Prinz?“ rief Sophia ungläubig.

„Nicht mir“, antwortete Daniel kurz ausweichend. „Ich habe nur von Versprechungen gehört, die sie ihren Bundesgenossen gemacht.“

„Um — türkische Versprechungen!“ sagte der Major lächelnd. „Wollen Sie sich mit den Kurden auf eine Linie stellen? Das sind auch Bundesgenossen der Türken.“

„Sie sind nicht schlimmer als die Baschkiren und —“  
Daniel unterbrach sich. Er hatte sagen wollen: die Kosaken.

„Die Mongolen zum Beispiel!“ fuhr er dann langsam fort. „Doch brechen wir davon ab. Sie kennen meine Gesinnungen. Ich bin dem Kaiser ergeben, wie es nur einer sein kann, und wenn er mich ruft, stehe ich ihm zu Diensten. Aber drängen werde ich mich zu diesem Kriege nicht.“

Man sah es den Augen und den Zügen Sophia's an, daß sie verwundert überlegte. Woher plötzlich diese Mißstimmung bei einem Manne, der bisher seine Milizuniform mit demselben Stolze und mit mehr Eitelkeit vielleicht getragen hatte, wie jeder russische Offizier? Errieth ihr kluges Köpfchen, daß Daniel Garika sich nur interessant machen, daß er andeuten wolle, die Umstände könnten ihn zu etwas Anderem erheben, als er jetzt war, ja daß er sich vielleicht zu dem gefährlichen Wagestück entschlossen habe, der russischen Regierung gegenüber den Mißvergnügten zu spielen, um dadurch einige Concessionen zu erlangen, Concessionen, die sich möglicherweise selbst auf Sophia Brazow erstrecken konnten? Denn Czar Nikolaus zog auch die Heirath liebenswürdiger Frauen in den Bereich seiner Politik, und wenn es rathlich erschien, Daniel Garika durch eine Heirath mit der Comtesse fester an das russische Interesse zu binden, so ließ sich voraussehen, daß der entsprechende Wink von Petersburg nicht ausbleiben würde.

„Machen wir einen kleinen Spaziergang! Die Luft ist kühl“, sagte sie mit einiger Ungeduld.

Sie erhob sich, und die beiden Herren gingen neben ihr dem Walde zu. Das Gespräch wandte sich auf andere Dinge. Man sprach von Tiflis, wohin sich die Gräfin während der nächsten Monate begeben wollte, und beide Herren gaben ziemlich deutlich ihre Absicht zu erkennen, ihr dorthin zu folgen.

So gelangte man in den Wald, der von dem Park nur durch ein sehr einfaches Gitter getrennt war. Hier, an einem reizenden Plage, gebot Sophia Halt und setzte sich auf einen breiten Stein, der eigens zu diesem Zwecke hierher gerollt zu sein schien. Die beiden Herren blieben stehend neben ihr.

Es war eine natürliche Rotunde, wie sie die Natur kaum schöner hervorbringen konnte. Sechs Säulen von den verschiedenartigsten Schlingpflanzen, unter sich durch schwankende Blättergewebe verbunden, bildeten fast einen Kreis und schlossen sich oben in einer Höhe von mehr als fünfzig Fuß zu einer farbenglühenden Kuppel zusammen, durch welche das Blau des Himmels nur wie Theile einer großartigen Mosaik hindurchschimmerte. Die fortwährende leichte Bewegung dieser Blätter, welche bei jedem Windhauch erzitterten, erhöhte den Farbenschimmer dieser aus Gold, Purpur und Smaragd geflochtenen

Säulen und Wölbungen. Nur wenn das Auge scharf die Ueberfülle der Schlingpflanzen durchdrang, oder auch die suchende Hand das Auge unterstützte, entdeckte man, daß die sechs Säulen von alten, längst vermoderten Stämmen gebildet waren, die durch die tausendfachen Verschlingungen der Epheu-, Binden-, Brombeer-, Hopfen- und Nebenranken gestützt und zugleich mit einem glänzenden, aber trügerischen Schimmer jugendlichen Lebens geschmückt waren. Die Vegetation ist in diesem feuchten Erdreich so gewaltig, daß viele Stämme absterben, ehe sie die ganze Fülle und Kraft ihres Daseins erreicht haben, weil die Schmarogergewächse ihnen Licht und Luft entziehen; dennoch bleiben sie oft noch jahrelang aufrecht, gestützt durch die Ranken der Schlingpflanzen, bis ein Sturm sie niederstürzt und sie dann den Boden zu noch größerer Fruchtbarkeit düngen. Diese Wälder sind oft selbst in der Nähe bewohnter Orte noch wirkliche Urwälder. Nur ihre Ränder sind gelichtet; in das Innere dringt selten der Fuß und noch seltener die Art des Menschen.

Was den Reiz dieses natürlichen Kuppelhaus erhöhte, war die Oeffnung nach der einen Seite hin, die durch eine natürliche Lichtung einen Blick in die weite, weite Ferne, bis zu den bläulichen Bergen des südlichen Kaukasus, bot — eine dusterfüllte Landschaft, eingefaßt



in den Barockrahmen der goldenen Blätter. Sophia liebte diesen Ort, und wahrlich nicht mit Unrecht; er war die Perle dieses Paradieses.

Die Unterhaltung drehte sich noch um Tiflis, diese schnell emporblühende Hauptstadt der südlich vom Kaukasus gelegenen Provinzen, um einige Maßregeln des Generalgouverneurs und um einige Familien, die von Petersburg aus nach Tiflis übergesiedelt, weil ihre Häupter zur kaukasischen Armee beordert worden. Ombrazowitsch, unruhig und beweglich, wie er war, und vielleicht auch gelangweilt durch die Gegenwart Daniel Garika's, haschte hier und dort nach einem Käfer, besah ihn, warf ihn wieder fort, ging auch zuweilen einige Schritte in das Dickicht hinein, um einen seltenen Käfer zu fangen, nahm aber stets an der Unterhaltung Theil.

Plötzlich stieß Sophia einen leichten Schrei aus und sprang auf.

„Eine Schlange!“ rief sie. „Sagen Sie das Thier fort, meine Herren!“

In der That schlängelte sich eine Natter langsam und in zierlichen Windungen über den mit gelben Blättern bedeckten Rasen. Sie kam furchtlos fast bis in die Mitte des freien Platzes, in die Gegend, in welcher der Major stand, der sie ruhig beobachtend erwartete.

Daniel hatte sich schnell nach einem Gegenstande umgesehen, mit dem er die Schlange verjagen könne, da er aber keinen fand, schien er im Begriff, den Degen ziehen zu wollen.

„Es hat gar keine Gefahr, Comtesse!“ rief Ombrazowitsch. „Dies ist eine ganz unschädliche Natter!“ — er nannte den lateinischen Namen — „und wäre es selbst eine giftige, ich weiß mit diesen Thieren umzugehen!“

„Nehmen Sie sich in Acht, Major!“ rief die Gräfin, die sich nach dem Eingange der natürlichen Laube zurückgezogen hatte, dort aber, von Natur muthig, still stand, um die geschickten, selbst graziösen Bewegungen der Schlange zu beobachten.

„Erlauben Sie, ich will sehen, ob ich meine alten Künste noch kann!“ rief Ombrazowitsch lächelnd und trat auf die Natter zu, die sich zusammengeringselt hatte und ihn mit einer gewissen Scheu zu erwarten schien.

Darauf schlug er den Ärmel seiner Uniform ein wenig zurück, sodaß die rechte Hand freier wurde, und ließ ein leises, eigenthümliches, fast singendes Zischen hören, während er die Hand starr nach der Schlange ausstreckte. Diese schien aufzuhorchen, richtete dann schnell den Kopf empor, sah sich um und wiegte sich einige Sekunden lang auf ihrem schlanken Oberleibe. Dann

schnellte sie auf Ombrazowitsch zu. Sophia stieß einen Ruf des Schreckens aus. Der Major blieb ruhig stehen und begann nur die Hand zu bewegen, sehr langsam und in bestimmten arabeſtenartigen Linien. Die Schlange hielt den Kopf beinahe eine Minute lang unbeweglich in erhöhtener Stellung, dann begann sie faſt widerwillig die Bewegungen nachzuahmen, die allmählig ſchneller wurden. Ombrazowitsch zog nun mit der Hand verſchiedene Linien durch die Luft; die Schlange, wie gebannt und beherrscht durch ſeinen Blick und ſeine Hand, folgte allen Bewegungen der letztern, ſenkte den Kopf, beſchrieb Kreiſe, ſich um ſich ſelbſt drehend, folgte auch dem Major, der jezt ſeinen Standpunkt veränderte, aber unabläſſig daſſelbe ſingende Wiſchen hören ließ. Es war ein eigenthümliches Schauſpiel, deſſen Reiz durch die anmuthigen Bewegungen des ſchlanken Thieres erhöht wurde. Die Gräfin trat unwillkürlich einige Schritte näher. Der Major aber ſah ſie nicht an; er hielt ſeine Blicke unverwandt auf die Natter gerichtet, die zulezt jede Bewegung der Hand des Majors mit derſelben Schnelligkeit nachahmte, mit der er ſie that. Endlich führte er ſie an den Rand des Dickichts, ließ ſeine Bewegungen langſamer werden und ſtreckte zulezt lange die Hand unbeweglich über ſie aus, biß die Schlange ſich niederlegte und in Ruhe oder Ermattung zu verſinken ſchien.

„Köstlich, Herr Major!“ rief Sophia ganz entzückt und klatschte in die Hände. „Wo haben Sie das gelernt?“

„O, das ist nichts Besonderes“, erwiderte Ombrazowitsch, leicht Athem schöpfend. „Ich habe es einigen sogenannten Schlangenbändigern abgelauscht und glaubte es wagen zu können, da diese Natter jedenfalls eine unschädliche ist. Man sagt, daß diese Thiere, wenigstens eine Zeit lang, ihrem Bändiger überall folgen. Wir wollen nachher sehen, ob das wahr ist!“

„O wie interessant!“ rief Sophia, und es lag etwas so Bewunderndes in dem Blick, den die Comtesse dabei auf den Major warf, daß Daniel Garika vor Eifersucht erbleichte. Er fühlte, daß er bei diesem Intermezzo nicht nur eine sehr unbedeutende, sondern selbst klägliche Rolle gespielt hatte. Denn er hatte lange Zeit mit der Hand am Griff seines Degens gestanden, während der furchtlose Major die Schlange tanzen ließ.

Sophia wollte Näheres über die Kunst wissen, die man anwende, um diese Thiere zu bändigen. Ombrazowitsch erzählte, was er wußte, und erzählte, wie immer, leicht und interessant. Er kam dabei auf Algier zu sprechen, wo er eine Zeit lang mit den Spahis als Freiwilliger gegen die Beduinen gekämpft und zugleich den französischen Krieg gegen die Bergvölker des Atlas gründ-

lich kennen gelernt hatte. Daniel Garita saß nicht nur, wie es so oft der Fall war, zu der Rolle eines bloßen Zuhörers herab, sondern mußte auch sehen, mit welchem Interesse Sophia der Erzählung des Majors lauschte. Er war zehnmal im Begriff, sich zu entfernen, aber seine Eifersucht hielt ihn zurück.

Dabei verließen sie die Laube, ohne daß Ombrazowitsch und Sophia im Eifer des Erzählens und Hörens sich der Schlange erinnert hätten. Die Gesellschaft war schon an das Gitter gelangt, das den Park begrenzte, als der Major sich plötzlich umwandte.

„Ach“, rief er, „nun haben wir doch vergessen, darauf zu achten, ob die Schlange mir folgen würde!“

Sie standen still. Man hörte ein leises Rauschen in den Blättern und sah dann die Ratter in einer Entfernung von nur wenigen Schritten den Kopf erheben, fast als wollte sie andeuten, daß sie da sei.

„Nun, wahrlich, das ist erstaunlich!“ rief Sophia überrascht. „Das ist seltsam; ich hätte es nimmer geglaubt, wenn ich es nicht gesehen. Diese Schlange wäre im Stande, uns bis in das Schloß zu folgen!“

„Das wäre doch nicht angenehm“, sagte der Major lächelnd. „Ich werde sie verscheuchen!“

„O nein, nein!“ rief Sophia bittend. „Wir wollen sehen, bis wie weit sie uns folgt. Es ist immer noch

Zeit, sie zu vertreiben. Sie ist ja nicht giftig, wie Sie sagen!"

"Man könnte so ein Thier fast liebgewinnen!" sagte der Major gleichmüthig. "Ich will später sehen, ob sie sich greifen läßt. Sie sehen wohl, es ist viel leichter, Schlangen zu bändigen als Herzen, und doch haben beide so viel Aehnliches!"

"Pfui, Major!" rief Sophia. "Wie wollen Sie das beweisen?"

"O, ich könnte hundert Aehnlichkeiten finden!" antwortete Ombrazowitsch. "Aber ich will mich mit der einen begnügen: beide sind aalglatt und entschlüpfen in dem Moment, in dem man sie gefangen glaubt!"

"Und doch sehen Sie, wie die Schlange demjenigen gehorcht und folgt, der sie zu bändigen weiß!" sagte Sophia mit einem Tone, der abermals das Blut aus den Wangen Daniel's trieb.

"Es kommt nur darauf an, wie lange es währt", sagte der Major lachend, und die Gesellschaft setzte ihren Weg fort. Man achtete anscheinend nicht mehr auf die Schlange. Plötzlich aber trat Daniel zurück, und in dem Moment, in welchem der Major und Sophia sich umwandten, sahen sie bereits Daniel den Kopf der Schlange zertreten, die vergebens zu fliehen versucht hatte. Das Thier rollte sich wild im Laube, versuchte

noch einmal den Kopf zu erheben, dann schleuderte es Daniel mit dem Fuß weit in den Park hinein.

Ombrazowitsch und Sophia standen fast erstarrt. Ein entsetzlicher Sähzorn blitzte in den Augen des Majors und ließ die Adern auf seiner markirten Stirn anschwellen. Sophia war bleich vor Entrüstung.

„Aber Prinz — Prinz, weshalb thaten Sie das?“ rief die Gräfin endlich mit zitternder Stimme.

„Comtesse“, antwortete Daniel ruhig, bleich und düster, „die Schlange war dicht an Ihren Fersen und erhob den Kopf. Ihr Leben, Ihre Gesundheit galt mir mehr als ein Scherz, eine Gaulelei. Die Versicherung des Majors, daß das Thier unschädlich sei, konnte mich nicht abhalten, es zu zertreten. Es war die Möglichkeit vorhanden, daß er sich täusche, und diese Möglichkeit genügte mir, zu thun, wie ich thun mußte.“

„Ich danke Ihnen, Prinz!“ sagte Sophia so kalt, daß es fast wie Hohn klang. Und dann, mit einer Stimme, deren Bewegung sich fast dem Weinen näherte, fügte sie hinzu: „Ein so schönes, so anmuthiges Thier! Vor wenigen Minuten noch entzückte es mich, und nun —“

Sie brach kurz ab und wandte sich zum Gehen. Ombrazowitsch hatte seinen Sähzorn niedergelämpft, aber in seinen hellgrauen Augen blitzte es noch drohend und unheimlich.

„Schade!“ sagte er. „Sie waren zu vorsichtig, Fürst! Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß es eine ganz unschädliche Natter war. Sonst würde ich selbst an die Gefahr, die möglicherweise der Comtesse drohen konnte, gedacht haben. Nun, im Grunde ist nichts daran gelegen. Sie haben geglaubt, der Comtesse einen Dienst zu erweisen.“

„Ja, das glaubte ich“, antwortete Daniel kurz. „Und in ähnlichen Fällen würde ich ähnlich handeln.“

Die Gesellschaft ging dem Schlosse zu. Es wollte sich kein fließendes Gespräch wieder anknüpfen lassen. Sophia war sichtlich verstimmt; Daniel erhielt auch nicht einen einzigen Blick. Der Major war fast der Einzige, der sprach, meist über sehr gleichgültige Dinge. Es war spät am Nachmitage, als man das Schloß betrat. Sophia hatte gewünscht, daß die Herren irgend eine Erfrischung nehmen möchten, ehe sie das Schloß verließen. Die Herren begaben sich in das Speisezimmer, in welchem ihnen ein leichtes Mahl aufgetragen wurde. Sophia erschien halb wieder bei ihnen. Sie war heiterer geworden, doch sprach sie fast nur mit dem Major.

Plötzlich lachte Daniel laut auf. Der Major, der sich so eben ein wenig erhoben hatte, um ein Glas zu nehmen, das Sophia ihm reichte, und auch die Gräfin sahen ihn verwundert an.



„Verzeihen Sie!“ sagte Daniel, sein Lachen, das eigenthümlich spöttisch klang, auch jetzt kaum unterdrückend. „Mir kam eben eine sehr lächerliche Idee! Ich bitte nochmals um Verzeihung.“

Sophia und der Major sahen sich an, als wollten sie sich fragen: „Ist dieser Mann toll geworden?“ Eine Uhr, welche die fünfte Stunde schlug, erinnerte den Major daran, daß er schnell aufbrechen müsse.

„Begleiten Sie mich, Fürst?“ fragte Ombrazowitsch. „Wir können eine Stunde zusammen reiten!“

„Ich bedaure“, antwortete Daniel. „Ich muß Nina sprechen, mit der ich über einige Sachen von Wichtigkeit zu reden habe.“

„Mir aber werden Sie es verzeihen, wenn ich inzwischen auf mein Zimmer gehe“, sagte Sophia. „Ich habe Kopfschmerz; ich fürchte, die Luft war mir zu rauh.“

„Gewiß, Comtesse“, sagte Daniel. „Ich werde Sie doch nicht zwingen, sich mit mir zu langweilen? Ich werde mir den Inspector rufen lassen und mit ihm Billard spielen!“

„Vortrefflich!“ sagte Sophia heiter. „Die Männer sind nie verlegen, wie sie sich amüsiren sollen!“

Der Abschied Sophia's von dem Major war ein sehr vertraulicher, fast herzlicher. Es schien, als habe dieser Tag die Beiden einander sehr genähert. Daniel

bemerkte es, aber es blieb trotzdem ein Zuckeln auf seinen Zügen, gleichsam eine Erinnerung jenes Lachens, das er so plötzlich aufgeschlagen. Sophia schien befremdet darüber. Bisher hatte sie den Fürsten nur düster und mürrisch gesehen, sobald sie gegen den Major freundlich war. Sie verdoppelte also dem Letztern gegenüber ihre Freundlichkeit. Aber auch das reizte den Fürsten nicht. Er schien wie umgewandelt, heiter, wie sie ihn selten gesehen. Sie würde diese Aenderung verstanden haben, wenn Daniel die Hoffnung hätte hegen dürfen, mit Sophia allein zu bleiben, aber nach den Worten, die darüber gewechselt worden, war es unmöglich, daß er hoffen konnte, die Gräfin werde ihm Gesellschaft leisten.

Der Major hielt schon den Thürgriff in der Hand, als sich Daniel Garika ihm noch einmal näherte.

„Also jene Schlange war wirklich ungefährlich?“ fragte er.

„Ich glaube es versichern zu können“, antwortete der Major etwas befremdet.

„Und läßt sich vielleicht sogar zähmen, nicht nur bändigen?“ fragte Daniel.

„Wohl möglich“, antwortete der Major, die Thür öffnend.

„Wie heißt sie doch gleich?“ fragte Daniel scheinbar wißbegierig.

„Ich glaube, es war Coluber sauromates“, antwortete Paul Dmbragowitsch. „Doch kann ich mich irren!“

„Ich danke verbindlichst!“ antwortete Daniel höflich. „Es thut mir wirklich leid, das arme Thier zerbrechen zu haben!“

Der Major sah ihn seltsam verwundert an und verließ dann das Zimmer. Als er außer Hörweite sein mußte, schlug Daniel dasselbe tolle Lachen auf. Sophia, die sich bereits an der entgegengesetzten Thür des Zimmers befand, um es zu verlassen, blickte zornig zurück.

„Fürst, Ihr Betragen ist heute fast beleidigend!“ rief sie zu ihm herüber.

„Comtesse“, rief Daniel, sich zum Ernst zwingend. „Comtesse, ein einziges Wort. Ich will Sie nicht aufhalten. Ich will Ihnen nur sagen, daß es mir leid thut, die Natter getödtet zu haben. Ich werde es in einem ähnlichen Fall nicht wieder thun; ich weiß nun, daß diese Art unschädlich ist!“

„Nun gut, Sie konnten das auch vorher glauben; der Major versteht sich auf solche Dinge!“ antwortete die Gräfin, und sie zögerte ein wenig, als sei sie doch neugierig, den Grund von dem Lachen Daniel's zu erfahren.

„Ja, aber ich wußte nicht, daß er sich so gut dar-

auf verstände!“ sagte dieser. „War es nicht wunderbar, wie die Schlange seinem Willen folgte? Ich fürchte, er versteht Herzen so gut abzurichten wie Schlangen!“

„Abzurichten? Wie soll ich das verstehen?“ fragte Sophia.

„Mein Gott, ganz einfach!“ antwortete Daniel. „Der Herr Major, der mit allerlei Leuten — weiß der Himmel, beinahe hätte ich gesagt, Gefindel — verkehrt zu haben scheint, hatte die Schlange gezähmt. Er trug sie in einer Blechbüchse bei sich. Ich sah die Büchse in seiner Tasche, als er sich erhob, um das Glas zu nehmen, das Sie ihm reichten. Auf mein Wort — es thut mir jetzt unendlich leid um das gelehrige und schöne Thier. Es ist ein Verlust für ihn! Zu wie schönen Belustigungen hätte ihm sein Zögling noch dienen können! Daß ich auch nicht früher auf die Idee kam! Ich sah in seiner Wohnung einige solcher Büchsen, und er selbst sagte mir, sie dienten zur Aufbewahrung lebendiger Schlangen. Deshalb machte er sich auch im Dickicht zu schaffen.“

Und wieder brach er in ein tolles, diesmal auch höhnisches Gelächter aus.

Sophia stand erbلاßt an der Thür. Die Wahrscheinlichkeit der Behauptung Daniel's lag auf der Hand. Das gerade erbitterte sie. Getäuscht worden zu sein und Daniel Zeuge einer solchen Täuschung — das schmerzte!

„Fürst!“ rief sie kalt und verächtlich, „Sie nehmen zu Kunstgriffen Ihre Zuflucht, die fast ebenso niedrig sind, als diejenigen des Majors wären, wenn er sie gebraucht hätte! Warum haben Sie davon nicht gesprochen, als der Major zugegen war? Es ist wahrlich leicht, einen Abwesenden zu verleumden!“

„Comtesse!“ rief Daniel ernster, „ich schwöre Ihnen, er trug eine solche Kapsel in seiner Tasche. Hätte ich vorher eine Ahnung von diesem Betrüge gehabt — ja, von diesem Betrüge, ein solcher ist es! — so hätte ich das Thier nicht getödtet, das dicht an Ihrer Ferse war, sondern den Moment abgewartet, in dem er es wieder einfieng, und dann hätte ich ihn erbarmungslos bloßgestellt. Aber mit der leeren Kapsel konnte er leugnen — er ist nie verlegen um Ausreden! Und wozu soll ich ihn reizen? Es ist genug, wenn Sie es wissen und ihm künftig schärfer auf die Finger sehen können!“

„Fürst, ich danke Ihnen für diese artige Erklärung!“ antwortete Sophia spöttisch. „Sie beweist, daß Sie mehr Phantasie besitzen, als Sie mir bisher gezeigt haben. Adieu, Fürst!“

„Comtesse!“ rief Daniel, und mit einem einzigen tigerhaften Sprunge war er an ihrer Seite und ergriff ihre Hand — sein dunkles Auge funkelte und seine Lippen bebten. — „Comtesse, Sie müssen mir Rechenschaft

geben. Sie müssen! Weßhalb glauben Sie diesem Abenteurer, diesem Betrüger mehr als mir? Weßhalb beleidigen Sie mich, indem Sie ihm vertrauen? Heute will ich Ihre Antwort, jetzt, in dieser Minute! Ist eine wahnsinnige Liebe, ist eine hingebende Aufopferung, ein alter und berühmter Name, ein Leben ohne Makel nicht im Stande, es mit den Künsten eines Gauklers aufzunehmen? Ich bin dieses Spiels müde, Comtesse! Er oder ich! Es wird mir schwer, diese Worte auszusprechen. Ich verachte diesen Menschen; ich sollte auch Sie hassen, weil Sie mich in die Lage versetzen, sein Rival zu sein. Doch ich habe Alles bisher für ein Spiel Ihrer Koketterie gehalten, ich glaubte an Ihr Herz, wenn es auch mit mir spielte. Aber ich bin es müde, in Gegenwart dieses Menschen gedemüthigt zu werden. Wenn Sie mich nicht lieben, so sagen Sie es, und ich weiß, wo ich Ersatz zu suchen habe. Aber wenn Sie mich lieben, so will ich diesen Mann, gerade ihn, aus Ihrer Nähe entfernt wissen, denn er handelt nicht ehrlich. Er gebraucht Mittel, mit denen kein Mann gleichen Schritt halten kann, dem die Liebe das Herz und den Kopf durchglüht. Ich verstehe es nicht, mit kalter Berechnung eine Kokette zu erobern!"

Die Gräfin war anfangs erbleicht; dann hatte sie ihn starr angeblickt; der Schrecken verlor sich aus ihren

Büßen; es zeigte sich etwas wie Theilnahme in ihnen. So hatte Daniel nie zu ihr gesprochen; so — um einen Lieblingsausdruck der Frauen zu gebrauchen — interessant war er ihr nie erschienen. Es blühte Feuer und Kraft in ihm auf. Der tüchtige Enkel eines Königsgeschlechts schien sich noch einige Tropfen Heldenblut bewahrt zu haben.

„Küßt“, sagte sie ruhig, „lassen Sie vor allem meine Hand frei; Sie zerbrechen sie!“

„Gut!“ sagte Daniel. „Aber ich muß um jeden Preis eine Antwort haben!“

„Ich verzeihe Ihnen Ihre maßlose Kühnheit nicht“, fuhr Sophia fort, „aber ich werde sie verschweigen. Wir sind Verwandte und ich möchte nicht, daß Michael sich mit Ihnen entzweite. Sie verlangen eine Antwort. Welche? Ob ich Sie liebe? Ich weiß es nicht. Ob ich den Major liebe? Ich glaube es nicht. Sie haben kein Recht, mich mehr zu fragen. Ich habe nie ein Wort zu Ihnen gesprochen, daß Sie berechtigen könnte, mir die Freiheit meines Willens zu rauben. Ich werde den Major sehen, so oft es mir gut dünkt. Ich bin ein Gast in diesem Hause und würde es verlassen, wenn man meinen Willen einengen wollte; aber das wird man nicht thun. Ich habe keine andere Antwort für Sie, Prinz! Sie müssen sich damit begnügen und mögen thun und lassen, was Sie wollen.“

„So lieben Sie mich nicht, Sophia?“ fragte Daniel, der sie bei jedem Satze hatte unterbrechen wollen und dessen Lippen vor Bewegung bebten.

„Ich weiß es nicht“, antwortete Sophia.

„So werden Sie auch nicht meine Gattin werden?“ fragte der Fürst.

„Ich werde Ihre Hand annehmen, sobald ich weiß, daß ich Sie liebe!“ antwortete Sophia.

Daniel stand eine Minute stumm und bleich; die Gräfin erwiderte kühn seinen fast drohenden Blick.

„Das ist eine ausweichende, also verneinende Antwort!“ sagte er dann mit schwerer Stimme.

„Ausweichend und verneinend, wie Sie wollen!“ antwortete Sophia. „Ich kann sie nicht anders geben. Ich werde mich nicht binden, bevor ich nicht meines eigenen Gefühls sicher bin. Im Uebrigen verlange ich, daß Sie in meiner Gegenwart achtungsvoll von dem Major sprechen. Er hat sich mir stets als ein Mann von Ehre gezeigt, und ehe Sie Beschuldigungen gegen ihn aussprechen, müssen Sie die Beweise dafür besitzen. Adieu, Fürst! Wenn diese Scene nicht die letzte derartige gewesen ist, so verlasse ich Dari und verbiete Ihnen überall, wo es auch sei, den Zutritt zu mir!“

„Comtesse!“ rief Daniel fast schmerzlich, „Sie treiben mich zum Aeußersten!“



„Ich folge nur Ihrem Beispiel!“ antwortete Sophia. „Ein Mann sollte so viel Achtung vor einer Frau haben, daß er eine Erklärung erst dann verlangt, wenn er der Gegenliebe sicher ist, oder daß er sich wenigstens in ehrerbietigen Ausdrücken erklärt. Sie thuen Beides nicht. Deshalb, Fürst, werden Sie es verzeihlich finden, wenn ich von jetzt an eine vorsichtiger Haltung Ihnen gegenüber annehme. Es gibt, wie es scheint, Männer, denen man kein Vertrauen beweisen darf, ohne daß sie nicht anmaßend würden!“

„Sophia!“ rief Daniel. „Sie entstellen, Sie übertreiben! Wie oft haben Sie mich glauben lassen, daß Sie mich lieben! Wie oft haben Sie meine Erklärung herausgefordert! Sie wissen, alle, die uns kennen, betrachten uns bereits als Verlobte —“

„Das ist nur ein Zeichen, wie oft die Welt sich täuscht, und wie oft Männer sich durch ihre Eitelkeit verblenden lassen, mehr zu sehen, als sie sehen sollten!“ unterbrach ihn Sophia kurz. „Noch einmal, Fürst, jede ähnliche Scene muß zu einem vollständigen Bruch zwischen uns führen. Seien sie vernünftig, seien Sie besonnen; daraus werde ich ersehen, daß Sie mich wirklich achten, und dann wird die Zeit vielleicht auch nicht fern sein, in der ich wirklich weiß, ob ich Sie liebe!“

Sie sagte das Letztere mit einem so plötzlichen

Uebergang vom kalten Ernst zur scherzenden Koketterie, ihre Augen warfen plötzlich einen so glänzenden, aufmunternden und zugleich zärtlichen Blick auf Daniel, daß dieser abermals ihre Hand ergreifen wollte. Aber bereits hatte sie die Thür geöffnet und verschwand in derselben.

Noch lange stand Daniel auf derselben Stelle. Das also war der Erfolg dieses Tages gewesen!

Endlich raffte er sich auf, verlangte sogleich nach seinem Pferde und ritt zurück nach Garika, langsam, denn die Dunkelheit gebot Vorsicht. Oft knirschte er mit den Zähnen vor Born und nannte sich einen Schwächling; dann wieder lächelte er und das Herz klopfte ihm stärker, denn er sah ihren verheißenden, glühenden Blick. Spät langte er in Garika an, so klug, so entschlossen, so einig mit sich selbst wie immer!

### III.

#### Die Begegnung.

Es war ungefähr eine Woche später, um die Mitte des Decemhermonats, als Master George oder Giorgi, wie man ihn in seiner Heimat Garika genannt haben würde, in das ärmliche Zimmer eines niedrigen Hauses trat, das am Fuße des Forts von Tschefketil oder St. Nikolai lag. Es war bereits Dämmerung, und Johnny, der in einer Ecke auf einer Kiste saß und seine Pfeife mit echt türkischem Tabak rauchte, der ihm aber kaum so gut mundete, wie sein altenglischer Shag, stand auf und ließ ein mächtiges Wer da? vernehmen. Im nächsten Augenblick aber erkannte er seinen jungen Herrn und hieß ihn freudig willkommen. George reichte ihm herzlich die Hand. Johnny zündete eine kleine Lampe an, unsern Küchenlampen ähnlich.

„Nun setzen Sie sich, Master Georgel!“ sagte er, auf die Kiste deutend und eine andere für sich selbst aus

einem Winkel ziehend. „Freut mich von Herzen, daß Sie wieder da sind! Kann ich mit etwas aufwarten? Nun, Thee, geräuchertes Fleisch, das ist Alles, was ich habe! Es gibt hier nicht viel, Master George! Und was es gibt, kann man weder essen noch trinken!“

George hatte sich im Zimmer umgesehen. Der junge Mann trug die Spuren einer längern Reise, aber sein Aussehen war gut. Die Bewegung, die Abwechslung des Lebens schien ihm heilsam gewesen zu sein. Bereits zeigte sich jener bräunliche Anflug auf seinen Wangen, der einem männlichen Gesicht so gut steht. Johnny bemerkte das auch und winkte George freundlich zu.

„Sehen ganz gut aus, Sir!“ sagte Johnny. „Bekommen Farbe! Nun, etwas Nun?“

George hat um Thee und Fleisch, da er vom Morgen an nichts gegessen, und Johnny fing an, den Thee auf der Maschine, die man für diesen Zweck mitgenommen, zu bereiten.

„Du hast Dich ja hier ganz traulich eingerichtet!“ sagte George. „Vor acht Tagen sah es noch greulich in dieser Bude aus. Du bist unbezahlbar, Johnny — überall weißt Du zu helfen!“

„Hab's von Mr. Shwell gelernt — der versteht's im Großen!“ antwortete Johnny und lachte gutmüthig, als er seine Blicke durch das Zimmer schweifen

ließ, das trübselig und öde genug aussah, aber vor acht Tagen freilich nichts als die nackten und zerrissenen Wände gezeigt hatte. „Sehr comfortable hier!“ fügte er scherzend hinzu. „Ein Salon für Miß Mary!“

„Lieber Johnny, wir wollen Gott danken, wenn Miß Mary ein solches Zimmer hat!“ sagte George. „Ich bringe schlechte Nachrichten!“

Johnny hustete und machte sich mit dem Theegeschirr zu schaffen.

„Nur zu, Sir!“ sagte er dann. „Wird hoffentlich nicht so schlimm sein!“

George erzählte. Als er nach stürmischer, aber sonst ungefährdeter Fahrt das von den Türken eroberte Tschefketil an der russisch-türkischen Grenze erreicht und dort erfahren, daß für den Augenblick in den Kaukasusländern Alles ruhig, auch für die Dauer des Winters keine Bewegung Schamyl's zu erwarten sei, hatte er sich schnell entschlossen, vor allen Dingen Nachrichten über Mr. Hywell einzuziehen. Er hatte ein Pferd gekauft, einen Führer genommen und war nach Kars aufgebrochen. Johnny war in Tschefketil zurückgeblieben. Von Kars hatte sich George nach Erzerum gewandt und war von dort nach dem Fort Tschefketil zurückgekehrt. Er hatte die Reise in fast unglaublich kurzer Zeit gemacht und sein Pferd dabei zu Grunde gerichtet. Trotzdem hatte er nichts Be-

stimmtes erfahren. Wohl aber hatte er an beiden Orten vernommen, daß die Kurden an der persischen Grenze sehr unruhig seien und daß mehrere Karawanen von ihnen geplündert worden. Ein Gerücht wollte sogar von vornehmen Engländern wissen, die bei einem solchen Ueberfall gefangen oder getödtet worden, und in Erzerum zeigte man George mehrere Gegenstände, die von Kurden verkauft worden und unzweifelhaft in England gearbeitet waren, auch von längerem Gebrauch zeigten. Das war aber auch Alles. Es blieb also, wie George dem aufmerksamen Johnny auseinandersetzte, nichts übrig, als den Versuch zu machen, den Weg nach Tauris so weit, als dies unter den jetzigen Umständen nur irgend möglich sei, zu verfolgen, womöglich Tauris, die Hauptstadt des nördlichen Persien, in der die Wege nach Rußland und der Türkei sich trennen, zu erreichen und bei den dort wohnenden Engländern genauere Erkundigungen einzuziehen. George hatte sich genau davon unterrichtet, wie diese Reise unternommen werden müsse. Man hatte ihm gerathen, sehr einfach zu reisen, jeden Prunk zu meiden, um die räuberischen Kurden nicht anzulocken, einen zuverlässigen Führer zu nehmen und sobald als möglich aufzubrechen, da die Gegend während des Winters verhältnißmäßig ruhig und sicher sein werde.

„Ich für mein Theil bin entschlossen“, sagte George.

„Willst Du mich begleiten, Johnny, oder willst Du mich hier erwarten?“

„Was ist Ihnen lieber, Sir?“ fragte der Engländer.

„Natürlich Deine Begleitung!“ sagte George.

„Nun, dann gehe ich mit Ihnen!“ rief Johnny energisch. „Es ist hier verdammt langweilig. Indessen, wenn Sie es verlangten und für besser hielten, so wollte ich hier schon noch ein Jahr lang sitzen und mir die phlegmatischen türkischen Schildwachen oben auf dem Fort und das unruhige Meer ansehen, aber lieber ist es mir, mit Ihnen Mr. Hywell aufzusuchen. Haben wir denn keinen Consul bei den Kurden?“

George schüttelte lächelnd den Kopf und setzte ihm auseinander, daß die Kurden ein uncivilisirtes Volk an der türkisch-perßischen Grenze seien, das fast unabhängig auf seinen Bergen lebe und neben etwas Viehzucht viel Räuberei treibe. Wenn Mr. Hywell wirklich von ihnen gefangen, und nicht — was freilich nicht unmöglich, aber doch immer nicht wahrscheinlich sei — bei der Bertheidigung getödtet wäre, so werde man ihn, wie schon Mr. Wiedenburg in Sinope angedeutet habe, in einem kurdischen Dorfe festhalten und Boten aussenden, um womöglich ein Lösegeld für seine Freilassung zu erhalten. Die türkischen Behörden um Schutz anzurufen, sei

schon im Frieden eine schwierige Sache; jetzt, wo die Türken der kurdischen Reiterei gegen die Russen bedürften, verspreche eine solche Einmischung gar keinen Erfolg. Auch sei es möglich, daß der Ueberfall von persischen oder ganz unabhängigen Kurden verübt worden; denn von vielen Stämmen dieser nomadisirenden Völkerschaft wisse man kaum, unter welche Oberhoheit man sie rechnen solle.

Trotz seiner Ermüdung traf George noch an demselben Abend die nöthigen Maßregeln, um im Laufe des nächsten Tages aufbrechen zu können. Ein gutes Pferd für George, ein frommes Thier für Johnny, der noch sehr selten auf dem Rücken eines Pferdes gesessen, wurden gekauft. An Decken, Waffen und was sonst zur Reise nöthig, war kein Mangel. Ein Führer sollte erst von Erzerum aus genommen werden, da George jetzt den Weg bis dorthin kannte. Das zurückbleibende Gepäck wurde der Obhut eines Armeniers anvertraut, auf dessen Zuverlässigkeit George bauen zu können schien. Dann legte sich George auf das Lager, das ihm Johnny mit väterlicher Sorgfalt bereitet hatte. Johnny weckte den todmüden jungen Mann nicht. Es war fast Mittag am andern Tage, als George erwachte. Eine Stunde darauf saßen die beiden Männer im Sattel und ritten die Straße nach Erzerum. George wählte



diese, obgleich sie von Eschkestil aus die längere war, weil er immer noch hoffte, er werde in Erzerum etwas über Mr. Symwell hören oder ihm selbst begegnen.

Wieder war fast eine Woche vergangen, Weihnachten war nahe, der Winter hatte sich empfindlich fühlbar gemacht, und Johnny saß bereits ganz stattlich auf seinem überaus gutmüthigen Pferde, als George und sein Gefährte, begleitet von einem armenischen Führer, die Karawanenstraße verfolgend, die über Bajazid nach Tauris führt, an einem kalten, trüben Morgen langsam den Abgang eines Berges hinaufritten. Auf der Spitze desselben zeigte ihnen der Führer die Richtung, in welcher der heilige Berg Ararat mit seinen beiden Spitzen liege, den man bei gutem Wetter vollkommen klar sehen könne. Heute aber lag in jener nordöstlichen Richtung nur eine graue Schneewolke.

„Trübe Aussicht!“ sagte George zu Johnny und dachte mehr an Mr. Symwell und Mary als an den Ararat.

„Segel in Sicht!“ rief Johnny, der diesen Ausdruck auch zu Lande liebte, und deutete die Straße entlang.

Ein Reiter war auf dieser Straße ein Ereigniß. Denn obwohl in der Nähe die Türken mit den Russen

kämpften, so war die Straße doch einsam. Es zogen wenig Truppen nach Bajazid, wo die türkische Armee meist aus Kurden bestand; der Karawanenverkehr war so gut wie vernichtet. So vergingen oft Stunden und halbe Tage, ehe man einen Reisenden ansichtig wurde. Es war ein ermüdender Weg, durch öde Gebirge, in denen selten ein freundliches Thal das Auge erquickte, über kalte, einförmige Hochebenen. Jetzt verlieh der Winter der ganzen Landschaft einen noch trübern Charakter. Kein Wunder also, wenn George und Johnny und selbst der Armenier etwas schneller ritten, um die Reisenden in Augenschein zu nehmen, vielleicht einige Worte mit ihnen zu wechseln.

Es waren zwei Reiter, ein Reisender und ein Führer, und George glaubte schon von fern in dem einen von ihnen einen Europäer zu erkennen. Seine Tracht war freilich seltsam genug, aber an eigenthümliche Zusammenstellungen der Anzüge wird man im Orient leicht gewöhnt. Saß doch auch George, in eine große Decke gehüllt, auf seinem Pferde, und Johnny trug eine Art Pelzrock zu seinem Seemannshut. Der Anzug jenes Reiters war aber nicht nur abenteuerlich, sondern auch zerissen und beschmutzt; er schien aus einer Menge der verschiedensten Kleidungsstücke zusammengewürfelt zu sein. Als George näher kam, sah er, daß der Reiter die Füße

mit Tüchern umwickelt hatte, um die zerissenen Beinkleider zu verbergen und sich gegen die Kälte zu schützen. Trotzdem saß er stolz und zuversichtlich im Sattel und schien seinerseits George und Johnny aufmerksam zu mustern. Er trug einen dunklen Vollbart, doch schienen Backen- und Kinnbart von jüngerem Ursprunge zu sein als der starke Schnurrbart.

Als die Reiter dicht bei einander waren, wechselten die Führer einige Worte, und der Armenier sagte zu George, der Reisende sei ein Franke. Das ist im Orient die allgemeine Benennung für die Fremden. Darauf grüßte George in europäischer Manier und sprach den Fremden in französischer Sprache an; er fragte ihn, woher er komme, wie weit es bis zum nächsten größern Orte sei. Der Fremde, dessen braunes Auge fortwährend aufmerksam auf George und Johnny ruhte, antwortete in geläufigem Französisch, das jedoch nicht seine Muttersprache zu sein schien; dann fragte er, welche Befehlshaber in Erzerum commandirten. George nannte dieselben; die Hauptführer der türkischen Truppen befanden sich jedoch nicht in der Stadt, sondern an der russisch-türkischen Grenze. Darauf fragte der Fremde, wie es mit Sinope stehe, ob es durch das Bombardement viel Schaden gelitten. George berichtete, was er damals gesehen. Er erwähnte dabei, daß

er in dem Hause eines deutschen Herrn Zuflucht gefunden.

„Eines deutschen Herrn?“ rief der Fremde lebhaft. „Sollte es der Zufall gewollt haben — Sinope ist ja eine kleine Stadt — daß Sie einen Herrn Wiedenburg gesehen oder gesprochen?“

„Wiedenburg!“ rief jetzt George seinerseits mit stürmischer Lebendigkeit. „Um des Himmels willen, Sie sind doch nicht der Verwandte, den er erwartete mit Mr. Hywell und Mary?“

„Der bin ich! Und er lebt?“

„Er lebt! Aber Mr. Hywell und seine Tochter, wo sind sie? Ich bin sein Pflegesohn!“

„Ja — Mr. Hywell — das ist eine traurige Geschichte! Der alte Eisenkopf wollte nicht hören, und wählte den Weg nach Bagdad, statt nach Erivan!“

„Und nun?“ rief George bleich vor Erwartung.

„Nun ist er mit seiner Tochter gefangen bei den Kurden, und ich selbst habe mich aufgemacht, um zu sehen, ob Hülfe für beide zu finden ist“, antwortete Wiedenburg. „So sind Sie also Mr. George, den Mr. Hywell in Konstantinopel oder Sinope zu finden hoffte. Nun, Sir“, fügte er hinzu, in die englische Sprache übergehend, „es freut mich von Herzen, Sie zu finden! Sie glauben nicht, wie wohl es mir thut, zu

wissen, daß Mr. Hywell's Schicksal nun nicht mehr allein auf meinem Beistand beruht. Denn wie leicht kann so ein Kurde —"

„Gott verdamme das Volk!“ rief Johnny, der jetzt mit weitgeöffneten Augen gespannt lauschte.

„Ja, das mag er!“ sagte Biedenburg beifällig nickend. „Wie leicht kann so ein Schurke einem aus seinem feigen Hinterhalt hervor das Lebenslicht ausblasen! Willkommen denn!“

Und er reichte George, dessen Wangen vor Aufregung glühten, die Hand, die dieser freudig ergriff. Er reichte sie auch Johnny, der sie vertraulich-derb schüttelte und für den Augenblick nichts zu sagen wußte als:

„Doch wohl, Mr. Hywell? Ich hoffe es! Und Miß Mary doch auch gesund?“

„Wollen's hoffen!“ sagte Biedenburg. „Und nun, Mr. George, zurück ins nächste Dorf, das kaum dreitausend Schritte hinter mir liegt! Wir müssen einen Kriegsrath halten. Gott sei Dank, daß ich endlich mit einem Menschen und nun gar mit einem Freunde über dieses Unglück sprechen kann!“

Er rief dem Führer einige Worte zu und ritt dann neben George die Straße zurück. Aber so groß war die Erregung der Beiden, daß sie auch nicht ein einziges Wort mit einander sprachen, bis sie das Dorf und in

diesem das Haus erreicht hätten, das für den Aufenthalt von Reisenden und Karawanen eingerichtet war.

Karawanserai ist der Name für die Räumlichkeiten, die der Reisende fast in allen orientalischen Städten und namentlich in den Orten, die an einer besuchten Straße liegen, antrifft und die ihm meist zur freien Benutzung geöffnet sind. In den größern Städten bestehen sie oft aus prächtigen Gebäuden, mit einer Menge von Räumlichkeiten für die Reisenden, ihre Diener und Pferde; an kleinern Orten sind sie natürlich einfacher. Immer jedoch enthalten sie verschiedene Räume, in denen die Reisenden und ihre Thiere ein bequemes Unterkommen finden und oft auch einen kleinen Bazar, in welchem man die nothwendigsten Lebensbedürfnisse kaufen kann. Mit den Wirthshäusern Europas lassen sie sich freilich nicht vergleichen; sie bieten eben nur ein Obdach. Aber der Reisende führt auch im Orient Alles, was zur Reise gehört, bei sich: Decken, Teppiche, Kissen, Geräthschaften, oft auch Lebensmittel. Die Räumlichkeit zum Wohnen befindet sich unmittelbar neben dem Behältniß für die Pferde oder Esel; man kann sie fortwährend im Auge behalten.

In einem solchen Raume nun saßen George und Edmund Wiedenburger bei einander und schauten Johnny zu, der sich bereits in die orientalische Art zu reisen gefunden hatte und jetzt ein Feuer anzündete, um Thee zu

kothen. Die große strohumflochtene Rumflasche fehlte auch nicht, und Johnny hatte noch einige ähnliche im Vorrath. Als er deshalb sah, wie Biedenburg einen fast begehrliehen Blick auf die Flasche warf, reichte er sie ihm nebst einem Glase dar.

„Wohl bekomm's, Sir!“ sagte er. „Sie sehen etwas übernünftig aus — da wird's gut thun! Bei dem Kurdenvolk — damn! — mögen Sie wohl keinen vernünftigen Tropfen gekostet haben. Ist Jamaika, Sir!“

„Mit Ihrer Erlaubniß!“ sagte Biedenburg lächelnd zu George, indem er sich das Glas zur Hälfte füllte. „Ich glaube wohl, daß ich übernünftig aussehe, denn besonders gut ist es mir in der letzten Zeit nicht gegangen. Eine kleine Herzstärkung dürfte mir nicht schaden! Ich habe in den letzten Wochen außer Reis und hin und wieder einem Stück schlechten Hammelfleisches nichts genossen, und mit den Getränken sieht's hier zu Lande kläglich aus. Vor Verzweiflung trinkt man freilich auch gegohrene Milch! Ueberdies fehlte es mir an Geld. Ich mußte sparsam sein mit den wenigen Goldstücken, die ich vor dem Falkenblick dieser räuberischen Kurden gerettet!“

„Ihre ganze Erscheinung spricht dafür, daß Sie Leiden erduldet“, sagte George. „Und wie ich fürchte, ist es meinem Pflegevater und Miß Mary nicht besser

ergangen. Doch ich werde ja hören und will mich nicht im voraus mit Gedanken quälen. Stärken Sie sich, Sir, Sie haben es nöthig! Und dann berichten Sie mir, wie es Ihnen und den beiden Personen ergangen, die mir die theuersten von allen sind, die ich kenne!"

Johnny beeilte sich mit dem Thee, und bald darauf durchzog auch der Duft des Fleisches, das der armenische Führer eingekauft und das er auf einem kleinen Rost am Feuer briet, das Zimmer. Der alte Bursche zeigte sich als ein vortrefflicher Küchenmeister, und Wiedenburg war der dankbarste Gast, den man sich denken kann.

"Das nenne ich einen glücklichen Tag nach vielen trüben!" rief er heiter. „Einen Freund gefunden — Nachricht von meinem Onkel — ich nenne ihn so, obgleich er eigentlich ein entfernterer Verwandter ist — eine Tasse guten Thee — eine Hammelcotelette — einen Schluck Rum — verzeihen Sie diese Zusammenstellung, Sir! — das sind unerwartete Genüsse, und es ist mir, als könnte ich jetzt wieder hoffen, daß Alles gut werden wird!"

"Und hier — zum Nachtsich!" sagte Johnny schmunzelnd und zeigte ein Päckchen Cigarren.

"Das ist ein Mann, der an Alles denkt! Sie sind zu beneiden um einen solchen Haushofmeister, Mr. Ge-



orge!“ rief der Deutsche. „Wahrlich, man lernt die kleinen Annehmlichkeiten des Lebens schätzen, wenn man wochenlang durch die Berge dieses verwünschten Landes geirrt ist, und sie erhöhen die Annehmlichkeiten der Seele!“

Er sagte das heiter und froh, überhaupt deutete sein heller Blick, seine freie Stirn und der gesammte Ausdruck seiner Züge auf einen heitern Charakter, dem jedoch der Ernst zur rechten Zeit wohl nicht fehlte. George lächelte auch, aber seine Miene behielt etwas Trübes. Und das ließ sich leicht erklären, wenn man bedachte, daß die Nachricht über Mr. Howell und seine Tochter immer nur eine verhältnißmäßig gute zu nennen war.

Edmund Wiedenburger hatte mit dem besten Appetit gegessen und getrunken und rauchte jetzt mit großem Behagen seine Cigarre; Johnny war leise mit dem Geschirr beschäftigt, und George schien zu harren.

„Nun also — zur Erzählung!“ rief der Deutsche dann, und seine Züge wurden ernst. „Verzeihen Sie, daß ich so lange geschwiegen, und halten Sie es nicht für Theilnahmslosigkeit, Mr. George. Aber nach so vielen geistigen und körperlichen Strapazen verlangt die menschliche Natur ein wenig Ruhe. Auch habe ich versucht, meine Erinnerung zu ordnen, um Ihnen einen kurzen und doch klaren Bericht zu geben. Die Einzelheiten werden Sie später erfahren, denn wir werden doch

wohl beisammen bleiben und gemeinschaftlich handeln müssen. Ich werde ganz ruhig und einfach schildern, ohne zu klagen und auf das Geschick zu schmähen, denn das nützt nichts. Sie sollen klare Einsicht in die Lage der Dinge erhalten, damit Sie mit mir vereint einen Beschluß fassen können. Man gewöhnt sich zuletzt auch an das Mißgeschick, und gerade erst dann, wenn man es ruhig überblickt, darf man hoffen, es zu ändern.“

George bejahte stumm.

„Bis zu welcher Zeit reichen Ihre letzten Nachrichten von Mr. Hywell?“ fragte Edmund Wiedenburger.

„Bis zur Zeit, in welcher mein Pflegevater im Begriffe stand, Teheran zu verlassen“, antwortete George.

„Ja, von dort aus sandte er, glaube ich, seinen letzten Brief an meinen Oheim“, sagte der Deutsche. „Nun, dann wissen Sie, daß ich schon von Calcutta aus, wo ich Mr. Hywell kennen gelernt, mit Ihrem Pflegevater gereist bin. Ich muß nach Deutschland zurückkehren, um dort das Handlungshaus meines Vaters weiter zu führen. Nun wäre der Weg über Suez wohl der kürzere und sicherere gewesen, aber mein Wunsch, Persien und Armenien kennen zu lernen, und zugleich der Gedanke, in der Gesellschaft eines so ehrenwerthen und erfahrenen Mannes, wie Mr. Hywell ist, zu reisen, bestimmten mich, Theil an dem Zuge durch Persien zu nehmen.“

Und ich hatte es wahrlich nicht zu bereuen. Mr. Hywell ist einer der achtbarsten Männer, die mir je im Leben begegnet sind, Miß Mary die freundlichste, lebenswürdigste Dame, und unsere Reise bot, außer einigen Unannehmlichkeiten, die ein weiter Weg durch Gegenden, die oft nur wenig bebaut sind, mit sich führt, nur Angenehmes und Belehrendes. In Teheran mußte Mr. Hywell länger verweilen, als er wollte. Die englische Regierung hatte erfahren, daß Persien sich auf Seite Rußlands neige, und wünschte dem entgegenzuwirken. Mr. Hywell erhielt die darauf bezüglichen diplomatischen Aufträge, konnte aber nichts ausrichten. Uebrigens glaubte er nicht an einen baldigen Ausbruch des Kriegs; er war überzeugt, daß Rußland und die Pforte noch unterhandelten und daß es den Bemühungen Frankreichs und Englands gelingen werde, diesen Unterhandlungen eine friedliche Wendung zu geben. Als wir deshalb Anfang September Teheran verließen und nach Tauris aufbrachen, war es sein fester Entschluß, den kürzesten Weg zur Rückkehr zu wählen und über Bajazid nach Erzerum oder Batum und von dort nach Sinope zu reisen. Eine Abtheilung persischer Krieger begleitete uns bis Tauris.

Hier lauteten die Nachrichten freilich ganz anders als in Teheran. Der Krieg zwischen Rußland und der

Pforte hatte bereits begonnen. Die Engländer und Amerikaner in Tauris und noch dringender die Persier und Armenier stellten nun Ihrem Pflegevater vor, daß er gut thun würde, über Erivan nach Tiflis zu reisen, da das ganze Kurdenvolk, wie ein gestörter Wespen-schwarm, in Unruhe und Aufregung sei. Aber er bestand auf dem kürzesten Wege, einmal, weil er, wie er sagte, schon zu viel Zeit verloren, und zweitens, weil ihm, als einem echten Engländer, keine Schwierigkeit unüberwindlich schien. Wir versahen uns mit zahlreicher Dienerschaft, zogen Erkundigungen über das Verhalten ein, das wir etwaiger Gefahr gegenüber einzuschlagen hätten, und brachen Ende September von Tauris auf, alle zu Pferde, Miß Mary ebenfalls, aber in einer Art von Palankin, den ihr Vater schon in Calcutta für sie hatte anfertigen lassen und dessen sie sich auf der ganzen Reise bediente; die beiden englischen Dienerinnen, die sie begleiteten, ritten auf frommen Pferden.

Nach drei Tagereisen theilten uns die Führer mit, daß sie erfahren, die türkischen Kurden zögen in großen Haufen nach der russisch-türkischen Grenze, und da man wisse, daß sie gern Alles mitnehmen, was ihnen irgendwie zu nehmen möglich sei, so sei es vielleicht besser, wenn wir umkehrten. Mr. Shwell wollte nichts davon wissen; er meinte, die persischen Kurden seien nicht be-

fer als die türkischen, und doch hätte sich keiner an uns gewagt. Wir setzten also unsere Reise fort. Täglich entfernten sich jedoch einer oder zwei von unsern Dienern, um nicht zurückzukehren; sie fürchteten wahrscheinlich ein Zusammentreffen mit den Kurden.

Wir waren nicht mehr fern von Bajazid, vielleicht eine oder zwei Tagereisen, und ich kann wahrlich nicht sagen, ob wir uns noch auf persischem oder schon auf türkischem Gebiet befanden, als wir in einem kleinen Orte anhielten, um Menschen und Thieren die Mittagsrast zu gönnen. Es war ein rings von hohen Bergen umgebenes, unbedeutendes Nest, aber das Karawansestai fehlte nicht, und in diesem quatierten wir uns für einige Stunden ein. Abermals trat der Dolmetscher an uns heran und sagte uns, er habe gehört, es befände sich ein Kurdenhaufe — von den sogenannten unabhängigen — in der Nähe und habe auf einer Felsenhöhe vor dem Orte sein Lager aufgeschlagen, gleichsam um uns abzuwarten. Mr. Hywell aber antwortete auch diesmal, daß wir nie vorwärts kommen würden, wenn wir uns durch derartige Bedenken aufhalten ließen. Wir brachen auf. Miß Hywell stieg, wie immer, in ihren Palankin, und wir nahmen sie und das Gepäck in die Mitte. Bei der Musterung hatten wieder drei persische Diener gefehlt. Mr. Hywell war deshalb entschlossen,

sich in Bajazid eine türkische Schutzwache auszubitten, möge es kosten, was es wolle. Ja, wären wir nur erst dort gewesen!

Eine Viertelstunde hinter dem Orte sahen wir die Kurdenschaar auf einer Anhöhe rasten. Wir erriethen sogleich, daß es türkische oder unabhängige Kurden seien, denn statt der spitzen persischen Sammfellmützen trugen sie niedrige Filzmützen, die meist mit Tüchern umwickelt waren. Die Schaar bot einen Anblick, der einen Maler begeistert haben würde, mir indeffen nicht sonderlich gefiel. Es waren abenteuerliche Kerle, manche ganz roth gekleidet, in den verschiedensten Trachten, alle zu Pferde und bewaffnet, theils mit Flinten, krummen Säbeln und Pistolen, theils nur mit langen, schweren, lanzenartigen Stangen. Sie hielten so ruhig und beobachtend auf ihrer Höhe, daß es uns leicht war, zu errathen, wir seien der Gegenstand ihrer besondern Aufmerksamkeit. Unwillkürlich ritt Mr. Hywell, dessen Auge scharf nach der Höhe hinüberblickte, in die Nähe seiner Tochter, und ich folgte seinem Beispiel. Die persischen Diener machten sehr lange Gesichter, nur unsere europäischen Diener, vier an der Zahl, zeigten sich unbesorgt.

Natürlich unterbrachen wir unsern Ritt nicht. Die Straße führte, wie wir bald bemerkten, zu jener Felsenhöhe hinauf und dicht an ihr vorüber. Der Dolmetscher,

ein Armenier, berieth sich mit Mr. Hywell und gab ihm den Rath, falls einige Kurden sich näherten, ihrem Anführer einige Geschenke anbieten zu lassen. Würden wir angegriffen, so sollten wir keinen Widerstand leisten, da er einer solchen Ueberzahl gegenüber doch vergeblich sein würde; er glaube Hattariturden in der Schaar zu erkennen und das seien von allen Kurden die blutdürstigsten.

Mr. Hywell's Gesicht war sehr ernst geworden; die Aufstellung der Kurden ließ kaum einen Zweifel, daß es auf einen Ueberfall abgesehen war. „Es ist mir nicht um mich zu thun“, flüsterte er mir mit einem düstern Blick zu, „aber Mary! Mary!“ Ich verstand ihn vollkommen, und da ich Miß Hywell in hohem Grade achten und verehren gelernt hatte, so wurde auch mir unheimlich bei dem Gedanken an all die Möglichkeiten denen eine junge und schöne Europäerin unter diesem fast wilden Volke ausgesetzt sein konnte.

Dann ritt er zu Miß Mary, sprach angelegentlich einige Worte mit ihr und zog die Vorhänge ihres Palankins dicht zu. Wenn ich sage Palantin, so haben Sie mich wohl verstanden. In Ostindien trägt man die Palankins; dieser ließ sich jedoch auf einem Pferde befestigen, war aber im Uebrigen, ganz ähnlich einem indischen, mit Vorhängen, Rissen und Armlehnen versehen, konnte auch, wenn es nöthig war, getragen werden.

Darauf schickte Mr. Hywell die europäischen Diener zu den Saumthieren, welche das Gepäc trugen, und befahl ihnen, Jeden, der sich denselben nähern würde, niederzuschießen, vorausgesetzt, daß er ihnen nicht vorher den Befehl gebe, die Vertheidigung zu unterlassen. Wir waren jetzt in einer Linie mit den Kurden, und was ich vorausgesehen, geschah. Auf ein gegebenes Zeichen setzte sich die Horde in Bewegung und kam im Trab auf uns zu. Es fielen auch einige Schüsse, aber wohl nur, um uns einzuschüchtern. In wenigen Minuten waren wir auf allen Seiten umgeben. Wir mochten im Ganzen etwas über dreißig Personen sein; die Zahl der Kurden betrug wohl mindestens das Acht- oder Zehnfache.

Mr. Hywell und ich hatten die Pistolen in die Hand genommen. Der armenische Dolmetscher aber rief uns heftig zu, wir möchten um Himmelswillen nicht schießen; vielleicht kämen wir mit einer Plünderung davon; würden wir gefangen, so möchten wir ein Lösegeld bieten. Und damit wandte er sein Pferd und schien fliehen zu wollen, was ich ihm kaum verargen konnte. Mr. Hywell aber streckte ihm die Pistole entgegen und sagte: „Bleibt, guter Freund! Gerade jetzt haben wir Euch nöthig!“ Der Armenier blieb, denn Mr. Hywell's Augen, so freundlich hell sie sonst auch sind, können doch zu Zeiten sehr drohend aussehen.



Die vielen Pferdehufe hatten den Staub auf den Felsen und auf der Landstraße so schnell und heftig aufgewirbelt, daß er uns wie eine dichte Wolke umzog. Wir konnten kaum zehn Schritt weit sehen. Mr. Hywell rief den europäischen Dienern zu, die Gepäcksperde näher zu führen; wir beide nahmen neben Miß Mary Platz, deren Dienerinnen sich dicht zu ihr gedrängt hatten. Da tauchte plötzlich dicht vor uns eine Kurdenschaar aus der Staubwolke auf, voran zwei Reiter, deren Gesicht ich in meinem Leben nicht vergessen werde. Von ihrer Tracht will ich schweigen — Sie haben ja jetzt wohl schon Kurden gesehen — es ist eine wahre Räubertracht; die Söhne der Abruzzesi sind idyllische Schäfer gegen diese in die grellsten Farben gekleideten Dämonen. Ich will nur erwähnen, daß in ihren Gürteln wahre Batterien von Pistolen und trummen Dolchen steckten, und daß ihre langen Flinten ihnen fast wie Spieße über den Kopf wegragten. Es war ein alter und ein junger, Vater und Sohn, beide sich so ähnlich, wie ein alter Wolf dem jungen; der alte mit grauschwarzem Bart, der junge mit wirklich prächtigem, rabenschwarzem Bartwuchs, beide mit durchdringenden Luchsaugen und Nasen, die wie Habichtsnäbel gekrümmt waren; der Alte mager wie ein Gerippe, nur Sehnen und Knochen, der junge aber in seiner Art

ein Prachteremplar, die Galgenphysiognomie abgerechnet ein ganz kapitaler Bursche. Um mir die allgemeine Benennung zu ersparen, will ich Ihnen sogleich sagen, wie sie hießen, denn diese unfreiwillige Bekanntschaft war leider eine dauernde. Der Alte hieß Tamir-Aga, sein Sohn Raschir-Aga; der Alte war Häuptling eines unabhängigen Kurdenstammes, ob der Hakkari- oder Rewandis-Kurden, das weiß ich nicht genau, thut auch nichts zur Sache, denn von diesen beiden Stämmen ist der eine immer grausamer, wilder, fanatischer und heutigetiger als der andere. Uebrigens verriethen uns schon die zahllosen Shawls, die sie zu dicken Büßten um ihre Filzmützen gewickelt hatten, daß es sogenannte vornehme Kurdenhäuptlinge seien. Sie ritten prächtige Pferde.

Wie sie uns musterten, ihre Flinten im Arm haltend, nun, Mr. George, so muß der wilde Luchs seine Beute mustern! Wir hielten die Pistolen in Schußhöhe auf dem Hals unserer Pferde. Dann rief Tamir-Aga einige Worte, die wie das Gurgeln eines Betrunknen klangen — ich sah, wie die Sehnen seines nackten Halses dabei tanzten — und unser armenischer Dolmetscher stieg vom Pferde, neigte sich demüthig vor dem Kurden und hielt ihm einen ziemlich langen Sermon. Was der Mann geschwaßt haben mag, weiß ich nicht, er sah

windelweich aus. Tamir-Aga gurgelte wieder, und zwar heftiger als vorher. Darauf wandte sich der Armenier zu uns und sagte in seinem greulichen Französisch-Italienisch, der Kurde sei bereit, uns das Leben zu schenken, aber nichts weiter. Wir sollten seinem Sohne folgen, der werde uns an einen sehr angenehmen und sichern Ort führen. Dort solle über unser Lösegeld verhandelt werden. Er beschwor uns nochmals, keinen Widerstand zu wagen; wir seien ja unser nur sieben Männer.

Und leider war es so! Denn als wir uns bei diesen Worten umblickten, sahen wir auch nicht mehr einen einzigen von unsern tapfern Persern. Sie hatten den Rest der Löhnung, die ihnen noch zustand, im Stich gelassen und den verhüllenden Staub benutzt, um nach dem nächsten Orte zurückzuziehen. Jetzt wäre Widerstand allerdings Wahnsinn gewesen. Mr. Hywell knirschte mit den Zähnen vor Zorn und rief dann nach dem Palantin: „Mary, es ist Zeit!“ Darauf verhandelte er mit dem Dolmetscher. Er bot den Kurden einen Theil seines Geldes und seiner Waaren gleichsam als einen Durchgangszoll, wollte aber auf jeden Fall weiter reisen und drohte mit den Repressalien des englischen Gesandten in Konstantinopel, berief sich darauf, daß die Engländer eine befreundete Macht der Türkei

wären; der Armenier hörte gedulbig zu, und unbeweglich lauschten die Kurden, um die sich jetzt fast ihre ganze Schaar im Kreise versammelt hatte. Dann begann der Dolmetscher seine Unterhandlung mit Tamir-Aga, der dieser jedoch bald durch eine drohende Bewegung nach seinem Gürtel und mit einem Borneßblick auf Mr. Hywell und mich ein Ende machte. Der Armenier wandte sich wieder zu uns: Tamir-Aga sei unerbittlich; wir müßten seinem Sohne folgen und Gott danken, daß man uns nicht die Köpfe abschneide. Das Weitere werde sich finden; er, der Armenier, sei ebenfalls verurtheilt worden, Raschir-Aga zu begleiten, um ferner zum Dolmetscher zu dienen.

Was war darauf zu erwidern? Ich sah, wie es in Mr. Hywell kochte, aber auch er bezwang sich. Er rief den europäischen Dienern zu, das Räubervolk gewähren zu lassen, und sagte dann dem Dolmetscher, daß er nur auf freier Weiterreise bestehe. Der Armenier wagte kaum, diesen Einwand vorzubringen. Tamir-Aga streckte drohend die Faust gegen uns aus und ließ uns befehlen, sogleich von unsern Pferden zu steigen und die Waffen abzuliefern. Auch mir kochte jetzt das Blut. Aber dreihundert bewaffneten Männern gegenüber ließ sich nichts thun, als gehorchen. Wie zögerten zwar, aber es richteten sich so viele Flintenläufe auf uns, daß wir ab-

stiegen. Ich weiß nur noch, daß ich in jenem Augenblick sehnlich wünschte, Rußland oder irgend ein Volk möge dieses Räuber Volk zu Paaren treiben. Die Türken sind zu schwach dazu. Omer-Pascha hat es einmal versucht und sie auch hart in die Enge getrieben, sogar einen ihrer Häuptlinge gefangen genommen. Aber was nützt das? Jetzt sind sie wieder obenauf und werden vielleicht die Nestorianer, die einzigen Christen, die unter ihnen zu wohnen wagen, bald ganz vernichten. Die Türkei müßte hier ein Beobachtungscorps unterhalten können. Doch zu unsern Erlebnissen zurück. Ich finde wohl noch später Zeit, Ihnen etwas von den Kurden und wie es in dem Innern ihrer Bergländer bestellt ist, zu erzählen.

Also wir stiegen ab. Nun wollten sich die Kurden von allen Seiten wie Geier auf das Gepäck werfen, aber Tamir-Aga scheuchte die Horde zurück und vertrieb sogar einen seiner Reiter, der den Sattel von meinem Pferde nehmen wollte, mit einem Pistolenschuß, der jedoch nicht traf. Sie können sich vorstellen, in welcher Besorgniß wir während dieses Getümmels wegen Miß MARY waren. Endlich aber gelang es Tamir-Aga, die Ruhe wiederherzustellen, und es begann eine regelrechte Vertheilung der Beute; natürlich behielten die beiden Agas den Löwenantheil. Unsere europäischen Diener wurden

bis aufs Hemd ausgeplündert, die Gepäcksballen von den Pferden gerissen und aufgeschnitten. Es war eine reiche Beute. Mr. Hywell hatte in Ostindien große Einkäufe an Shawls und andern Erzeugnissen des Landes gemacht, und die Kurden, die sich sehr wohl auf den Werth dieser Artikel verstanden, jauchzten laut auf. Am meisten gefielen ihnen jedoch die Waffen, Messer und Geräthe, die sie fanden; das Meiste davon eigneten sich Samir-Aga und sein Sohn zu. Endlich näherte sich der letztere dem Pferde Miß Mary's. Mr. Hywell trat vor seine Tochter und sagte dem Dolmetscher, er möge dem Kurden erklären, daß die Franken keine Beleidigung ihrer Frauen duldeten, und daß er noch Waffen besäße, um sie zu vertheidigen. Der Armenier sagte dem Kurden davon, was er für gut finden mochte, und dieser that, was ihm gefiel. Er ließ durch den Dolmetscher antworten, daß die freien Kurden die Weiber achteten, und begnügte sich damit, den Vorhang zu öffnen, der den Palantin verschloß. Ich beobachtete sein Gesicht, während er es that, und blickte auch zu Miß Mary empor. Ihr Gesicht war bleich und ruhig und hatte etwas Eigenes, das ich vorher nicht an demselben bemerkt und mir nicht zu erklären wußte; der Kurde betrachtete sie nicht lange, ließ den Vorhang fallen und wandte sich ab. Der Dolmetscher mußte ihm noch im Auftrage Mr. Hywell's

sagen, daß Miß Mary krank sei; Kaschir-Aga antwortete abermals, die Weiber würden geachtet werden.

Es verging eine gute Stunde; dann war die Theilung beendet. Ein Theil des Gepäcks wurde wieder auf die Saumthiere geladen, es war der Antheil des Häuptlings und seines Sohnes. Dann trennten sich ungefähr vierzig Kurden von der großen Schaar; unser Armenier, der ihren Worten lauschte, theilte uns mit, daß der junge Kurde beauftragt sei, uns nach seiner Heimat zu führen, wo wir fürs erste bleiben sollten. Mr. Hywell begann die Unterhandlungen von neuem. Er verlangte, daß ich oder die Diener oder der Dolmetscher nach Bajazid gesandt würden, um wegen eines Lösegelds zu unterhandeln, denn auf dieses war es abgesehen. Aber man antwortete, dazu sei immer noch Zeit, wenn wir erst Kosh und Dschulamert erreicht hätten. Wie der Ort oder die Gegend eigentlich hieß, habe ich nie genau erfahren; aber jene beiden Namen habe ich öfters gehört. Es blieb gar nichts weiter übrig, als sich willenlos dem unvermeidlichen Schicksal zu beugen und auszuharren.

Der Armenier, dem wir unsererseits reichen Lohn versprochen, wenn er sich unserer annehmen und uns, wenn es ihm möglich sei, aus den Händen dieser Räuber befreien wolle, rieth uns an, schweigend Alles zu er-

tragen. Er werde uns für fränkische Hechhims, das heißt für Aerzte ausgeben, die zu einem Fürsten im fernen Osten berufen gewesen seien, ihn zu heilen, und nun mit reichen Geschenken zurückkehrten. Denn der Stand eines Arztes sei der einzige, den diese Menschen noch ein wenig, selbst bei einem Franken, achteten, weil sie abergläubig seien und glaubten, daß dem Hechhim geheime Mittel zu Gebote ständen, ihnen zu schaden. Da wir nun in der That manche Tränken, Pulver und Pillen in unserer Reiseapotheke bei uns führten, so konnten wir allerdings unter diesen Leuten leicht ein paar Aerzte vorstellen, und wir beschloßen, dem Rathe des Armeniers zu folgen.

Erst gegen Abend trennten sich Vater und Sohn. Unser Vooß war es, wie ich bereits erwähnte, mit dem leßtern in seine Heimat zu ziehen. Kaschir-Aga ließ uns jezt noch unsere Waffen; ein Versuch zur Flucht, umgeben von vierzig Kurden, wäre ja doch eine Thorheit gewesen! Langsam schlugen wir den Weg nach Süden ein, quer über die Berge. Ich berieth mich mit Mr. Hywell, aber wir fanden keinen Trost. Daß Tamir-Aga nicht eingewilligt, uns einen Boten nach Bajazid senden zu lassen, erklärte sich sehr leicht; er fürchtete eine Verfolgung durch türkische Truppen und wollte uns, ehe der Ueberfall bekannt wurde, nach seinem Gebirge in Sicherheit bringen,



wo uns zwar Mond und Sonne bescheinen, die türkische Macht uns aber gar nicht oder nur spät erreichen konnte. So zogen wir denn trübselig dahin, Miß Mary zuweilen Muth einsprechend. Unsere europäischen Diener, die in der That bis aufs Hemd ausgeplündert waren, hatten sich in die Leinwand gehüllt, mit welcher unsere Balken umwickelt gewesen. Aber es waren treue Burschen; ich habe sie weder damals noch später murren hören. Einer stand in meinen Diensten, die drei andern gehörten zu Mr. Hymell. Schon damals sah übrigens der letztere ein, daß gar nichts weiter übrig bleibe, als an einen türkischen Befehlshaber in Bajazid oder Erzerum und an meinen Verwandten in Sinope zu schreiben und dieselben um Vermittelung zu bitten. Dies ist auch, wie ich sogleich erwähnen will, geschehen. Aber entweder haben die abgesandten turdischen Boten ihr Ziel nicht erreicht, oder sie haben es nicht erreichen wollen, aus Furcht, augenblicklich in Bajazid oder Erzerum gehängt zu werden.

Ich will mich nun mit dem Bericht unserer Reise so kurz als möglich fassen und Ihnen nur mittheilen, was für Sie zum Verständniß des Folgenden nothwendig ist. Wir übernachteten auf freiem Felde. Raschir-Aga hatte die Freundlichkeit, Miß Mary und ihren Dienerinnen sein Bett abzutreten. Wir Andern schliefen, in

unsere Decken gehüllt, unter freiem Himmel. Als ich am andern Morgen durch das Gebet geweckt wurde, daß Kaschir-Aga sprach und seine Kurden knieend anhörten — denn bei aller Räuberei sind diese Kurden gute und gläubige Mohammedaner, sowie die Räuber in Spanien und Italien fromme Christen sind — bemerkte ich, daß wir uns auf einem Berge befanden. Ein Dorf war weit und breit nicht zu sehen, und wäre dies auch der Fall gewesen, so hätten wir es doch vermieden; denn die Kurden trauen sich unter einander nicht und der eine bestiehlt den andern, wo er nur kann. Kaschir-Aga wollte uns womöglich unbemerkt nach seiner Heimat führen; da waren wir sicher. Bald darauf ging es zum Aufbruch, nachdem wir zum ersten Mal saure Milch mit gekochter Gerste genossen, ein Gericht, das später meine Lieblingsspeise werden mußte, da es nichts Anderes gab, ausgenommen höchst selten ein Stück Lamm- oder Hammelbraten. Ich war übrigens sehr vertrießlich, denn man hatte in der Nacht mein ganzes Gepäck vom Pferde gestohlen und mir nur den Sattel gelassen; bis dahin hatte ich gehofft, Herr meines nothdürftigsten Reisegepäcks zu bleiben, nun aber begriff ich, daß ich bald in denselben Zustand mit unsern Dienern versetzt sein würde. Vorsichtig verbarg ich die Mehrzahl der Goldstücke, die ich besaß, im Stiefel. Meine Berth-

papiere und Creditbriefe nützen mir hier natürlich gar nichts.

Ich stand höchst mißvergnügt an mein Pferd gelehnt, als ich Mr. Hywell aus dem Zelt treten sah, seine Tochter führend. Miß Mary war verschleiert. Sie ging sehr langsam und schien sich auf ihren Vater zu stützen. Ich fürchtete, Aufregung, Schrecken und Ermüdung hätten ihr eine Krankheit verursacht, und trat ihr unwillkürlich näher. Mr. Hywell kam einer Frage von mir zuvor, indem er den Schleier von dem Gesichte seiner Tochter zurückschlug. Entsetzt blieb ich starr stehen. Die angenehmen und lieblichen Züge der Miß Hywell waren entstellt, ihre Haut mit rothen und blauen, fast schwarzen Flecken bedeckt. Ich vermochte kein Wort zu sprechen. Mr. Hywell ließ den Schleier fallen und half seiner Tochter in den Palankin steigen. Dann wandte er sich zu mir.

„Behalten Sie nur Ihr ernstes und bestürztes Gesicht, Biedenburg!“ sagte er zu mir. „Die Sache ist nicht so schlimm, wie sie scheint. Ich habe Mary gebeten, sich Gesicht, Hals und Hände mit einer scharfen Mixture zu bestreichen, die man zu Arzneizwecken anwendet. Das hat jene Entzündung hervorgerufen, eine Art Ausschlag, der aber sehr ungefährlich ist und bald verschwinden wird, wenn Mary das Mittel nicht weiter

anwendet. Sie errathen, weshalb ich es gethan habe. Die Orientalen haben einen großen Abscheu gerade vor derartigen Krankheiten; ich denke also, Mary wird vor allen Zumuthungen dieses Herrn Kaschir-Aga sicher sein."

Ich war sehr beruhigt und lobte ihn wegen seiner Vorsicht. Inzwischen kam der Armenier zu uns und fragte Mr. Symwell im Auftrage des jungen Kurdenhäuptlings, wie es komme, daß er seine Tochter nicht heile, da er doch ein Hechhim sei. Der alte Herr antwortete ihm, er könne diese Krankheit nur heilen, wenn sie einen gewissen Höhepunkt erreicht habe. Bald darauf ging es weiter, dem Hochgebirge zu.

Es war kein leichter und angenehmer Marsch, denn wir vermieden die wenigen gebahnten Wege, die es dort geben mag. Acht Tage lang waren wir unterwegs, und da ich mich allmähig in meine Lage fand, so gewann ich geistige Ruhe genug, um Beobachtungen anzustellen. Es war ein echtes Gebirgsland, dem es nicht an herrlichen und leidlich angebauten Thälern fehlte und das mit einiger Cultur zu einem sehr fruchtbaren Lande umgewandelt werden könnte. Nur ein Behntel von dem Fleiße und der Gartenbaukunst der Perser wäre den Bewohnern dieses Landes zu wünschen, dann könnte es mit den reichsten Ländern Asiens wetteifern. Die Dörfer, die ich sah, erschienen mir sehr unbedeutend; in die Nähe größte-

rer Städte, obwohl sie dort existiren sollen, kamen wir nicht, weil Kaschir-Aga sie vermied. Zur Rechten sah ich zuweilen den Spiegel des Bansees, dem wir uns einige Male bis auf wenige tausend Schritt näherten. Ich unterhielt mich, so oft es anging, mit dem Armenier, um möglichst viel von ihm über das Land zu erfahren; aber er wußte selbst nicht viel mehr, als was ich aus Reiseberichten kannte. Thatsache ist es, daß nur sehr wenige Europäer bis jetzt in dieses Land vorgedrungen sind. Er erzählte mir Manches von den Nestorianern, die von Katholiken und Protestanten für höchst ungläubig gehalten werden, und die sich nicht sehr wesentlich von ihren mohammedanischen Landsleuten unterscheiden. Daß amerikanische Missionäre, die sich in Urmiah in Persien niedergelassen, darauf hintwirkten, die Nestorianer zu protestantisieren, wußte ich bereits. Urmiah war aber doch zu fern, um eine schnelle Hülfe oder Vermittelung der Amerikaner hoffen zu lassen, auch wenn es uns gelang, sie zu benachrichtigen. Dennoch richtete ich meine Gedanken im geheimen auf diese Missionäre und auf die Bergnestorianer, die denn doch am Ende immer Christen, wenn auch von ganz besonderer Art sind. Sie werden jetzt freilich, nachdem vor ungefähr zwanzig Jahren die größere Mehrzahl von den Kurden ermordet worden, als Sklaven behandelt; aber gerade deshalb durfte ich hoffen, daß sie mir

beistehen würden, den Kurden einen Streich zu spielen. Freilich hemmte mich überall meine Unkenntniß der Sprache, und dem armenischen Dolmetscher durfte ich nicht unbedingt trauen, da er eine Heidenangst vor den Dolchen und Pistolen der Kurden hatte.

Zulezt kamen wir in ein wahres Alpenland mit schneebedeckten Bergen, die Heimat unseres Kaschir-Aga. Hier vermied er die Dörfer nicht mehr, sondern zeigte im Triumph seine Beute. Gewöhnlich ritt er vorauf, zuweilen würdigte er uns auch der Ehre seiner Gesellschaft und legte uns durch den Dolmetscher Fragen über persische und türkische Verhältnisse vor. Im Ganzen kümmerte er sich jedoch wenig um uns. Der Armenier aber, der sich öfter auf eigene Hand mit ihm unterhielt, sagte uns, Kaschir-Aga sei ein ganz geschiedter Bursche, dessen Absichten darauf hinausgingen, sich von den Türken ganz unabhängig zu machen, das heißt, nicht einmal den Tribut zu zahlen, den die Türkei zuweilen zu erheben pflegte. Daß ich mit Mr. Hywell und Miß Mary ungestört sprechen konnte — unser Armenier verstand kein Englisch, sondern nur ein halb italienisches Französisch — war noch das Beste, sollte aber leider bald aufhören.

Wir hatten nun die Heimat Kaschir-Aga's erreicht, ein kleines Dorf, dessen Häuser am Abhang eines

Berges hingen wie Schwalbennester und ebenso kothig aussehend, aus der Erde hervorragend und wie Maulwurfshöhlen unter derselben fortlaufend. Nur die Häuptlingsfamilie bewohnte ein steinernes und ziemlich geräumiges Gebäude. In diesem lebten wurden Mr. Hywell und seine Tochter einquartiert. Mir wies man die Wohnung eines Kurden zum Aufenthalt an, ein Schmutzloch sondergleichen. Indessen auch dagegen härtet sich der Mensch durch Gewohnheit ab. Sie sehen, ich fühle mich ganz wohl in meiner jetzigen Hülle, obwohl ich mit meinen Lumpen und meinem gewachsenen Bart aussehen muß wie das Urbild eines neapolitanischen Lazzarone. Das Schlimmste aber war, daß man mir allmählig Alles stahl, was man mir noch gelassen. Wohin mein Pferd gekommen, wußte ich nicht; von meinen Kleidungsstücken verschwand eins nach dem andern. Einmal ertappte ich einen jungen Kurden dabei, mir meine Beinkleider zu stehlen, als ich eben des Morgens erwachte; wahrscheinlich wollte er sie wie einen Shawl als Siegestrophäe um seine Filzmütze binden. Ich gab dem Jungen eine Ohrfeige; die Natter fuhr mit dem Messer auf mich zu. Da ergriff ich seine Hand und rentkte ihm das Handgelenk aus. Nun heulte er durch das ganze Dorf. Ich begab mich sogleich nach der Wohnung des Häuptlings, denn es war uns ge-

stattet, frei im Dorf herumzugehen, und beklagte mich durch den Armenier bei Kaschir-Aga. Aber ich kam übel an. Der Junge war ein Better Kaschir-Aga's, und wenig fehlte, so hätte man mir Nase und Ohren abgeschnitten. Fürs erste verurtheilte man mich, die Hütte nicht zu verlassen, und das war streng genug, denn nun konnte ich weder Mr. Hywell noch Miß Mary mehr sprechen. Letztere war immer noch entstellt, aber, wie mir Mr. Hywell klagte, ging die Einetur zu Ende, und dann gab es kein Mittel mehr, Mary häßlich zu machen, wollte man nicht zugleich ihre Gesundheit untergraben.

In meiner Haft faßte ich nun den felsenfesten Entschluß, so bald als möglich zu fliehen. Ich zeigte mich sehr gefügig, ließ Kaschir-Aga um Gnade bitten und erhielt denn auch nach ungefähr einer Woche die Erlaubniß, die Hütte wieder verlassen zu dürfen. Inzwischen waren jene kurdischen Boten, von denen ich gesprochen, nach Bajazid und Erzerum mit Briefen Mr. Hywell's abgesandt worden. Dieser bestärkte mich in meinem Entschluß, das Dorf zu verlassen und in Bajazid schnelle Hülfe zu suchen. Denn mich nach Urmiah zu den nord-amerikanischen Missionären zu wenden, hatte ich aufgegeben, da ich einsehen gelernt, wie gering der Einfluß dieser Männer hier im Gebirge sei. Vielleicht konnten



sie indessen später als Unterhändler gute Dienste leisten. Zuerst hatte ich daran gedacht, mit den vier europäischen Dienern gemeinsam zu fliehen. Aber der Gedanke, daß dann Mr. Hywell ganz allein allen Möglichkeiten ausgesetzt sei, änderte meine Ansicht. Auch waren diese Diener jetzt nicht mehr im Dorfe, sondern im Hause des Häuptlings einquartiert. Mir allein gönnte man noch einige Freiheit, ich vermuthete, weil man mich für den Bräutigam der Miß Mary hielt und glaubte, ich würde nicht ohne sie fortgehen. Miß Hywell, die der Kurde mit Recht für die werthvollste Person hielt, durfte das Haus niemals verlassen.

So beschloß ich denn, nachdem ich noch einmal mit Mr. Hywell Alles verabredet und wir Miß Mary Trost und Muth eingesprochen, mein Heil zu versuchen. Geld konnte mir Ihr Pflegevater leider nicht geben, da man auch ihm allmählig Alles gestohlen. Ich besaß nur noch einige türkische Goldmünzen, die ich mir in Tauris eingewechselt, und ein Messer, das ich bis dahin sorgsam verborgen gehalten. In einer sehr dunklen Nacht entwich ich aus der Hütte — heute sind es gerade vierzehn Tage, und gelangte unbemerkt aus dem Dorfe. Ich wanderte immer nach Norden, mich nach den Sternen richtend. Nun, ich will Sie mit dem Bericht meiner Wanderung nicht ermüden. Wahrscheinlich bin ich ver-

folgt worden, aber man hat mich nicht entdeckt. Bei Tage hielt ich mich verborgen, fand auch zuweilen Gastfreundschaft bei armen Nestorianern. Mein vollständig zerrissener und beschmutzter Anzug, dessen Lücken ich, wie Sie sehen, durch Tücher, die ich mir kaufte, zu ergänzen suchte, schützte mich wahrscheinlich vor räuberischen Angriffen. So erreichte ich den Bansee und die Stadt Ban, fand hier jedoch zu meinem Leidwesen keinen Menschen, dem ich mich in englischer oder französischer Sprache hätte verständlich machen können, und kaufte für ein Billiges dieses Thier, das ich reite, das damals krank und hinfällig war, sich jetzt aber erholt hat. Nun lag es mir vor allen Dingen daran, eine Stadt zu erreichen, in der sich ein vernünftiger Commandeur befand. Ich mußte abermals meinen Weg durch das Gebirge nehmen; als ich aber die große Karawanenstraße erreichte, erfuhr ich, daß ich fast ebenso weit von Bajasid als von Erzerum entfernt sei, und beschloß deshalb, nach letzterer Stadt zu reiten, wo sich einige Kaufleute befinden, die meinen Namen kennen. Ich nahm mir, um sicher zu sein, einen Führer, und unser beiderseitiges Glück wollte es, daß wir uns trafen. Das ist meine einfache Geschichte. Nun lassen Sie uns zusammen überlegen, was zu thun ist!“

George hatte der ganzen Erzählung mit derselben

trüben und wehmüthigen Miene gelauscht. Jetzt, als Edmund Wiedenburg schwieg, fuhr er wie aus einem Traume auf, fast als habe er den Schluß gar nicht gehört.

„Seltsam! Traurig!“ sagte er. „Hat Mr. Hywell zuweilen mit Ihnen von mir gesprochen? Hat Miß Mary sich meiner erinnert?“

„Nun sicherlich!“ antwortete der Deutsche. „Mr. Hywell und seine Tochter sprachen stets mit der größten Theilnahme von Ihnen. Ich glaubte anfangs, als ich so oft den Namen George hörte, Sie seien wirklich ein Sohn oder Nefte Mr. Hywell's, bis er mir später sagte, Sie hätten ihm geschrieben, Sie wollten nach dem Orient gehen und sich, wenn es möglich sei, an dem Kampf gegen die Russen betheiligen, und er könne dies nur billigen, da Sie ja ein Sohn Kaukasiens seien. Miß Mary sprach stets von Ihnen wie von einem Bruder. Beide freuten sich innig darauf, Sie in Sinope oder Konstantinopel zu finden!“

George versank wieder auf einige Minuten in seine Träumerei. Dann aber schien er sich aufzuraffen.

„Dank Ihnen, Dank, Mr. Wiedenburg“, rief er lebhaft, „daß Sie sich meines Pflegevaters und Miß Mary's so warm angenommen. Die theuren, unglücklichen Menschen, was müssen sie erdulden! Was können wir

thun, Sir, sie zu befreien? Ich bin zu Allem bereit! Ich scheue kein Opfer, nichts, ich gebe jeden andern Plan auf, bis Mr. Hywell und seine Tochter befreit sind.“

„Ja, Sir, die Antwort ist leider nicht leicht“, antwortete Wiedenburg, „und wir müssen sehr reiflich jeden Schritt überlegen, denn das Leben Mr. Hywell's und seiner Tochter schwebt in Gefahr, sobald die Kurden die Absicht wittern, die Gefangenen zu befreien, ohne Lösegeld zu zahlen. Das letztere war, wie ich von Mr. Hywell hörte, für uns alle auf dreißigtausend türkische Dukaten angesetzt. Wie sollen wir diese oder auch eine weit geringere Summe aufreiben? Und anders als in gemünztem Gelde nimmt der Kurde keine Zahlungen. Auch dürfte sich der muthige Mr. Hywell kaum dazu verstehen, den Räubern eine solche Summe zu gewähren, falls sich irgend ein anderer Weg zur Befreiung zeigt. Nur der Gedanke an Miß Mary könnte ihn zur Zahlung eines Lösegelds geneigt machen. Ich denke, wir senden einen Boten nach Sinope zu meinem Verwandten, theilen ihm das Vorgefallene mit und bitten ihn, für alle Fälle möglichst viel gemünztes Gold zu sammeln und in Bereitschaft zu halten, zugleich aber nach Konstantinopel einen Bericht an den englischen und österreichischen Gesandten zu senden und sie zu bitten,

die Pforte zum schleunigsten Handeln aufzufordern. Es ist möglich, da ja doch jetzt des Kriegs wegen eine Menge Menschen auf den Beinen sind und eine gewisse Nüchternheit selbst in diesen Gegenden herrscht, daß man sich schnell entschließt, etwas für Mr. Hywell und seine Tochter zu thun. Wir aber müssen uns nach Bajazid oder irgend einem Ort begeben, an welchem sich ein vernünftiger Commandeur befindet, womöglich zu Guyon oder, wie er jetzt heißt, Churschid-Pascha. Dieser muß es übernehmen, Mr. Hywell, seine Tochter, die Diener und Dienerinnen den Händen Kaschir-Aga's zu entreißen, sei es in Güte oder mit Gewalt. Ich denke, die unmittelbare Einwirkung eines hochstehenden Commandeurs und das Versprechen einer Geldsumme werden ihren Einfluß auf Tamir-Aga, den Alten, nicht verfehlen. Im Nothfall müßte man ihn als Geißel festhalten, bis Kaschir-Aga die Gefangenen herausgegeben hat. Aber das Alles bedarf der ruhigsten und nüchternsten Ueberlegung, und vor allem haben wir Geld nöthig. Das Dringendste erscheint mir also, einen von unsern Führern nach Sinope zu senden, um meinen Oheim zu bitten, uns eine Anweisung auf irgend einen Kaufmann in Bajazid, Erzerum oder Kars zu senden. Denn in diesem Lande kann man nichts ausrichten, ohne nicht immer die Hand in der Tasche zu haben."

Das wurde denn auch sogleich gethan. Wiedenburger schrieb einen Brief an seinen Oheim, dem George einige Zeilen hinzufügte, und damit man sicher sei, daß der Bote den Brief wirklich in Sinope abliefern, gab man ihm nur eine kleine Summe, mit dem Bedeuten, daß Mr. Wiedenburger ihm das Dreifache in Sinope auszahlen werde. George's Führer ritt sogleich mit dem Briefe die Straße zurück.

Wiedenburger aber bat George, sich der Ruhe hingeben zu dürfen. Denn jetzt, zu einem Resultat und einer gewissen Beruhigung gelangt, fühlte er sich nach so vielen Wochen körperlicher Anstrengung und geistiger Aufregung plötzlich von unwiderstehlicher Ermattung überwältigt.

---

#### IV.

### Die Rettung.

Wenn auch nicht warm, doch hell und freundlich schien die Januarsonne durch das kleine Fenster in das geräumige Gemach, das die Wohnung Mary Hywell's bildete. Als es Mary zuerst betrat, hatte es nur aus den rohen Steinwänden bestanden, mit einer schmalen Leiste am Fuße der Wände, um Kissen zum Divan darauf zu legen. Jetzt war es durch Mary's und ihrer Dienerinnen Bemühungen umgewandelt in einen Raum, der dem europäischen Sinne für Annehmlichkeit und Bequemlichkeit wenigstens in etwas entsprochen haben würde. Teppiche bedeckten einen Theil des steinernen Bodens, Kissen waren hier und dort zu Sitzen aufgehäuft; ein Vorhang sonderte den Raum, der Mary als Schlaf- und Ankleidezimmer diente, von dem Gemach; ein Vorhang, der jetzt zurückgeschoben war, schützte das Fenster, das die dicke Mauer wie eine Schießharte durchbrach und, ohne Glasscheiben, nur mit einem höl-

zernen Laden von innen zu verschließen war. In einem langen glänzenden Streifen fiel das Sonnenlicht durch dieses Fenster in das Zimmer, und wenn man hinausblickte, sah man nichts als in der Ferne himmelhohe schneebedeckte Berge.

Mary Sywell saß auf einer niedrigen Erhöhung, die vor diesem Fenster angebracht und mit Teppichen belegt war. Es war eine mehr als mittelgroße, schlanke, zarte Gestalt, von den feinsten, regelmäsigsten Verhältnissen. Das bleiche Antlitz ruhte auf der zarten Hand, die sie auf das Knie gestützt hatte; in der Linken hielt sie ein Buch, in dem sie gelesen. Gedankenvoll und traurig schien sie über ihr Schicksal zu sinnern, und das blonde Haar fiel in langen natürlichen Locken über die Hand und den Arm, der den Kopf stützte. Sie war eine echt nordische Schönheit; die Farbe der Haut dem Schnee vergleichbar, das Auge so hellblau wie der nordische Himmel, das Haar seidweich und fast von der Farbe des Flachs, den die Spinnerin an ihrem Rocken befestigt. Ungemein sanft und lieblich, trotz der Traurigkeit, war der Ausdruck ihrer Züge; die Umrisse des Gesichts, der feingeformten Nase, der schön geschnittenen Augen und des kleinen Mundes waren so zart und doch so bestimmt, als habe die Meisterhand eines Künstlers sie nur andeutend und doch mit genialer Sicherheit ent-



worfen. So bleich war das Gesicht, so heßglänzend das Haar, so zart das feine Roth der Lippen, daß man fast hätte glauben mögen, sie sei aus einem lustigern Stoff geformt als die andern Menschenkinder. In seiner jetzigen Ruhe und Unbeweglichkeit glich der Kopf fast dem Marmorkopf einer Antike, welchem der Künstler versuchsweise einen Anhauch von Farbe verliehen.

Von jener Entstellung des Gesichts, die der Vater absichtlich hervorgerufen, war längst jede Spur verschwunden. Sie war wieder die schöne Miß Hywell, die schon in England, mehr noch in Calcutta viele Blicke auf sich gezogen und denjenigen, dem es vergönnt gewesen, sich ihr zu nähern, durch ihre stille Anmuth und den Zauber ihres echt jungfräulichen Wesens entzückt hatte. Im Kreise der Ihrigen konnte Mary Hywell auch heiter und schelmisch sein wie ein Kind, das sie ihren innersten Gedanken nach auch stets geblieben. Aber das war nun dahin. Der Ernst eines trüben Schicksals hatte die Blüte dieses Daseins plötzlich angetweht wie ein Nachtfrost im Mai, und wer konnte wissen, ob der Sommer und ob er zeitig genug kam, diese Blüte wieder aufzurichten!

Und doch war das Schicksal Mary's ein so gutes gewesen, als es unter den eingetretenen Verhältnissen möglich war. Raschir-Aga hatte ihr zu Anfang wenig Aufmerksamkeit bewiesen, aber doch alle Wünsche, die der

Vater ihm durch den Armenier mittheilen ließ, um die eigenthümliche Lage seiner Tochter zu erleichtern, bereitwillig erfüllt. Sie konnte ihren Vater täglich sehen, sie hatte ihre Dienerinnen in der Nähe, und was ihr sehr lieb schien, Kaschir-Aga hielt sich fern von ihr, wahrscheinlich weil er ihre Krankheit fürchtete. Mary empfand, wie sie ihrem Vater zuweilen fast zitternd gestand, eine unheimliche Furcht vor dem Kurden; vielleicht sah sie, ohne sich dessen in ihrer Keinheit bewußt zu werden, Leidenschaften in dem schwarzen Auge des Häuptlings blitzen, die sie mit einer geheimen Angst erfüllten und die Gefahren einer unbestimmten Zukunft fürchten ließen.

Ihre Ahnung schien sich erfüllen zu wollen, als die abschreckende Farbe ihres Gesichts verschwand. Vergebens hatte Mr. Hywell jede List versucht, um den Kurden von Mary fern zu halten. Seine Neugierde führte ihn zu ihr, und nun kam er täglich, ja oft mehrmals des Tages, theils allein, theils mit dem Armenier. Der Instinkt der Natur lehrte ihn eine gewisse Galanterie; er wurde besorgt für Mary und ließ ihr Geschenke und ausgewählte Speisen überreichen. Aber trotzdem blieben die Gewohnheiten seines Volkes fast schreckenerregend für ein weibliches Wesen, dem sich stets nur die zarteste Schidlichkeit genahet hatte. Welche Qual mußte sie empfinden, wenn der junge Kurdenhäuptling wohl eine

Stunde lang in ihrem Zimmer auf einem Kissen saß und sie unbeweglich anstarrte, oder wenn er dann dem Armenier Lobpreisungen der Schönheit seiner Gefangenen sagte, die dieser vielleicht nur andeutend zu wiederholen wagte. Seit dieser Zeit nahm ihr Gesicht den bekümmerten Ausdruck die bleiche Farbe an, die ein wirkliches Leiden verriethen. Ihr Vater errieth, was in ihr vorging, wenn sie auch nie mit ihm darüber gesprochen. Er ließ dem Kurden durch den Armenier Vorstellungen machen, ließ ihm sagen, die Sitte des Abendlandes dulde solche Freiheiten der Männer nicht, er sei selbst in seinem Vaterlande ein Mann, dem man sowie seiner Tochter Achtung erweisen müsse, er sei ein Gefangener, kein Sklave; der Kurde lachte theils, theils erzürnte er sich darüber, und Mr. Shwell mußte schweigen, wollte er nicht vielleicht den Kurden noch mehr reizen und das herbeiführen, was er am meisten fürchtete, die Trennung von seiner Tochter. Kaschir-Aga hatte ihm sagen lassen, so ein Ungläubiger, ein Giaur, müsse es für die größte Ehre halten, wenn ein Rechtgläubiger seine Blicke auf die Tochter eines Sklaven richte, und er erwarte nur die Entscheidung seines Vaters, ohne dessen Einwilligung er nach der alten patriarchalischen Sitte des Orients nichts Wichtiges zu unternehmen wagte, obwohl er bereits ein Mann von mehr als dreißig Jahren war, um

Mary zu seiner Gattin zu erheben oder wenigstens in seinen Harem zu führen. Zum Unglück schien der Armenier diese Verbindung zu wünschen, vielleicht, weil er Geschenke des Kurden erwartete, vielleicht, weil man ihm dann gestattete, nach seiner Heimat zurückzukehren.

Der gedämpfte Schall von Tritten auf dem Teppich ließ Mary aufblicken. Ihr Vater stand vor ihr, beugte sich zu ihr nieder und küßte ihre Stirn. Mary schlang die Arme um seinen Hals und drückte seinen Kopf zärtlich, innig und mit einem leichten Zittern an sich. Mehr als Worte verrieth diese stumme Zärtlichkeit das Leid ihres Herzens. Er setzte sich in ihrer Nähe auf den Diwan und blickte sie lange an. Mary hatte die Hände auf ihrem Schooße gefaltet.

„Die Sonne scheint freundlich“, sagte er dann. „Fast ist es, als wolle es Frühling werden. Nur auf den Bergen glänzt noch der Schnee. Ich wollte, ich könnte Dich hinausführen, Mary — Du bist so blaß geworden!“

„Ja, Vater, aber dann weit fort — weit!“ antwortete die Tochter. „Der Kummer, in dieses düstere Haus zurückzukehren, würde größer sein als die Freude, es zu verlassen!“

Wieder trat eine Pause ein. Mr. Hywell fuhr sich mit der Hand durch sein ergrauendes, aber noch vol-

les Haar. Auch sein frisches Antlitz war bleicher geworden, sein helles, klares Auge trüber, und der sonst so energische Ausdruck seiner Züge hatte jener Mattigkeit weichen müssen, die eine lange Unthätigkeit, ein düsteres Schicksal, gegen das man nicht ankämpfen kann, auch den kräftigsten Zügen verleiht.

„Und daß ich an Allem schuld bin — mein Eigensinn!“ rief er dann, und seine Stimme klang zitternd und stöhnend.

Das hatte er in der letzten Zeit fast täglich gesagt. Gerade unter diesem Gedanken schien der sonst so starke Mann am meisten zu leiden.

„Lieber Vater, gegen die Schlechtigkeit und Noth der Menschen schützt keine Vorsicht!“ sagte Mary sanft und tröstend. „Ich hoffe noch immer, einer wird kommen, George oder Wiedenburg!“

„Ja, hoffe nur!“ rief Mr. Hywell fast bitter. „Ich hoffe nichts mehr. Aber ich bin entschlossen zu Allem. Lieber die Flucht wagen — es ist ja doch eine Möglichkeit auf Erfolg — als das Entsetzliche dulden!“

Mary richtete bei seinen Worten mit unbestimmter Angst den Blick auf ihn.

„Ist etwas Neues geschehen, Vater?“ fragte sie kaum hörbar.

„Ja — und endlich muß ich es sagen!“ rief Mr.

Schwell und preßte die Hand vor die Augen, als wolle er die Scham und Entrüstung verbergen, die ihn ergriffen. „Dieser Wilde verlangt Dich zu seiner Gattin. Er hat die Einwilligung seines Vaters erhalten; heute hat mir der Armenier die Vorschläge mitgetheilt. Ehrenvoll nennt sie der Schurke! Nun, er mag Recht haben, auf seine Weise; wir sind ja unter Räubern und Mördern, die sich für die ersten und edelsten Geschöpfe der Welt halten. Ich soll bleiben können oder auch meine Freiheit erhalten, wie ich will. Die Diener können gehen, die Dienerinnen bleiben; Du wirst sein Weib — das ist sein Entschluß! Von meiner Einwilligung ist keine Rede; ich muß natürlich thun, wie der hohe Herr befiehlt. O Mary, ich bin schwach geworden über all diesem Kummer und Herzeleid — ich könnte weinen wie ein Kind und dann auch wieder rasen, ja toben wie ein Thier, Dich in meine Arme nehmen und mich mit der Faust durchschlagen durch dieses Gefindel, bis ein Schuß mich niederstreckt. O Mary, verwünscht sei die Stunde, wo meine Bärtlichkeit für Dich mir den Gedanken eingab, daß Du mich begleiten solltest!“

Es war, als ob seine Stimme breche. Nachdem er sich einen Augenblick aufgerafft, gleichsam als wolle er sich einem unsichtbaren Feinde entgegenwerfen, brach er zusam-

men. Den Kopf tief niedergebeugt, ihn vergrabend in beide Hände, saß er da.

Mary hatte sich erhoben und war zu ihm getreten. Eine tiefe Blässe überzog ihr Antlitz.

„Ich erwartete — ich wußte es längst, Vater!“ sagte sie. „Es bleibt uns keine Wahl, wir müssen fliehen — sterben. Es ist mir oft, nein, immer durch den Sinn gegangen, aber ich kann mich dazu nicht entschließen, ich kann nicht die Gattin eines Mannes werden, der mir schon bei seinem Nahen ein Entsetzen einflößt, das ich nicht zu schildern vermag, dessen Blick mein Blut erstarren macht. Ich würde sterben, wenn seine Hand die meine berührte. Ich kann es nicht, Vater; selbst der Gedanke, daß er Dir die Freiheit gewähren würde, gibt mir keinen Trost. So laß uns das Aeußerste wagen; dann sterbe ich wenigstens unentehrt!“

„An mich denke nicht, Kind! Ich würde Deine Schande nicht überleben!“ rief der Vater, sich etwas gesammelter erhebend. „Ja, es bleibt uns keine Wahl! Du mußt Dich rüsten mit dem Muth der Verzweiflung, der jeder Gefahr troht, der den Tod nicht für das Schlimmste achtet. Ich will Alles überlegen — reiflich — ruhig — jetzt kann ich es nicht! Ich werde um einige Tage Aufschub bitten; inzwischen fliehen wir. O welch Verhängniß! Und weshalb straft mich Gott so sehr!

Weshalb verblendete er mich durch diesen unseligen Eigensinn!"

„O Vater, ich bitte Dich, zürne nicht! Ich kann Dich nicht klagen hören“, bat Mary. „Sieh, ich bin so ruhig und entschlossen. Es ist mir leichter ums Herz, da ich nun weiß, daß wir dem Ende entgegengehen. Aber horch! Hörst Du nichts? Was ist das für ein Lärm?“

Der Vater sprang auf. Glaubte er, daß die Hülfe nun kommen müsse, da sein Elend so groß sei? Ein Strahl freudigen Erschreckens flog über seine Züge. Er lauschte. Man hörte den verworrenen Ruf vieler Stimmen.

Mr. Hywell sprang zum Fenster hinauf, und sich weit vorbeugend, versuchte er trotz der Breite der Mauer die Ursache des Lärms zu erfahren. Man konnte vom Fenster aus einen Theil des Dorfes übersehen. Die Stimmen kamen näher. Aber man rief in kurdischer Sprache; Mary und ihr Vater verstanden nichts.

„Halt — da, jetzt sehe ich!“ rief Mr. Hywell plötzlich. „Ein Menschenschwarm kommt den Hügel herauf — in ihrer Mitte drei Reiter — o Mary, es ist nichts für uns — es sind Kurden — oder Türken!“

„Ich bitte Dich, Vater, sieh hinaus!“ rief Mary. „Mir pocht das Herz so stark — es müssen Freunde sein!“

„Ach, Mary, ich glaube nicht. Es sind Türken —



drei Reiter — der mittlere scheint der Herr zu sein, prächtig gekleidet, mit Turban und Waffen im Gürtel. Sein Gesicht ist weißer als das der Begleiter, die seine Diener zu sein scheinen. Er zieht ein Papier hervor und zeigt es der Menge, die ihn umgibt und begleitet. Es eilt Jemand auf ihn zu — es ist der Armenier. Der Reiter grüßt ihn lässig. Jetzt reiten sie den Berg hinauf, diesem Hause zu — mein Gott! — irre ich mich? — jetzt blickt er gerade hierher, als ob er wisse, daß Jemand hier nach ihm ausschauet — Mary, es ist Wiedenburger!“

„Gott sei gedankt!“ rief das zitternde Mädchen, und in die Kniee sinkend, hob sie die Hände wie betend empor. „Ich wußte es! Er konnte uns nicht verlassen!“

„Er ist es, er ist es!“ jubelte der Vater. „Immer zeigt er das Papier — die Kurden umgeben ihn neugierig, einige voll Schen, andere mehr drohend. Was bringt er, was will er? Ich sehe Niemand außer ihm und seinen beiden Dienern. Wäre er tollkühn genug, zu hoffen, daß ein Blatt Papier uns retten könne, jetzt, da die Leidenschaft dieses Menschen, des Häuptlings, entflammt ist?“

„O Vater, laß — es ist ein Freund — ein treuer Freund mehr!“ rief Mary. „Laß uns hoffen! Er bringt vielleicht einen Befehl des Sultans, uns freizugeben.“

„Er blickt starr hierher — er erkennt mich!“ rief Mr. Hywell. „Er grüßt mich! Willkommen, Wiedenburg!“ rief er laut hinaus. „Da — jetzt sind sie verschwunden — ich sehe nichts mehr!“

Er fuhr mit der Hand über die geblendeten Augen und stieg von der Erhöhung nieder, zitternd, glühend vor Aufregung.

„Was sagtest Du?“ rief er. „Einen Befehl des Sultans, uns freizugeben? O hoffe das nicht! Der Sultan hat keine Macht über diese Wilden. Er kommt, um uns zu helfen, aber allein? Mit tausend Reitern sollte er kommen, diesen Kaschir-Aga und seine Räuber aufs Haupt zu schlagen! Was vermag er jetzt auszurichten? Kaschir-Aga gibt Dich nicht frei — jetzt nicht! Nun, ich muß hinaus, Kind — ich muß wissen, was es ist. Bleibe Du hier — ängstige Dich nicht. Vielleicht bringt er uns wenigstens frohe Botschaft — vielleicht will er uns nur nahe sein. Er ist ein braves Herz — hat uns nicht vergessen. Auch Gott vergißt uns nicht!“

Er beugte sich zu ihr nieder, schloß sie schnell, heiß, leidenschaftlich in seine Arme. Dann eilte er hinaus.

Mary, noch knieend, schloß die Hände zusammen. Ihr Kopf senkte sich auf die schwerathmende Brust. Sie betete.

Als Mr. Hywell athemlos auf dem freien Plage vor dem Hause des Häuptlings anlangte, sah er eine

Scene voller Unruhe und Bewegung vor sich. Hunderte von Kurden umdrängten Wiedenburg und seinen Begleiter, und so eben durchschritt Kaschir-Aga, von einigen ältern und angesehenern Kurden begleitet, die wogende Menge. Das Gesicht des jungen Håuptlings war ernst und finster, ja sogar, wie es schien, bleicher als gewöhnlich.

Wiedenburg hielt sein Pferd an, sobald er Kaschir-Aga bemerkte. Die hohe Gestalt des jungen Deutschen bot in der reichen türkischen Kleidung einen stattlichen, imponirenden Anblick. Den Bart trug er ganz voll, in türkischer Weise; nur die weißere Hautfarbe und der regelmåßigere germanische Schnitt des Gesichts verkündeten, daß er kein Türke sei. Er grüßte Mr. Hywell, der sich bemühte, die Menge zu durchbrechen, mit einem freundlichen und achtungsvollen Neigen des Kopfes und wandte sich dann stolz zu Kaschir-Aga, demselben den German hinreichend.

Der junge Kurdenhåuptling empfing denselben mit einer deutlich erkennbaren Mischung von Verdruß und Ehrerbietung. Er neigte sich, küßte das große Siegel der Papierrolle, nachdem er es flüchtig gemustert, und las dann den Inhalt. Mr. Hywell war dicht zu dem Armenier getreten, der sich bemühte, ebenfalls den German zu lesen. Kaschir-Aga's Miene wurde noch finsterner; der

Inhalt des Schriftstücks schien ihm nicht zu behagen. Dann aber wandte er sich zu dem Armenier und sagte diesem einige Worte. Der Armenier übersetzte sie dem Deutschen.

„Kaschir-Aga“, so lautete die Antwort des Kurdenhäuptlings, „Kaschir-Aga, der Sohn Tamir-Aga's, des Häuptlings der freien Kurden vom Stamme der Hakkari, achtet den Ferman des Padischah von Stambul nicht als einen Befehl, sondern als den Wunsch eines mächtigen Freundes und heißt den Fremden in seinem Hause willkommen. Er wird den Rath seines Vaters und der Ältesten seines Stammes einholen, um zu erfahren, ob ein Fremdling, der vor kurzem noch sein Gefangener war, Anspruch hat auf das Recht der heiligen Gastfreundschaft. Bis dahin wird der Fremde im Hause der Häuptlinge wohnen, und was er wünscht, wird zu seiner Verfügung stehen!“

„Der Padischah in Stambul ist Dein Herr und nicht Dein Freund!“ rief Biedenburg stolz und zuversichtlich. „Er hat Dir zu gebieten, und ich komme als sein Bote. Die Schaaren, die er bei Bajazid versammelt hat, sind mächtig genug, um die Männer dieser Berge für immer in Fesseln zu schlagen, und der Pascha von Wan hat Befehl, darüber zu wachen, daß die Gebote des Padischah ausgeführt werden. Aber ich hoffe,

daß wir uns einigen werden in Frieden und Freundschaft!"

Als der Armenier dem Kurdenhäuptling diese kühnen Worte verdolmetschte, erhob sich ein dumpfes Murren unter der Kurdenschaar; Kaschir-Aga's Stirn zog sich drohend zusammen, aber er winkte mit der Hand Ruhe.

„Kaschir-Aga wird den Rath seines Vaters und der Ältesten einholen!“ ließ er durch den Armenier antworten, nichts weiter. Dann schien er einigen Kurden Befehle zu geben, neigte sich nach orientalischer Sitte höflich gegen Wiedenburg und kehrte in das Haus zurück, mit finsterner Miene, die Augen fast geschlossen, wie Jemand, der eine heftige innere Bewegung unterdrückt und auf Rache sinnt.

„Verzeihen Sie mir, wenn ich ein wenig förmlich thue“, wandte sich dann Wiedenburg zu Mr. Hywell, der ihm die Hand reichte. „Ich komme in der That als Gesandter des Sultans und muß dieser Menschen wegen eine andere Miene annehmen, als ich möchte. Aber ich komme Ihretwegen, wie Sie wohl vermuthen, und ich denke, wir sprechen uns heute noch. Bringen Sie Ihrer Tochter meine herzlichsten Grüße!“

„Sie kommen als ein Retter in der Noth!“ antwortete der Engländer, sich zurückziehend. „Aber seien Sie vorsichtig; die Gefahr ist größer, als Sie glauben!“

Die Kurden, mit denen Kaschir-Aga zuletzt gesprochen, näherten sich dem jungen Deutschen und boten ihm ihre Dienste an. Begleitet von der staunenden und unruhig bewegten Menge, ritt Wiedenburg bis an das niedrige Thor des steinernen Gebäudes, ließ sich dort aus dem Sattel heben, sprach mit seinen türkischen Dienern, von denen der eine etwas Englisch zu verstehen schien, und trat dann in das Innere des Hauses. Man führte ihn sogleich nach denjenigen Räumen, die zur Aufnahme von Gästen bestimmt waren. Einer besondern Vorbereitung bedurfte es nicht. Auch diese Räume enthielten nichts als einige Kissen zum Sitzen und einige der nothwendigsten Geräthe. Der Deutsche ließ sich von seinen Dienern sein Gepäck bringen und untersuchte namentlich das Schloß eines kleinen und schweren Koffers sehr genau. Dasselbe schien fest genug gearbeitet, um der Neugierde und wohl auch der Gewalt zu widerstehen. Dann nahm er die einfachen Gerichte in Empfang, die man ihm brachte, rauchte die dargebotene Pfeife und streckte sich auf die Kissen des Diwans. Zuweilen überflog ein Lächeln sein Gesicht, vielleicht, weil er an die eigenthümliche Rolle dachte, die er hier spielen mußte. Dann aber wurde seine Miene wieder sehr ernst, denn unmöglich konnte er sich die Schwierigkeiten und selbst Gefahren verbergen, denen er entgegenging. In dieser Stim-

mung empfing er den Armenier, der halb demüthig, halb vertraulich sich nahte, um dem Fremden zu melden, daß Kaschir-Aga ihn besuchen würde.

„Der junge Anführer der Kurden wird mir willkommen sein“, antwortete Wiedenburg, den Armenier sehr ernst und fast drohend anblickend. „Ich hoffe, Ihr habt Alles gethan, um die Lage meines Freundes und seiner Tochter zu erleichtern; wenn nicht, so dürfte die Stunde der Vergeltung gekommen sein!“

Der Armenier schwur hoch und theuer, daß ihm das Geschick des Franken und seiner Tochter am Herzen liege wie sein eigenes, und wagte dann die Frage, wie der Fremde so schnell die Gunst des Padischah von Stambul erlangt.

„Nun, was denkt Ihr, was wir sind?“ antwortete ihm Wiedenburg stolz und verächtlich. „Wir sind die Botschafter eines Padischah, der tausendmal mächtiger ist als der Padischah von Stambul, und Kaschir-Aga mag sich vor jeder Uebereilung hüten, jetzt, da der Padischah von Stambul weiß, daß die Gesandten seines mächtigen Freundes von diesem Volke überfallen und beraubt worden sind. Mehr Bewaffnete, als Ihr Haare in Eurem Barte zählt, sind bereit, die Schmach zu rächen, die uns angethan worden und der wir uns fügen mußten, weil wir zu schwach zum Widerstand waren. Treibt nicht

etwa falsches Spiel, Mann, sondern helfst aufrichtig unsere Sache fördern; es möchte Euch sonst übel ergehen! Zeigt Ihr Euch aber als ein redlicher Freund, so werden Euch Belohnungen von allen Seiten zu Theil werden!“

Der Armenier schien bestürzt und gelobte nochmals, Alles zu thun, was in seinen Kräften stehe. Gleich darauf trat Kaschir-Aga ein, begleitet von zwei Aeltesten der Kurden. Er war jetzt ruhig, stolz und zuversichtlich. Wiedenburg ging ihm einige Schritte entgegen, verneigte sich und deutete auf die Rissen, auf denen der Aga sich niederlassen möge.

„Sagt dem Sohne Samir-Aga's“, wandte er sich dann zu dem Armenier, „daß er mir verzeihen möge, wenn ich auch hier allen Gebräuchen meines Landes folge. Wir gestatten dies jedem Fremden, der uns in unserm Lande besucht. Und gebt dem Aga genau wieder, was ich Euch sagen werde! Er darf keinen Zweifel darüber hegen, daß ich nicht als ein Bittender und Hülfbedürftiger zu ihm komme, sondern als der Sohn eines mächtigen Volkes und als der Gesandte des Padischah.“

Der Armenier, dem die ernste und feste Sprache Wiedenburg's Gehorsam und zugleich Vertrauen in die Macht desselben einzulößen schien, wiederholte diesmal genau den Sinn der Worte. Wiedenburg, der in



den letzten Wochen-eifrig bemüht gewesen war, die türkische Sprache kennen zu lernen, vermochte jetzt selbst den Worten des Armeniers zu folgen und die Art und Weise der Verdolmetschung im Allgemeinen zu prüfen. Kaschir-Aga blieb auch jetzt ganz ruhig; Wiedenburg glaubte zu bemerken, daß in dieser Ruhe etwas liege, was auf einen schon gefaßten Entschluß deute, von dem der Kurdenhäuptling sich durch kein Hinderniß ablenken lassen wolle.

„Sage dem Fremden, er möge sprechen“, lautete die Antwort. „Ich werde hören.“

Wiedenburg setzte darauf auseinander, welche Stellung er und Mr. Symwell in ihrem Vaterlande einnahmen, schilderte den letztern als einen Abgesandten seines mächtigen Herrschers und hob die Schnelligkeit hervor, mit welcher man ihm selbst den Ferman von Stambul gesandt habe, als er nach seiner Flucht das Vorgefallene dorthin berichtet. Er versicherte mit großer Bestimmtheit, daß der Sultan sich dieser Sache sehr eifrig annehmen und selbst mit Gewalt dem Gesandten des ihm befreundeten Herrschers zu Hülfe kommen werde, hoffe aber, daß Kaschir-Aga sich mit einem Lösegeldsgeschenk begnügen und die fränkischen Gefangenen sofort freigeben werde. Auf die Frage des Kurden nannte er eine nicht unbedeutende Summe, die dem Häuptling oder dessen

Bevollmächtigten ausgezahlt werden sollte, sobald die Franken in Sicherheit seien, also in Bajazid oder Erzerum.

Raschir-Aga ließ durch den Armenier antworten, daß er die Eigenschaft seines jetzigen Gastfreundes als Gesandten des Padischah von Stambul nicht eher anerkennen dürfe, als bis sein Vater und die Ältesten den German geprüft. Bis dahin könne er den Fremden nur als einen einfachen Reisenden betrachten, dem er Schutz und Obdach gewähre. Doch könne er ihm auch schon jetzt so viel sagen, daß er selbst nichts gegen die Abreise sämmtlicher Männer einzuwenden habe, vorausgesetzt, wie er vorsichtig hinzufügte, daß die genannte Summe gezahlt werde, daß er dagegen die Tochter des alten Franken nur in dem Falle ziehen lassen werde, wenn sein Vater ihm nicht die Einwilligung gebe, sie zu heirathen. Und es lag etwas in seiner Miene, was andeutete, daß er selbst in einem solchen Falle entschlossen sei zu trogen.

Für Wiedenburg war diese Mittheilung eine neue und überraschende. Doch verbarg er die bösen Befürchtungen, welche diese Erklärung in ihm erweckte. So viel hatte ihn sein Aufenthalt im Orient bereits gelehrt, daß nur unerschütterliche Ruhe im Stande sei, diesen Männern Achtung einzufloßen.

„So scheint Kaschir-Aga zu glauben, daß diese Angelegenheit allein von ihm und seinem Vater abhängt?“ ließ er antworten. „Dann irrt er. Ich kenne das Herz der Tochter meines Freundes nicht und weiß nicht, ob es die Empfindungen Kaschir-Aga's theilt. Sollte das aber nicht der Fall sein, so wird keine Macht die junge Frankin bewegen, das Weib des jungen Aga zu werden. In unserm Vaterlande haben die Frauen vollkommene Freiheit, eine Bewerbung anzunehmen oder nicht. Selbst wenn unser Padischah um die Hand der jungen Frankin anhielte, würde es ihr freistehen, sein Anerbieten zurückzuweisen; kein Zwang darf darin geübt werden. Und wollte selbst die Frankin einwilligen, so würde ihr Vater das Recht haben, sie an einer solchen Verbindung zu hindern. Kaschir-Aga vergißt, daß wir keine Kurden sind, daß wir nicht in diesem Lande geboren, daß wir uns hier nicht mit unserm freien Willen befinden und also in keiner Weise genöthigt sind, den Gebräuchen dieses Landes zu folgen. Wenn die junge Frankin die Gattin Kaschir-Aga's werden will und ihr Vater einwilligt, so mag diese Verbindung vollzogen werden; ich bin bei dieser Angelegenheit nicht betheiligt. Erhält er aber eine zurückweisende Antwort, so muß sich Kaschir-Aga damit begnügen und die Seele der jungen Frankin nicht länger beängstigen. Um den Willen Kaschir-Aga's und seines

Vaters wird sich weder die Frankin noch ihr Vater kümmern."

"So meinst Du, es sei nicht eine große Ehre für ein fremdes Weib, wenn der einstige Häuptling der freien Kurden sie zu seiner Gattin begehrt?" ließ Kaschir-Aga fragen, und seine Miene verrieth Born und Ungewißheit.

"Kaschir-Aga vergißt immer, wer wir sind", antwortete Biedenburg. "Die junge Frankin ist in ihrem Vaterlande so reich, mächtig und angesehen, wie es nur eine Tochter des Padischah von Stambul sein kann, und mehr noch. Die Frauen nehmen in unsern Ländern eine andere Stellung ein als hier, wo der Wille des Mannes und des Vaters in jeder Hinsicht über sie gebietet. Die junge Frankin wird nicht danach fragen, ob man ihr eine Ehre anthun will, sondern ob sie dem Häuptling der Kurden geneigt ist, und danach wird sie handeln."

"Und warum sollte sie mir nicht ebenso geneigt sein wie jedem andern Mann?" ließ der Aga fragen.

"Darauf kann ich nicht antworten", erwiderte Biedenburg; "ich bestreite auch nicht die Möglichkeit. Ich kann nicht in das Herz der jungen Frankin blicken, das ich nicht kenne. Aber Kaschir-Aga sollte wissen, daß die Herzen der Frauen unergründlich sind und daß sie ihre

Neigung oft demjenigen zuwenden, der uns unwürdig erscheint, der aber ihnen am besten gefällt. Die Welt ist groß. Kaschir-Aga kann nicht verlangen, daß Alles nach seinem Kopfe gehe."

Das sonnen- und luftgebräunte Gesicht des jungen Aga war bleich geworden, während der Armenier ihm diese Worte übersetzte. Seine schwarzen Augen glühten drohend und unheimlich zu Wiedenburg hinüber.

"Sage dem Fremden, er solle sich hüten, den Schutz dieses Hauses zu verletzen!" rief er.

"Ich sage nur, was ich sagen kann, da ich nicht der Sklave und nicht der Diener Kaschir-Aga's bin", antwortete Wiedenburg. "Uebrigens will ich den Häuptling nicht mit Reden aufhalten. Er mag mir eine bestimmte Erklärung geben, ob er die Bedingungen, die ich gestellt, annehmen will, und er mag dabei bedenken, daß in dem Augenblick, in welchem wir sprechen, Tamir-Aga sich in der Gewalt der Truppen des Padi-schah befindet."

Als der Sohn Tamir-Aga's diese Worte aus dem Munde des Armeniers vernahm, sprang er mit einem Ausruf des Zorns und der Wuth auf; seine Hand fuhr nach dem Dolch im Gürtel und er schien bereit, sich auf den Deutschen zu stürzen. Auch die beiden Kurden, die bis jezt unbeweglich in einiger Entfernung gestanden,

griffen nach ihren Waffen. Biedenburg erhob sich, aber mit Ruhe. Er wußte, daß der Kurde sich selbst vom Säbjorn nicht hinreißen lassen würde, einen Gastfreund zu verletzen.

„Weßhalb braust Kaschir-Aga auf?“ fuhr er fort. „Was ich sage, ist Wahrheit. Meint der junge Häuptling der Kurden, daß wir schwach und feig wie Weiber seien, um Alles ruhig hinzunehmen, was man uns anthut? Wir sind gefangen worden, als wir durch dieses Land reisten, weil wir darauf vertrauten, daß man friedlichen Reisenden keinen Schaden zufügen würde. Troßdem hat man uns nicht nur beraubt, sondern uns auch gezwungen, hierher zu wandern. Kaschir-Aga wird begreifen, daß ein Mann sich nicht geduldig in eine solche Lage fügt. Ich bin geflohen und habe dem Padischah gemeldet, was geschehen. Der erste Befehl, den er gab, war derjenige, Tamir-Aga so lange gefangen zu halten, bis die Franken in Freiheit gesetzt seien. Auf eine Entschädigung für die Sachen, die man uns geraubt, machen wir selbst keinen Anspruch; wir wissen, daß dies vergebliche Mühe sein würde. Aber wir wollen frei sein, frei in unser Vaterland zurückkehren; danach werden wir streben mit allen Mitteln. Hat man Gewalt gegen uns gebraucht, weßhalb sollen wir nicht wieder Gewalt anwenden? Hat man uns gefangen, weßhalb sollen wir

uns nicht der Person Tamir-Aga's versichern, der mit seinem Kopfe dafür bürgen muß, daß die Befehle des Padischah erfüllt werden? Es wäre thöricht von einem Manne, sich über etwas zu erzürnen, das er ganz vernünftig finden muß, wenn es ihm auch nicht lieb ist. Glaubst Kaschir-Aga, wir seien Feiglinge und Dummköpfe, um mit uns schalten und walten zu lassen, wie es Andern gefällt? Wir dulden, solange wir müssen, und handeln, wenn wir können. Und Kaschir-Aga mag nicht vergessen, daß die Schaaren des Padischah in Bewegung und in der Nähe sind! Es kostet den Sultan nur einen Wink, und Tausende von Streitern wenden sich gegen diese Berge!"

Kaschir-Aga, der mit finsterem Grollen der schnellen Verdolmetschung des Armeniers gelauscht, stieß einen verächtlichen Ruf aus.

"Hat der junge Aga schon vergessen, wie Bederkhan, der Häuptling der Whudan-Kurden, von Omer-Pascha gezüchtigt wurde, und wie selbst die Häuptlinge der Hakkari-Kurden den großen Feldherrn des Padischah um Gnade anflehten?" rief Wiedenburg stolz. "Kaschir-Aga mag mächtig sein in seinem Lande, aber es gibt Mächtigere, als er ist, und er wird nicht so thöricht sein, um einiger Fremdlinge willen die Freiheit seines Landes zu verscherzen. Denn wenn Omer-Pascha zum

zweiten Male in diese Berge bringt, so wird er sie nicht verlassen, ohne die Herrschaft des Padiſchah von Stambul für immer befestigt zu haben.“

Es lag trotz der aufreizenden Drohung doch so viel Wahrheit in den Worten Wiedenburg's, daß der junge Kurde sichtlich davon betroffen wurde. Er wandte sich zum Gehen.

„Wird Kaschir-Aga mir gestatten, meinen Freund, den Hedhim der Franken, zu sehen?“ fragte Wiedenburg. „Ich habe ihm Nachrichten zu bringen und will mit ihm über die Summe sprechen, die er willens ist, Euch für dasjenige zu bieten, was er als ein Recht in Anspruch nehmen könnte, seine Freilassung. Denn seine Zeit ist kostbar wie die meinige. Wir können nicht länger hier bleiben.“

Kaschir-Aga rief dem Armenier hastig einige Worte zu, die dieser dem Deutschen dahin verdolmetschte, daß der Aga nichts dagegen habe, wenn der Fremde mit den fränkischen Männern spreche, daß er ihm aber eine Unterredung mit der jungen Frankin nicht gestatte. Wieder zeigte sich deutlich jener Ausdruck auf seinem Gesichte, den Wiedenburg schon vorher bemerkt hatte, der Ausdruck eines entschlossenen Troßes, der Ausdruck der stummen Worte: Thut, was Ihr wollt — ich weiß, was ich zu thun habe, und ich werde es thun.



Raschir-Aga ging mit den Aeltesten; der Armenier folgte, nachdem er dem Deutschen noch eine Geberde gemacht, die wohl ausdrücken sollte, daß er Alles thun werde, was der Fremde wünsche. Wiedenburg blieb erregt und gedankenvoll zurück. So war das Unheil eingetroffen, das Mr. Hywell gefürchtet! Mary's Schönheit hatte den Kurden entflammt. Es handelte sich nicht mehr allein darum, die Habsucht von Räubern zu befriedigen, sondern auch der Leidenschaft ihre Beute zu entreißen.

Aber gerade bei diesem Gedanken schwoll das Herz Wiedenburg's von Muth und Entschlossenheit, gerade bei diesem Gedanken fühlte er alle seine Muskeln in Thatenlust sich spannen. Er verehrte Mary, ja, im tiefsten Grunde seines Herzens liebte er sie. Er hatte diese Liebe sich selbst verbergen wollen, er hatte versucht, sie zu ersticken unter all den Vernunftgründen, die sich gegen jede Hoffnung auf Erfüllung dieses geheimsten Wunsches seiner Seele erhoben, er hatte mit männlichem Ernste seine aufkeimende Neigung davor behüten wollen, zur Leidenschaft zu werden. Wie oft hatte er sich gesagt, daß der Reichthum Mr. Hywell's und seine eigene bescheidene und kaum gesicherte Stellung in der Welt eine fast unüberwindliche Schranke zwischen ihm und Miß Mary aufrichteten, daß ihre Bekanntschaft eine viel zu kurze und zufällige sei, um

ihm ein Anrecht auf Freundschaft und nun gar auf Liebe zu geben, daß Mary's Betragen gegen ihn, wenn auch freundlich und selbst vertraulich, ihn doch nicht berechtige, seine Hoffnungen bis zur Gegenliebe zu erheben, daß Mary wegen ihrer Schönheit, Liebenswürdigkeit und ihrer äußern Lebensstellung wohl beanspruchen könne, einen ganz Andern und Bessern zu wählen als ihn; ja in der letzten Zeit hatte er sogar Blicke in das Herz George's gethan und in diesem eine stille, aber glühende und tiefe Leidenschaft für Mary entdeckt, die vielleicht von dieser erwidert wurde — genug, er hatte das Gelübde gethan, das, was er empfand, in seinem tiefsten Herzen zu verschließen und durch nichts zu verrathen, wie mächtig der Eindruck gewesen, den die junge Engländerin auf ihn gemacht. Aber sie blieb ihm doch immer das verehrteste und herrlichste Wesen, für das jedes Opfer ihm gering erschien. Und dieses Wesen, das für ihn mit dem süßesten und keuschesten Liebreiz der Anmuth und Tugend umweht war, der Leidenschaft eines halben Willen ausgesetzt zu wissen, zu denken, daß eine barbarische Hand dieses Meisterwerk der Natur, dieses bevorzugte Geschöpf Gottes roh vernichten könne, das goß ein loderndes Feuer in seine Seele und waffnete ihn mit todesmuthiger Entschlossenheit. Was er bis jezt für Mr. Hywell und seine Tochter gethan, hatte er gethan aus

wirklichem Mitgefühl; die Liebe hatte keinen Theil daran gehabt, wenigstens verbarg er das vor sich selbst und sagte sich, daß er so auch gehandelt haben würde, wenn er in Miß. Hywell nur eine Freundin gesehen. Aber jetzt galt es, dem Aeußersten zu trotzen, vielleicht den Tod zu erdulden um ihretwillen, sie zu retten oder ihren Untergang nicht mehr mit lebenden Augen zu sehen, und er war entschlossen, es zu thun, stumm, unter dem Schein der Freundschaft, ohne einen Anspruch auf andern Lohn als den der Freundschaft. Er wollte handeln, wie es ihm die Liebe gebot, wenn auch keine Hoffnung auf den süßesten Gewinn das Opfer lohnte, das er zu bringen bereits sich entschlossen.

Noch beschäftigten ihn diese Gedanken auf das lebhafteste, als Mr. Hywell eintrat. Die beiden Männer begrüßten sich herzlich, innig, aber ernst. In wenigen Worten schilderte Mr. Hywell seine und seiner Tochter Lage in den letzten Monaten. Es mochte seinem väterlichen Herzen schwer werden, Alles zu sagen, aber er durfte dem Manne, der um seinetwillen zurückgekehrt, nichts verbergen. Wiedenburg ersparte ihm einen Theil des Geständnisses, indem er ihm mittheilte, daß Raschir-Aga selbst von seinen Absichten gesprochen. Mr. Hywell fügte hinzu, daß jede Stunde kostbar sei, da vielleicht die Einwilligung Samir-Aga's sehr bald eintreffen könne

und dann nichts mehr die Leidenschaft des Kurden zurückhalten werde.

„Die Lage ist ernst, gefährlich, aber nicht verzweifelt, solange wir sechs muthige Männer sind und Waffen und Gold in jenem Koffer haben!“ erwiderte Wiedenburger, auf den schweren, wohlverwahrten Koffer deutend. „Lassen Sie mich Ihnen nun vor allem flüchtig erzählen, wie es mir gelungen, hierher zurückzukehren. Vorher aber bringe ich Ihnen die herzlichsten Grüße von Mr. George, Ihrem Pflegesohn!“

In wenigen Worten schilderte Wiedenburger dem freudig überraschten Engländer das Zusammentreffen mit George.

„Wir begaben uns sogleich nach Bajazid“, fuhr er dann fort, „und es gelang uns, einen polnischen Commandeur in türkischen Diensten für unsere Sache zu gewinnen. Er gab den Befehl, Tamir-Aga, von dem man wußte, daß er an der russisch-türkischen Grenze plündernd streife, nach Bajazid zu locken und gefangen zu nehmen. Den Erfolg dieses Unternehmens konnten wir jedoch nicht mehr abwarten, da uns ein Bote benachrichtigte, daß mein Oheim aus Sinope uns entgegenkomme und uns in Kars oder Erzerum treffen wolle. In ersterer Stadt fanden wir ihn. Er hatte bereits gethan, was ihm möglich war, und führte so viel von gemünztem Golde, als

er hatte aufreiben können, bei sich. Mit ihm und einigen europäischen Offizieren beriethen wir nun den Plan zu Ihrer Befreiung. Es wurde beschlossen, den German abzuwarten, um den mein Oheim gebeten und den uns der englische und österreichische Gesandte in Konstantinopel ohne Zweifel auswirken würden. Dann sollte ich, von zwei Dienern begleitet, hierher eilen, um Sie im voraus zu benachrichtigen, daß nichts, was zu Ihrer Befreiung dienen könne, unterlassen werde. Dieser Theil unserer Aufgabe ist erfüllt. Ich flehete mich, sobald der erwünschte German eingetroffen war, in die Tracht eines vornehmen Türken, um sicherer reisen zu können, und begab mich auf den Weg. George dagegen übernahm es, obgleich er vor Ungeduld brannte, Sie wiederzusehen, mit meinem Oheim in Kars zu bleiben, bis Nachrichten über die Gefangenennahme Lamir-Aga's angelangt und die Truppen, die der Commandeur zu unserer Verfügung stellte, marschfertig seien. Ich hoffe, George ist jetzt mit meinem Oheim, begleitet von ungefähr tausend türkischen Reitern, auf dem Wege hierher. Ein Offizier, der unter Omer-Pascha gegen die Kurden gekämpft und das Land kennt, wird den Zug befehligen. Ich glaube deshalb, daß wir am besten thun, uns ganz ruhig zu verhalten und Muth und Sicherheit zu zeigen. Raschir-Aga wird bald genug erfahren, daß sein

Vater gefangen genommen worden, und das wird seinen Stolz beugen. Zeigen sich dann George und mein Oheim mit den Truppen in der Nähe, so wird er begreifen, daß die Hindernisse, die seinen Gelüsten entgegenstehen, mächtiger sind, als er geahnt hat, und wird Vernunft annehmen. Thut er das nicht, nun, so entscheiden die Waffen. Das Land ist entblößt von Streichern. Jeder, der ein Pferd und eine Waffe finden konnte, schweift an der persischen oder russischen Grenze, um zu plündern. Schon hundert entschlossene Männer wären im Stande, dem ganzen Stamm Kaschir-Uga's die Stirn zu bieten. Quälen Sie sich deshalb nicht mit Befürchtungen und trösten Sie vor allem Miß Mary, deren Seelenzustand ein sehr düsterer sein muß."

"Wie wird sie Ihnen danken!" rief Mr. Hywell. „Sie hatte bis zuletzt gehofft, daß Sie uns nicht verlassen würden, und ihre Hoffnung hat sie nicht betrogen. O Wiedenburg, wenn Sie wüßten, wie sehr ich meinen Eigensinn bereue —"

„Mein werther Sir, davon wollen wir jetzt nicht sprechen!" unterbrach ihn Wiedenburg. „Sie werden Zeit genug haben, sich Vorwürfe zu machen, wenn wir erst wieder in einem Lande sind, in welchem Recht, Gesetz und Sicherheit herrschen, und dann haben Sie nicht mehr nöthig, sich mit Erinnerungen zu quälen. Fürs-

erste bin ich befriedigt. Ich glaube mich bei dem Monsieur Aga in Respect gesetzt zu haben und denke, er wird jetzt nichts unternehmen, bevor er nicht reiflich die Folgen überdacht hat. Wenn es Ihnen möglich ist, so senden Sie mir doch meinen Diener und auch Ihre Deute; ich will mit ihnen verabreden, was nöthigenfalls zu thun ist. Und hier haben Sie etwas, was in unserer Lage durchaus nicht überflüssig ist!"

Er griff in seinen Kasten und überreichte Mr. Hywell ein kleines Doppelterzerol und ein Päckchen dazu gehöriger Patronen. Mr. Hywell nahm es mit einem freundigen Auf.

"Wenn ich denken könnte, daß Miß Mary mit einer solchen Waffe umgehen könnte, so würde ich Ihnen rathen, es Miß Mary selbst zu geben; für alle Fälle!" sagte Wiedenburg mit stockender Stimme.

"O ich bleibe bei ihr, bis Alles entschieden ist, ich weiche nicht von ihr!" rief Mr. Hywell entschlossen. "Seit ich Sie gesprochen, seit ich weiß, daß auch George naht, fühle ich mich wieder kräftig und voll Entschlossenheit. Jetzt will ich gehen, um Mary Alles zu melden. Mein junger Freund, Sie ahnen nicht, wie dankbar ich Ihnen bin!"

"Wir wollen uns gemeinsam freuen, wenn wir alle in Sicherheit sind!" sagte Wiedenburg. "Ich habe

nicht mehr gethan als Mr. George, der wochenlang in der Irre herumgeritten ist, um etwas über Sie zu erfahren, und bei der ersten Mittheilung, die ich ihm gab, sein Pferd in die Berge spornen wollte, um Sie zu befreien!"

"Der arme gute Bursche!" sagte Mr. Hywell herzlich, aber zugleich bedauernd. "Hat er Ihnen etwas über seine Vergangenheit und seine Hoffnungen mitgetheilt?"

"Nein, ich wollte ihn nicht fragen, da ich bemerkte, daß etwas Düsteres auf ihm lastete. Doch kann ich aus einzelnen Andeutungen fast errathen, was ihn bewegt."

"Und wie steht es mit dem Kriege?" fragte Mr. Hywell.

"Davon ein andermal!" sagte Biedenburg. "Ich denke, wir sehen uns heute noch!"

Und er deutete nach der Thür, wo der Armenier sichtbar wurde. Mr. Hywell drückte seinem jungen Freunde die Hand und ging.

Der Armenier trat näher, mit weit größerer Ehrerbietung, als er sie jemals früher dem Franken bewiesen.

"Nun, habt Ihr mit Kaschir-Aga gesprochen?" fragte ihn dieser. "Wie ist er gesinnt?"

"Ich habe ihn nicht mehr gesehen", antwortete der Dolmetscher, "aber nach dem Ausdrucke seines Gesichtes



zu schließen, als er Euch verließ, war er im Innersten erbittert und zugleich niedergeschlagen."

"Ihr habt vorhin Eure Sache gut gemacht!" sagte Wiedenburg. "Es war nothwendig, daß dieser Kurde die ganze Wahrheit höre. Da ist etwas zur Belohnung und Ermunterung für die Zukunft!"

Und er reichte ihm einige Dukaten, die der Armenier mit glänzenden Augen empfing.

"Herr", sagte er eifrig, "seid überzeugt, daß ich bereit bin, Euch in Allem zu dienen. Aber ich weiß nicht, was ich beginnen soll. Kaschir-Aga würde mir den Kopf herunterschlagen, sobald er ahnte, daß ich gegen ihn arbeite. Er liebt die junge Franklin, er liebt sie so heftig, daß er, glaube ich, sein Leben wagen würde, um sich in ihren Besitz zu setzen. Es muß irgend etwas im Werke sein. Er hat einige von den jüngern Kurden zu sich rufen lassen, Männer, die mit ihm aufgewachsen und ihm treu ergeben sind. Einen von diesen sah ich vorhin von Kaschir-Aga kommen, und er rief einem andern, der ihn erwartete, einige Worte zu, die fast klangen, als ob irgend ein Plan ausgeführt werden solle. „Nun wollen wir bald die Pferde satteln“, rief er lustig. „Es gilt einen Ritt nach Mittag zu, und da werde ich schon zusehen, daß ich einen kleinen Seitenritt mache zur Veila. Der Aga wird nichts dagegen haben; der braucht

uns und läßt uns thun, was wir wollen, wenn er nur erst in Sicherheit ist!“ Der andere Kurde lachte vergnügt dazu. „Genug, Herr, ich glaube, es ist etwas im Werke, aber noch weiß ich nicht, was es ist, obgleich ich überzeugt bin, daß es bald, wahrscheinlich schon in dieser Nacht geschehen wird.“

„Nun, was könnte das sein?“ fragte Wiedenburg halblaut. „Will er Miß Mary entführen?“

„Die Frankin? Fast vermuthe ich es!“ antwortete der Armenier. „Herr, Ihr glaubt nicht, wie die blauäugige Frankin sein Herz in Fesseln geschlagen! Er ist unruhig, zerstreut und übellunig; seine eigenen Freunde spotten und lächeln über ihn. Ich glaube, er nimmt sie zum Weibe trotz seinem Vater!“

Edmund Wiedenburg stand einige Minuten überlegend.

„Bald wird es Nacht sein“, sagte er dann. „Seid Ihr bereit, mich nicht nur zu unterstützen, sondern auch mit uns zu fliehen? Fürchtet nichts. Es naht ein Freund von mir mit einem türkischen Pascha und tausend gut bewaffneten Reitern. Wir werden sie vielleicht morgen schon antreffen, wenn wir den Weg nach Norden einschlagen!“

„Ich muß wohl mit Euch gehen“, antwortete der Armenier mit sauerfüßer Miene. „Kaschir - Aga würde

mir den Kopf nicht lange auf den Schultern lassen, wenn Ihr mit der schönen Frankin verschwunden wäret."

„Run gut, so dient mir treu und aufrichtig!“ sagte Biedenburg. „Euer Lohn wird tausendmal reichlicher sein, als er Euch von diesem Aga zu Theil werden könnte. Geht jetzt zum Aga und sagt ihm, die fränkischen Diener hätten verlangt, mir ihre Ehrerbietung zu bezeigen, und geht dann zu ihnen und sagt, sie möchten sogleich zu mir kommen. Wir wollen für alle Fälle gerüstet sein. Schlaft diese Nacht nicht, wenn es Euch möglich ist, und haltet Euch in der Nähe, denn wir werden nicht warten, um Euch zu suchen, wenn wir reisefertig sind!“

Der Armenier ging mit tiefen Verbeugungen. Eine Viertelstunde später erschienen die vier Diener, um den jungen Deutschen von ganzem Herzen willkommen zu heißen und ihm ihr Leid zu klagen. Sie waren noch viel trauriger gekleidet als damals Biedenburg, wie George ihm begegnete. Der junge Deutsche hatte aber weder Zeit noch Lust, über ihr Aussehen zu lächeln. Er gab ihnen Pistolen, Munition und Geld und bat sie, die Waffen zu verbergen und in der Nacht nicht zu schlafen, sondern sich für alle Fälle bereit zu halten. Das Zimmer, in welchem sie wohnten, lag in der Nähe des seinen; sie gelobten ihm mit Hand und Mund, das

Außerste zu wagen, denn sie wären dieses Lebens überdrüssig bis auf den Tod.

Auch seine türkischen Diener ließ Wiedenburg rufen. Der eine, ein starker und kluger Mann, der Englisch verstand und ein Kaufmann aus Karls war und theils aus Lust am Abenteuerlichen, theils durch die Versprechungen Wiedenburg's bewogen, ihn in der Stellung eines Dieners begleitet hatte, versprach ebenfalls aufmerksam zu sein und den Deutschen von allem Verdächtigen zu unterrichten. Dann genoß Wiedenburg von der einfachen Abendmahlzeit, welche die turdischen Diener ihm gebracht hatten, und setzte sich bei dem Schein einer kleinen Thonlampe auf die Kissen, um zu überlegen und zu lauschen.

---

Es war einige Stunden später, als Mary Hywell sich auf die Bitten ihres Vaters entschloß, ihr Lager aufzusuchen und ein wenig zu schlummern. Der Vater, der noch einmal bei Wiedenburg gewesen und durch diesen von Allem unterrichtet war und der sich leise und heimlich wieder in das Zimmer Mary's geschlichen, hatte seiner Tochter nichts von den Gefahren gesagt, die ihr vielleicht in den nächsten Stunden bevorstanden, und ihr nur das freudige Zusammentreffen Wiedenburg's mit George und die nahende Hülfe berichtet. Aber schon seine

Gegenwart hatte ihr verrathen müssen, daß etwas Außergewöhnliches im Werke sei, und sie war nur schwer zu bewegen, sich angekleidet auf die Kissen und Teppiche zu legen und zu thun, als ob sie schlummere. Die beiden Dienerinnen, ängstliche, schüchterne Frauen, die jetzt infolge der langen Furcht und mancher Entbehrungen fast Schatten glichen, waren dem Beispiel ihrer Herrin gefolgt und saßen halb liegend in einem Raume, der durch einen Vorhang von dem Lager Mary's getrennt war.

Mr. Hywell hatte sich neben Mary's Lager auf dem Fußboden niedergesetzt, sich mit dem Arm auf die Kissen stützend, auf denen Mary ruhte. Eine Thonlampe von der einfachen Form, wie man sie im Alterthum kannte und noch heute im Orient findet, erhellte den Raum, der durch einen Vorhang von dem größern Wohnraum des Zimmers geschieden war, mit ihrem flackernden, ungleichen Lichte. So saß der bejahrte Mann und lauschte den Athemzügen seiner Tochter, die ruhiger und ruhiger wurden, obwohl Mary nicht schlief, wie der Vater glaubte.

Welche Gedanken erfüllten den schwer geprüften Mann! Welcher Wechsel des Schicksals, welche seltsame, unheimliche Lage! Er, der in seinem Vaterlande in ruhigster Sicherheit hätte schlafen können, sich einwiegend mit dem Gedanken, daß sein liebliches Kind zur gleichen

Zeit süß von unschuldigen Scherzen träume, er, der mit banger Sehnsucht dem Zeitraum entgegengesessen hatte, in welchem ein würdiger und verdienter Mann neben der kindlichen Liebe eine andere und noch innigere in Mary's Seele erwecken werde, er saß hier mit schwerem Herzen, weit von der Heimat, mit der Waffe in der Hand, um den Schlaf der Tochter zugleich mit ihrer Unschuld vor der Leidenschaft eines Menschen zu schützen, dem Blut ein Spott und das edelste Weib nur eine verlockend geformte, aber geistlose Masse war, für einige Zeit genügend, ihm die trügen Zwischenräume zwischen seinen Raub- und Jagdzügen zu verkürzen. Alles, alles das fühlte er mit der ganzen scharfen Bitterkeit des erfahrenen Mannes, mit dem heißen Schmerz des zärtlichen Vaters. Und in seiner Brust reifte jene kalte Entschlossenheit, die bereit ist, eher das Leben des eigenen Kindes zu enden, als es untergehen zu lassen in Jammer, Verzweiflung und Schande. Hatten Hunderte und Tausende vor ihm das Liebste geopfert, was sie auf dieser Welt besaßen, um es nicht berühren zu lassen von unreiner Hand, weshalb sollte er feiger oder grausamer sein als sie alle? Und mußte dem Manne, der auferzogen war in reinster Verehrung der Frauen, der zu seiner früh verlorenen Gattin aufgeblickt, wie zu einem Wesen höherer Art, der sein Kind in seinem Herzen ge-

hegt als das Juwel seines Lebens, mußte ihm diese Hand, die sich nach Mary ausstreckte, nicht als eine unreine erscheinen, wenn er bedachte, in welchen Ansichten und in welchen Formen der Gesittung dieser junge Kurde erzogen worden?

Er saß und lauschte, aber das Wehen seiner Gedanken wiegte dennoch die Schärfe seines Ohres in Schlummer. Er hörte den leisen, tagenartigen Schritt nicht, der über den Teppich des Zimmers schlich, er hörte nicht, wie eine Hand vorsichtig den Vorhang auseinander schlug. Aber Mary hatte es gehört und begann schneller zu athmen; sie ahnte die Nähe dessen, von dem ihr Gefahr drohte. Die beschleunigten Athemzüge trafen das Ohr des Waters; unwillkürlich blickte er auf. Nur wenige Schritte von ihm, den Vorhang noch mit der einen Hand haltend, stand Kaschir-Aga.

Der junge Kurde mochte den Engländer, der tief neben dem Lager Mary's saß, bis jetzt nicht gesehen haben. Jetzt, als dieser den Kopf erhob, mußte er ihn erblicken, und für einen Augenblick schrak er zurück. Der bewundernde, begehrliche Ausdruck seines Blickes wich dem der Ueberraschung, dem des Trostes. Noch hatte er die Waffe in der Hand Mr. Hywell's nicht bemerken können. Er trat näher, fest, entschlossen. Er war ungefähr in derselben Tracht, in welcher der Engländer

ihn zuerst gesehen. Das deutete auf ein Vorhaben, auf eine bevorstehende Unternehmung. Der Armenier und Biedenburg hatten sich nicht getäuscht, er kam, um Mary mit sich zu nehmen.

Mr. Hywell erhob sich. Auch er fühlte in diesem entscheidenden Augenblick die ganze Kälte der verzweifelten Entschlossenheit. Er war mit sich einig, den Kurden zu tödten, wenn dieser sich nicht entferne. Mochte dann kommen, was da wollte, der Tod war für ihn und Mary nicht das Schlimmste!

Es war ein unheimlicher Anblick, wie die beiden Männer sich gegenüberstanden, während Mary regungslos auf ihrem Lager ruhte, nicht wagend, die Augen zu öffnen, und nur durch das Klauschen der Kleider belehrt, daß ihr Vater sich erhoben. Das Bewußtsein, daß keiner von beiden des Andern Sprache verstehe, erhöhte das Unheimliche dieser Scene. Geberden, Bewegungen, Mienenspiel mußten hier entscheiden, wo es sich um Tod und Leben handelte.

Kaschir-Aga deutete mit der Hand an, Mr. Hywell möge sich entfernen; der Engländer schüttelte ruhig den Kopf. Der Kurde trat vor; Mr. Hywell trat ihm schnell und entschlossen einige Schritte entgegen, so daß er zwischen ihm und Mary stand, nur auf Armeslänge von ihm entfernt. Die Augen des Kurden funkelten, die



Abern seiner Stirn schwellen an, seine Brust athmete höher, die Nasenlöcher schienen sich zu erweitern und er zischte einige Worte — wohl einen Fluch — durch die zusammengepreßten Zähne. Dann griff er nach dem Gürtel, der von Dolchen und Pistolen starrte. Aber Mr. Hywell erhob drohend das Terzerol. Auch dem Kurden mußte diese kalte Bewegung verständlich sein. Mr. Hywell drohte seinem Gegner mit dem Tode, wenn er noch eine Bewegung mache.

Da theilte sich der Vorhang, der hinter Kaschir-Aga zusammengefallen war, leise, geräuschlos, und es zeigte sich eine Gestalt in türkischer Tracht — Wiedenburg. Er legte den Finger auf die Lippen, zum Zeichen des Schweigens. Mehr sah Mr. Hywell für den Augenblick nicht, oder erinnerte sich wenigstens nicht, mehr gesehen zu haben. Er sah die Faust des Kurden blitzschnell nach seinem Kopfe fahren und fuhr zurück; dennoch traf ihn ein Schlag und er taumelte. Im nächsten Moment aber sich aufraffend, sah er den Kurden in den Armen Wiedenburg's, die ihn von hinten umspannt hatten.

„Ein Tuch, ein Tuch! Und die Stricke!“ rief der junge Deutsche, den Kurden, der sich wand wie eine Schlange, in seinen Armen festhaltend. „Bitten Sie Mary, nicht hierher zu sehen. Es soll ihm nichts geschehen — nur unschädlich —“

Der Athem verging ihm. Dem Kurden war es gelungen, den einen Arm zu befreien. In demselben Augenblicke aber ergriffen ihn die Diener Mr. Hywell's. Er stieß einen wilden Schrei aus, bückte sich und sprang dann auf wie ein Tiger, der die Fesseln fühlt — vergebens. Die Stricke, die Wiedenburg in Bereitschaft gehalten, schlangen sich ihm um Hände und Füße, ein festes Tuch ward ihm um den Mund gebunden. Dann trugen ihn die Diener fort.

Mary Hywell hatte sich währenddessen erhoben. Sie war leichenblaß und schien doch gefaßt. Zitternd blickten die Dienerinnen durch den Vorhang. Eine tiefe Stille war eingetreten; nur ein dumpfes Schnauben drang aus einem entfernten Raum herüber — das Wuthschnauben des Gefesselten und Geknebelten.

„Miß Hywell“, sagte Wiedenburg, zu Mary hinantretend, „verzeihen Sie, daß ich Sie zum Zeugen einer solchen Scene gemacht. Aber es blieb uns keine andere Wahl; ich war entschlossen, diesen Mann zu tödten, wenn es sein mußte; die Schuld war sein! Jetzt gilt es schnelles Handeln; wir müssen fliehen und George zu erreichen suchen. Wo ist der Armenier?“

Der Dolmetscher zeigte sich hinter dem Vorhang. Wiedenburg nahm die Lampe von der Wand.

„Miß Hywell“, sagte er, „ordnen Sie Alles, was

Sie mit sich zu nehmen denken, und sprechen Sie Ihren Dienerinnen Muth ein. Ich hoffe, es wird Alles gut werden! Ihr aber seht nach dem Kurden und fesselt ihn so, daß er sich nicht bewegen kann; zieht auch das Tuch fest, damit es nicht locker wird!"

Die lehtern Worte waren an die englischen Diener gerichtet, dann wandte sich Wiedenburger zu dem Armenier.

"Geht hinaus auf den Hof, wo, wie Ihr mir gesagt, die jungen Kurden auf Kaschir-Aga warten", sagte er. „Von Eurer Geschicklichkeit hängt das Gelingen unseres Plans ab, und wir werden Euch reich belohnen wenn Ihr Muth und Gewandtheit zeigt. Geht hinaus mit ruhiger Miene und sagt den Kurden: Kaschir-Ag sei erbittert in sein Zimmer gegangen, denn er habe den Vater der jungen Frankin bei ihr gefunden, als er sie zwingen wollte, mit ihm zu gehen. Er habe gefürchtet, daß Lärm entstehen werde und die andern Franken dazu kämen; Gewalt wolle er nicht anwenden. Er bescheide sie zu morgen Mittag zu sich, um einen andern Plan mit ihnen zu verabreden. Wenn Ihr kaltblütig seid und ruhig spricht, wird man Euch ohne weiteres glauben."

"Verlaßt Euch auf mich, Herr!" sagte der Armenier. „Ich weiß, daß es sich jetzt um meinen Kopf handelt."

Er ging. Außer ihm waren jetzt alle diejenigen, über die Mr. Hywell und Biedenburg gebieten konnten, in dem Zimmer versammelt, sechs Diener, kräftige und jetzt auch bewaffnete Männer.

„Als Sie mich heute Abend verließen, Mr. Hywell“, sagte Biedenburg, „kam der Armenier, dem wir jetzt vollkommen vertrauen dürfen, nochmals zu mir und meldete mir, daß Kaschir-Aga die Ältesten der Kurden und die meisten seiner Diener ausgeschiedt habe, um Vorräthe aus einem benachbarten Orte zu holen, und daß er dies wahrscheinlich gethan, weil er fürchtete, man könne ihn an einer That hindern wollen, die bis jetzt noch nicht die Billigung Samir-Aga's erlangt. Die jungen Kurden, die ihn begleiten sollten, wohnen im Dorf, nicht im Hause. Ich begriff sogleich, wie günstig die Umstände sich dadurch für uns gestalteten, und entwarf den Plan, in dessen Ausführung Sie mich begriffen sehen. Unsere englischen Diener versah ich mit Stricken, die sich unter meinem Gepäck vorfanden, und empfahl ihnen noch einmal, des leisesten Winks gewärtig zu sein. Vor einer Viertelstunde kam der Armenier, der fortwährend auf der Wacht gestanden, und meldete mir, daß Kaschir-Aga nach diesem Zimmer gegangen. Ich sandte ihn sogleich zu meinen türkischen und englischen Dienern, damit sie mir folgen sollten, und schlich nach

diesem Zimmer, das ich zur rechten Zeit erreichte. Jetzt hängt Alles davon ab, ob wir unsere oder irgendwelche Pferde finden und das Haus und das Dorf unbemerkt verlassen können. Ich hoffe es, ja, ich hoffe selbst, daß man uns, im Falle man uns entdeckt, ziehen lassen wird, sobald Kaschir-Aga die Wuth der Kurden nicht aufstacheln. Der German und meine entschlossene Haltung haben, wie mir der Armenier gesagt, einen starken Eindruck auf die Kurden gemacht, und überdies sind nur wenige bewaffnete Männer in Dorfe. Billigen Sie meinen Plan, Mr. Hywell?"

„Ich unterwerfe mich mit Freuden Ihren Anordnungen!“ rief der Engländer. „Ich will nicht zum zweiten Mal durch meinen Eigensinn verderben, was Sie gut machen wollen, und diesmal wüßte ich wahrlich nichts Besseres vorzuschlagen. Gebieten Sie über mich wie über einen Diener. Ich bin zu Allem bereit, selbst zum Kampfe, ja, ich fühle etwas in mir, was mich wünschen läßt, diese lange Zeit der Schmach mit einem harten Strauße zu beenden!“

„Es wäre für Miß Mary kein Glück, wenn Sie eine Kugel träfe!“ sagte Biedenburg.

„Freilich, freilich! Deshalb, wenn es möglich ist, mag Alles im Guten abgehen“, sagte der Engländer, „obwohl, das kann ich schwören! obwohl es mir in

allen Gliedern zuckt, diesem Hund von Kaschir-Aga eine Kugel durch den Kopf zu jagen! O Mary, was muß Mary jetzt fühlen, da sie hoffen darf, gerettet zu werden!"

Der Armenier kam zurück und meldete, daß Alles nach Wunsch gegangen sei. Die Kurden hatten sich mit den Worten entfernt: Kaschir Aga hätte am besten gethan, dem alten Franken die Kehle abzuschneiden. Der Armenier hatte das Thor hinter ihnen geschlossen. Er versicherte noch einmal dem Engländer, daß alle Umstände die günstigsten seien. Außer den Frauen Tamir-Aga's, einigen Dienern und Dienerinnen befände sich Niemand im Hause, die Nacht sei dunkel, er kenne die Umgebung des Dorfes genau — genug, er drängte zur Eile. Der Boden brannte ihm unter den Füßen.

„So werde ich mit dem Armenier und mit dem einen Türken gehen, um zu versuchen, unsere Pferde zu finden“, sagte Wiedenburger. „Wie viel Diener befinden sich in dem Marstall bei den Pferden?“

„Nur zwei Wächter“, antwortete der Armenier mit einem schlaun Lächeln. „Und diese werden jetzt wohl schon im Dorfe sein, wo sie ihre Liebchen haben. Sie waren aufmerksam geworden, als sie die Kurden auf den Hof kommen hörten, und ahnten, daß etwas im Werke sei. Kaschir-Aga hatte ihnen nichts gesagt, damit sie ihn

nicht verrathen möchten. Einer von den Kurden hielt im Dorfe Pferde für ihn und die Frankin in Bereitschaft. Ich rief ihnen zu, als ich sie an der Oeffnung über der Thür flüstern hörte, warum sie nicht schlafen gingen, das ganze Haus sei im tiefsten Frieden, und nun sind sie gewiß schon bei ihren Liebchen!"

"Gut!" rief Wiedenburger und reichte ihm Geld. "Wenn Ihr Euch so anständig und vorsichtig zeigt, so werden wir bald gute Freunde sein. Setzt also nach dem Marstall! Inzwischen wird Miß Mary ihr Gepäck geordnet haben; Sie, Mr. Hywell, bleiben mit den Andern zurück und achten auf Kaschir-Aga. Die Hauptsache ist, daß er das Tuch nicht lockern und rufen kann. Ich will jetzt die kleine Laterne holen, die ich in glücklicher Vorsicht mit mir genommen. Sobald als möglich bin ich zurück. Ich hoffe Alles bereit zur Abreise zu finden."

Er holte die Laterne und ging mit dem Armenier und mit dem einen Türken nach dem Marstall, der verhältnißmäßig groß und sauber war, da die Kurden, wie alle Orientalen, ihren Pferden große Sorgfalt widmen. Die Wächter, nach denen der Armenier sorgfältig rief, ehe er eintrat, antworteten nicht; sie waren ausgeflogen. Nun zündete Wiedenburger die Laterne an, und es begann eine schnelle Musterung. Noch befanden sich sämtliche Pferde der Europäer in dem Marstall, und in einem

daneben befindlichen Raume hing auch das Sattel- und Baumzeug. Sogar der Palantin der Miß Mary fand sich vor, und hastig machten sich die drei Männer an die Arbeit, die Pferde zu zäumen und zu satteln. Keine leichte Arbeit bei dem schwachen Licht der kleinen Laterne und bei der bedeutenden Zahl der Pferde! Aber endlich war auch dies gethan.

„Was nun?“ fragte Biedenburg. „Wo hinaus? In welcher Richtung?“

„Nicht zum vordern Thor hinaus“, antwortete der Armenier; „da schlafen einige Diener, die leicht erwachen könnten, wenn die Pferde wiehern. Ich kenne Alles genau. Wir müssen dieses Thor zu öffnen suchen, das unmittelbar vom Marstall auf den freien Platz hinter dem Dorfe führt. Laßt mich nur machen, Herr! Und sollen wir nicht die Pferde, die zurückbleiben, tödten? Es wäre gut für uns, im Falle man uns verfolgen wollte!“

Biedenburg überlegte. Aber der Vorschlag schien ihm zu grausam, und überdies war kein Mangel an Pferden im Dorfe; für eine Verfolgung hätten sich immer genug gefunden. Er wies den Gedanken zurück.

„Zu unsern Freunden!“ sagte er. „Sie werden uns sehnfüchtig erwarten!“

Und das war in der That so. Mr. Hywell glühte bereits vor Aufregung und Ungeduld. Miß Mary war



mit ihren Dienetrinnen reisefertig. Nichts hielt die Europäer zurück.

„Jetzt geht zu Kaschir-Aga“, wandte sich Wieden-  
burg zu dem Armenier, „und sagt ihm, er möge bei  
sich selbst überlegen und sich fragen, ob wir nicht im  
Rechte seien. Es würde thöricht von ihm sein, sich  
rächen zu wollen, selbst wenn sich ihm eine Gelegenheit  
dazu böte. Er müßte sich selbst sagen, daß er ebenso  
und vielleicht viel grausamer gehandelt haben würde.  
Die Freilassung seines Vaters würde ich anordnen, so-  
bald wir sicheres Gebiet erreicht hätten!“

„Verzeiht, Herr“, antwortete der Armenier, „hier  
ist jedes Wort überflüssig; über eine solche Entschuldi-  
gung würde der Aga nur spotten. Wer der Stärkere  
ist, hat bei ihm Recht, und wenn er kann, wird er uns  
alle mit der größten Kaltblütigkeit ermorden, ob Ihr  
Iuch nun entschuldigt habt oder nicht. Laßt ihn glau-  
ben, daß Ihr ihn vollkommen verachtet und gar nicht  
mehr an ihn denkt. Das wird ihn weit tiefer kränken  
und ihm zugleich einen höhern Begriff von Eurer Klug-  
heit und kalten Ruhe geben!“

„So laßt noch einmal nach den Stricken und dem  
Tuche sehen, und dann fort!“ sagte Wieden-  
burg.

Es geschah; dann verließ die kleine Schaar das Zim-  
mer, in welchem Mary Hywell vier Monate lang so viel er-

duldet. Der Armenier ging voran, die Diener, die das Gepäck der Frauen und Wiedenburger's trugen, folgten mit den Frauen; Wiedenburger und Mr. Hywell schlossen den Zug.

„Ihr habt doch Euren German?“ rief der Armenier mit gedämpfter Stimme.

„Nein, Kaschir-Aga hat ihn bei sich behalten!“ antwortete Wiedenburger.

„Das darf nicht sein!“ rief der Armenier. „Er wird in seinem Zimmer liegen. Zum Glück hat er seine Diener entfernt. Ich will ihn holen!“

Der Armenier verschwand und kehrte erst nach einer längern Pause mit dem German zurück, aber auch beladen mit Waffen und Munition, sowie mit einzelnen Kostbarkeiten, die den Reisenden von den Kurden abgenommen worden. Wiedenburger, Mr. Hywell und die Diener empfingen namentlich die Waffen mit der lebhaftesten Freude. Mary begrüßte ein kleines Portrait ihrer Mutter, das man ihr entwendet, während sie in dem Hause wohnte, mit einem Ruf des Entzückens.

„Ein gescheidter Bursche!“ sagte Mr. Hywell. „Wir wollen nicht danach fragen, was er für sich genommen, seine Taschen mögen voll sein. Und ich selbst hätte Lust, eine kleine Visitation in Kaschir-Aga's Hause anzustellen nach alle dem, was man uns gestohlen. Aber jetzt drängt die Noth! Nur vorwärts!“

Es geschah, wie der Armenier es angeordnet. Die tiefste Stille herrschte in dem ganzen Hause, Niemand hörte die Fliehenden, wenn es nicht Kaschir-Aga war, der sich in den Höllequalen vereitelter Hoffnungen und gedemüthigten Stolzes winden mochte. Man erreichte den Marstall, und es gelang, das schwere Thor, das nach außen führte, ohne allzu großes Geräusch zu öffnen. Die Pferde wieherten, als sie ihre alten Herren erkannten, aber das konnte nicht auffallen, da sie dies oft in der Nacht thaten.

Nun drang die frische Nachtluft herein. Alle athmeten auf. Die Nacht war dunkel, so dunkel, daß Niemand einen Weg zu finden vermocht hätte; aber man vertraute auf den Armenier. Die Pferde wurden am Bügel geführt; sie zu besteigen wäre unmöglich gewesen. Der Armenier ging mit seinem Pferde voran. Er sagte, er wisse einen Weg, der um das Dorf herumführe. Selbst die Pferde schienen vorsichtig zu sein und vergaßen das Wiehern. So ging es in peinlicher Langsamkeit vorwärts; nur der Armenier unterbrach zuweilen die Stille durch leise Andeutungen über den zu nehmenden Weg, die Mr. Symwell und Wiedenburg den Andern mittheilten.

„Das Dorf liegt hinter uns“, sagte der Armenier nach einer Viertelstunde, „aber wir können die Pferde

noch nicht besteigen, denn der Weg führt steil abwärts. Wir werden erst schärfer reiten können, wenn der Morgen graut, also in einigen Stunden. Doch können die Frauen ihre Pferde besteigen, wenn diese geführt werden."

Mary und die Dienerinnen weigerten sich, dies zu thun, und in der That bot das Dahinschreiten auf dem Fußboden mehr Sicherheit. So ging es denn langsam weiter. Zuweilen strauchelte ein Mann oder ein Pferd. Allmählig aber gewöhnten sich die Augen an die Dunkelheit; auch verzogen sich die Wolken, und der Sternenschein erhellte die Nacht ein wenig. Man war auf eine Ebene gelangt, und nachdem man sich aus der Stellung der Sternbilder überzeugt, daß man die nördliche Richtung beibehalten, schritt man schnell und sicher vorwärts. Wiedenburg überlegte mit dem Armenier, wie sie es anzufangen hätten, um am nächsten Tage Lebensmittel zu erhalten, die ihnen gänzlich fehlten, und der Armenier meinte, dafür werde sich Rath finden, wenn die Reisenden nur eine sichere und bewußte Haltung annähmen und Wiedenburg seinen German vorzeige. Nur mit dem Gold solle er sparsam sein, um die Habsucht der Kurden nicht zu reizen. Für die bitterlich kalte Nacht wußte Wiedenburg Rath. Johnny hatte ihm eine Flasche seines Lebenselixirs, Samailarum, mitgegeben. Eine Kleinigkeit davon genügte, die Männer zu beleben, und

selbst Mary und die Dienerinnen mußten ein wenig davon trinken, mit Wasser vermischt, das man aus einer Quelle schöpfte. Mr. Hywell drang darauf, denn er fürchtete, die Leiden, Entbehrungen und Aufregungen möchten den Frauen und vor allem seiner Tochter geschadet haben.

Endlich brach der Morgen an, der heißersehnte Morgen. Nun stieg man zu Pferde, und schneller ging es vorwärts. Heiterer wurden die Mienen, heller die Blicke, lebendiger das Gespräch. Die Sonne erhob sich klar und rein über den schneebedeckten Bergen an der persischen Grenze. Der Gedanke, daß die Rettung zum Theil gelungen sei, erfüllte alle mit neuer Lebenskraft. Freilich hatten sie keinen weiten Vorsprung vor den Verfolgern. Aber es ließ sich hoffen, daß sie entweder auf George treffen oder Kurdenstämme erreichen würden, die auf Grund des großherrlichen Fermans den Fliehenden Schutz gewährten. Freiheit schien den Meisten gleichbedeutend mit Rettung, und Mary lauschte bereits wieder mit ihrem lieblichen Lächeln der Schilderung, die ihr Wiedenburger von seinem Zusammentreffen mit George und von den Kochkünsten Johnny's entwarf.

## V.

### Die Schwäbin.

Es war spät am Nachmittag desselben Tages. Der Zug war vor einer Stunde aus einem kleinen Dorfe aufgebrochen, in welchem man kurze Rast gemacht, um Fleisch zu erhandeln und Gerstenbrod zu kaufen. Der Armenier hatte den Kurden dieses Dorfes eine andere Richtung, in welcher man weiterreiten werde, angegeben, als diejenige, die man wirklich einzuschlagen beabsichtigte, denn es lag ihm daran, die Verfolgung, die sich voraussehen ließ, möglichst aufzuhalten. Jetzt hatte man abermals eine Hochebene erreicht, von der sich ein herrliches Rundgemälde über die schneebedeckten Berge und duf-tigen Thäler den Blicken der Reisenden darbot, die freilich wenig geneigt waren, Naturschönheiten zu be-achten, solange sie sich nicht wirklicher Sicherheit er-freuten.

„Was ist das für ein Gebäude?“ fragte Wiedenburger den Armenier, auf ein Gebäude deutend, das in weiter

Entfernung zur Rechten lag und dessen eigenthümlicher burgähnlicher Bau ihm auffiel.

„Ich habe davon sprechen hören, daß eine Tagereise von dem Dorfe Kaschir-Aga's, nach Norden zu, sich ein Dorf mit Nestorianern befinde, deren Aga in einer Festung wohne“, antwortete der Armenier. „Wahrscheinlich wird es das Haus jenes Agas sein, der sich damals bei dem Angriff auf die Nazarenen so tapfer vertheidigte, daß man ihm nichts anhaben konnte.“

Wiedenburg wollte mehr fragen, als er plötzlich stutzte und einen freudigen Ruf ausstieß. Dann nahm er das kleine Fernrohr, das er von einem Offizier in Kars gekauft, und führte es ans Auge.

„Sie sind es! Es ist George und mein Oheim!“ rief er jubelnd. „Sie sind nur von wenigen Reitern begleitet, vielleicht von einem Duzend, aber nun sind wir geborgen; es sind türkische Soldaten, und man wird nicht wagen, sie anzugreifen!“

Und während Mr. Symell, vor freudiger Aufregung zitternd, das Fernrohr nahm, zog Wiedenburg ein helles Taschentuch hervor und ließ es in der Luft wehen. Es mußte von der kleinen Schaar, die sich in weiter Entfernung, tief unter der Hochebene in einer Schlucht zeigte, bemerkt worden sein, denn dort flatterte sogleich ebenfalls ein helles Tuch, und ein Gewehr wurde abgeschos-

sen. Man hörte den Knall nicht, aber man sah den Pulverdampf.

„Ich kann nichts erkennen!“ sagte Mr. Hymell tief aufathmend. „Die Freude läßt meine Hand zittern und trübt mir das Auge. Mary, mein Kind, ich hoffe, endlich —“

„Herr!“ rief in diesem Augenblick der Armenier, „Herr, da ist Kaschir-Aga! Um Gottes willen, was ist zu thun?“

Mechanisch wandte Wiedenburger, indem sein Blut vom Herzen zurückwich, den Blick nach der Richtung, in welcher der Armenier die Hand ausstreckte. Eine Reiter-schaar sprengte so eben im vollsten Galopp den Abhang hinauf, der auf die Hochebene führte. Wiedenburger vermochte zwar keinen einzigen von der Schaar, die mindestens fünfzig Reiter zählte, zu erkennen, aber wer anders konnte so rasend den Berg hinansprengen als Kaschir-Aga mit seinen Kurden? Für einen Augenblick verlor Wiedenburger die Fassung; seine Gedanken verwirrten sich. Dann aber, obwohl bleich und mit mattem Auge, rief er:

„Wir müssen nach jenem Gebäude! Unsere Freunde können wir nicht erreichen; wir müßten dort links hinab und die Kurden würden uns den Weg abschneiden. Kom, reite da hinab, was das Pferd nur leisten



kann, zu jenen Reitern und sage ihnen, wir seien in Gefahr, sie möchten so schnell als möglich jenes Gebäude zu erreichen suchen. Fort!"

Tom, der englische Diener Wiedenburger's, flog davon.

„Vorwärts!" rief Wiedenburger, mit der Hand nach dem Gebäude deutend. „Wir erreichen es vor den Kurden und vielleicht finden wir Schutz bei den Nestorianern. Mr. Hywell, nehmen Sie Ihrer Tochter Pferd am Zügel!"

Aber Mr. Hywell that das nicht. Er hielt es für sicherer, Mary zu sich auf den Sattel zu nehmen, damit das schwächere und langsamere Damenpferd den andern folgen könne. So stürmten alle nach dem Gebäude zur Rechten, das, wie sich jetzt zeigte, am östlichen Abhang der Hochebene lag, oberhalb eines Dorfes. Wiedenburger wandte den Blick seitwärts zu den Kurden. Er erkannte jetzt deutlich Kaschir-Aga, der den Andern um vielleicht fünfzig Schritte voraus war.

„Seien Sie unbesorgt, Mr. Hywell!" sagte er. „Wenn wir das Gebäude nicht erreichen, so schieße ich ihn nieder! Mann, erhebt Eure Stimme und ruft um Hilfe!"

Die letztern Worte galten den Armeniern, der sogleich verzweifelt zu rufen begann. Währenddessen winkte Wiedenburger dem einen türkischen Diener, der die gela-

dene Büchse seines Herrn trug, und ließ sich dieselbe zu-  
reichen. Dann ritt er hinter den Zug und zeigte Kaschir-  
Aga drohend die Büchse. Der Kurde antwortete damit,  
daß er im vollsten Galopp die seinige von der Schulter  
nahm. So flogen die Fliehenden dahin, während die  
Kurden sich von der Seite näherten.

Jetzt zeigten sich Menschen an den Fenstern oder  
Schießcharten der Burg und auf den Thürmen. Aber  
noch sah man das verschlossene Thor sich nicht öffnen.  
Der Armenier schrie, so laut er nur vermochte.

„Um das Gebäude herum!“ rief Wiedenburg Mr.  
Hywell zu, der an der Spitze des Zuges ritt. „Dann  
erreichen wir links wenigstens das Dorf und irgend ein  
Haus. Denn hier öffnet man uns nicht!“

Mr. Hywell folgte der Weisung, sein Pferd nach links  
lenkend. Kaschir-Aga war vielleicht noch fünfhundert  
Schritte entfernt. Und er ritt ein Pferd, das wie ein  
Pfeil daherschöß! In wenigen Minuten mußte er die  
Fliehenden erreicht haben.

Jetzt war Wiedenburg ganz in der Nähe der Burg.  
Eine alte Frau stand an einer Fensteröffnung. Der junge  
Mann sah in bitterer Verzweiflung zu ihr hinauf und  
streckte verwünschend die Hand aus.

„Weib“, rief er, „Du könntest uns retten, wenn  
Du uns einließeßt, retten vor diesem Kaschir-Aga und

seinen Räubern. Aber bei Euch gibt es kein Mitleid, keine Barmherzigkeit! Ihr seid ein gottverlassenes Geschlecht!"

„Ist es Kaschir - Aga, der Euch folgt?“ rief die Frau. „So will ich Euch helfen!“

Und sie rief gellend einige Worte in das Innere des Gebäudes, und diese fremden Worte erst erinnerten den jungen Mann daran, daß er in seiner wilden Aufregung deutsch gerufen und daß ihm die Frau deutsch geantwortet hatte.

Gleich darauf hörte er einen jubelnden Freudenschrei von den Fliehenden, die vor ihm waren und die er nicht mehr sehen konnte, da sie bereits um den Eithurm gebogen, und zugleich öffnete sich vor ihm das Thor, das auf die Hochebene hinausführte. Er zögerte, noch wußte er nicht bestimmt, ob sich seinen Freunden ein Thor geöffnet.

„Nur herein, Mann!“ rief dieselbe Frauenstimme in deutscher Sprache. „Die Eurigen sind in Sicherheit. Der Kurde zielt auf Euch!“

Wiedenburg hörte einen Schuß, eine Kugel zischte an ihm vorüber. Aber beruhigt, mit schnell erleichtertem Herzen, wie der Schiffbrüchige sich auf seiner Planke von einer sanften Welle an das Ufer treiben läßt, sprengte er leicht und stolz in das Thor, das sogleich hinter ihm geschlossen wurde.

Als Wiedenburg den Hof erreichte, den das burg-ähnliche Gebäude auf allen Seiten umschloß, sah er zuerst nur eine Menge von kurdischen Männer- und Frauengestalten, dann aber auch seine Begleiter, Mr. Hywell, Miß Mary und ihre Frauen, die Diener und den Armenier. Gerettet also für jetzt! Mit diesem Gedanken sah er sich nach dem Herrn des Hauses oder nach der Frau um, deren deutsche Worte er vernommen. Und die Menge theilte sich. Es erschien eine hagere, lange Gestalt in kurdischer Tracht, jenem Tamir-Aga, dem Vater Kaschir-Aga's, sehr ähnlich, aber mit einem kleinen silbernen Kreuze, das an einer Schnur um den nackten Hals hing. So bestätigte sich also die Vermuthung des Armeniers. Die Flüchtlinge befanden sich in dem Hause eines Nestorianers.

Wiedenburg winkte dem Armenier, der noch bleich war vor Angst und Schrecken, stieg vom Pferde und näherte sich dem Herrn des Hauses mit einem höflichen, aber nicht unterwürfigen Neigen. Dann bat er den Armenier, dem Herrn des Hauses in geeigneten, ruhigen Ausdrücken zu erzählen, was sich begeben, und nicht zu vergessen, hinzuzufügen, daß die Reisenden mächtige Franken seien. Der Armenier that es; der Nestorianer hörte schweigend und aufmerksam zu. Inzwischen näherte sich eine alte Frau, die sich in nichts von einer Kurdin un-

terschied; Anzug, Schleier, selbst das gebräunte Antlitz und die etwas spitze Nase schienen auf orientalische Abstammung hinzudeuten. Eine gewisse Ehrfurcht, welche ihr die zurücktretenden Kurden erwiesen, ließ errathen, daß sie die Herrin des Hauses sei. Die nestorianischen Frauen dürfen sich öffentlich zeigen, denn die Sitten der Christen gestatten auch dort den Frauen mehr Freiheit der Bewegung als die Sitten der Mohammedaner.

„Die fränkischen Christen sind mir willkommen und werden sicher in diesem Hause wohnen“, antwortete der Kurde. „Kaschir-Aga's Flüche und Bervünschungen brechen diese Mauern nicht. Für Eure Frauen und Diener wird Sorge getragen werden. Jetzt laßt uns auf den Thurm steigen und sehen, was draußen geschieht.“

„Sind vielleicht Eure Frauen auch Deutsche?“ fragte jetzt die alte Frau, die Wiedenburg für eine Kurdin gehalten, in deutscher Sprache.

„Nein“, antwortete er, „es sind Engländerinnen, aber Miß Hywell spricht ein wenig deutsch.“

„Ich werde mich ihrer annehmen“, antwortete die Alte. „Und seid vorsichtig in Worten und Werken gegen Tanlik-Aga, denn es fließt das Blut dieses Landes in ihm und die Fremden sind hier nicht gern gesehen.“

Gern hätte Wiedenburg noch mehr mit der Deutschen gesprochen, zu der einer der seltsamsten Zufälle ihn ge-

führt, aber er fühlte, daß er dem mahnenden Blicke des Häuptlings Folge leisten müsse, rief Mr. Symwell zu, er möge sich und seine Tochter ohne Arg der Herrin des Hauses anvertrauen, und gab dann dem Kurden zu verstehen, daß er bereit sei, ihm zu folgen. Dieser schritt voran, eine stattliche, echt kriegerische Gestalt. Auf einer steinernen Treppe erreichten sie das obere Stockwerk des roh, aber fest gebauten Hauses und stiegen dann im Innern des Thurms auf einer dunklen Treppe empor bis zu der Plattform.

Die Sonne stand tief und ein herrlicher goldener Hauch schwebte über der Hochebene; tiefes Blau lagerte bereits in den Schluchten, in welche Wiedenburg seinen Blick hinabsenkte. Kaschir-Aga hielt mit seiner Reiter-schaar ungefähr fünfhundert Schritte von der Burg entfernt. Die Hakkari-Kurden schienen in eifriger Berathung zu sein. Zuweilen schien Kaschir-Aga drohend die Hand nach der Burg auszustrecken. Wiedenburg bat den Armenier, dem Häuptling nochmals zu sagen, daß ein Trupp von Freunden in der Nähe sei, und ihn zu fragen, ob er diese aufnehmen wolle.

„Tanlik-Aga liebt die Türken nicht“, antwortete der Häuptling düster. „Aber wenn es Freunde seines Gastfreundes und ihrer nur wenige sind, so wird er sie aufnehmen.“

„Und wenn Raschir-Aga sie mit seiner Ueberzahl angreift?“ ließ Wiedenburg fragen.

Tanlit-Aga wechselte schnell einige Worte mit seinen Begleitern und dann mit dem Armenier. Wie dieser später dem jungen Deutschen sagte, ließ der Häuptling den Türken einige Boten entgegen senden, um sie durch das Dorf in die Burg zu führen, befahl auch einer Schaar seiner Untergebenen, sich zu bewaffnen.

Inzwischen war ein junger Kurde auf die Plattform gekommen, vielleicht von fünf und zwanzig Jahren, schlank und stolz, aber von reinern und feinern Zügen als Raschir-Aga.

„Grüß Euch Gott!“ sagte er in fremdem Accent, aber in deutscher Sprache zu Wiedenburg.

Ueberrascht gab ihm dieser den Gruß zurück und reichte ihm die Hand. Er errieth, daß er einen Sohn der Deutschen vor sich sehe, und vermuthete, daß diese die Gattin Tanlit-Aga's sei.

Bald darauf ertönte eine Glocke zum Abendgebet und erinnerte Wiedenburg, daß er unter Christen sei. Einige Wächter blieben auf der Plattform des Thurms zurück; die Andern stiegen hinab auf den Hof zum gemeinsamen Gebet, das Tanlit-Aga sprach. So rauh und den mohammedanischen ähnlich auch die Gebräuche waren, so nahmen die Männer doch eifrigen und innigen Antheil

an dem Gebet. Mr. Hywell und Mary befanden sich unter den Betenden, die letztere bleich und mit feuchten Augen. Sie betete noch lange und innig, als die Gruppe sich bereits zu trennen begann.

Netzt — die Dämmerung war bereits eingetreten — öffnete sich das Thor und es sprengte ein Zug Reiter auf den Hof, voran George, der ältere Wiedenburger aus Sinope und Johnny. Ein Freudenruf hallte von beiden Seiten wieder. Die Reiter sprangen von ihren Pferden. George warf sich seinem Pflegevater in die Arme und küßte dann Mary inbrünstig und wiederholt die Hand. Die junge Engländerin empfing ihn wie einen Bruder, und Wiedenburger bemerkte wohl, mit welcher Glut die Blicke George's auf Mary ruhten. Nun, er fühlte keine Eifersucht. Er hatte sich ja längst über seine Gefühle für Mary und seine Stellung zu ihr Rechenschaft gegeben! Wenn hier Mary einen Mann fand, den sie liebte und der vielleicht ein älteres Anrecht auf sie hatte, so sollte nie und nimmer auch nur das Zucken einer Wimper verrathen, daß er mehr für sie fühlte als aufrichtige Freundschaft.

Und wie herzlich begrüßten sich Johnny und Mary! Wie drückte sie mit Freudenthränen im Auge die große rauhe Hand Johnny's und hielt sie lange in der ihrigen! Diese Begrüßungen hätten lange gedauert und die Fragen



würden nicht geendet haben, hätte sich nicht Edmund Wiedenburg erinnert, daß es nicht wohlgethan sei, die Gewohnheiten der Orientalen zu vernachlässigen, die jetzt ihre einfache Abendmahlzeit einnehmen wollten. Alle begaben sich in die große Speisehalle, wo ein außergewöhnliches Mahl, Lammbraten und persischer Wein, ihrer harrte. Aber Johnny wollte sich damit nicht begnügen. Er verschwand und kehrte mit einigen riesigen Flaschen eines schönen griechischen Weins, die der ältere Wiedenburg gekauft, zurück. Edmund jedoch, der die leichte Reizbarkeit der Orientalen in Allem, was Gaïtfreundschaft betrifft, kannte, fürchtete, daß Tanlit-Aga sich verletzt fühlen werde, wenn man einen andern Wein als den seinigen trinke, und sagte Johnny, er müsse die Flaschen dem Häuptling als Geschenk anbieten. Tanlit-Aga nahm sie ruhig und würdevoll an, und da die Nestorianer als Christen den Wein nicht meiden, im Gegentheil in dem Rufe starker Becher stehen, so ließ der Häuptling die Flaschen öffnen und sprach dem Wein wacker zu, seine Gäste oft zum Trinken ermunternd. Dann ließ er durch den Armenier die Fremden benachrichtigen, welche Zimmer ihnen angewiesen seien, und entfernte sich, vielleicht um in der Einsamkeit sein stummes Gespräch mit der Flasche fortzusetzen.

Nun waren die Zungen frei. Was wurde gefragt

und erzählt! Wenn man an Kaschir-Aga zurückdachte, geschah es, wie man des Meeres gedenkt, das gierig an die Ufer schlägt, die der Gerettete erreicht hat. George und der ältere Wiedenburg berichteten, daß sie auf eigene Hand, nur begleitet von wenigen Türken, denen sie reichliche Belohnung versprochen, sich auf den Weg gemacht hätten, da sie nicht im Stande gewesen, ihre Ungeduld so lange zu zügeln, bis man ihnen ein starkes Truppen-corps zur Verfügung gestellt, was übrigens wahrscheinlich nie geschehen wäre. Von der letzten Gefahr, in welcher sich die Flüchtlinge unmittelbar vor der Burg befunden, wußten sie nur durch Tom. Sie selbst hatten Kaschir-Aga auf dem Wege, den der ihnen entgegengesandte Bote Tanlik-Aga's sie geführt, nicht gesehen. An alle diese Fragen und Antworten schloß sich die Berathung, was nun zu thun sei. Daß irgend eine größere Truppenmacht ihnen von den Türken zu Hülfe gesendet werden würde, bezweifelte der alte Wiedenburg. Sich mit der kleinen Schaar, die den Europäern zur Verfügung stand, weiter zu wagen, wenn auch nur bis Wan, schien bei der Uebermacht Kaschir-Aga's, der die Verfolgung gewiß noch nicht aufgab, bedenklich. So blieb kaum ein anderer Ausweg, als sich an Tanlik-Aga zu wenden und ihn zu bitten, die Reisenden mit einer genügend starken Bedeckung als Sicherheitswache bis in die civili-

fürten Begenden zu begleiten. Man hoffte, ihn durch Bitten und Geschenke, vielleicht auch durch die Fürsprache seiner deutschen Gattin zu gewinnen.

Diese Deutsche hätte Wiedenburg gern gesprochen. Man war allgemein erstaunt, als man vernahm, welchem Zufall die Fliehenden ihre Aufnahme in die Burg und die Theilnahme Tanlik-Aga's zu danken hätten. Sie selbst war nicht bei der Abendmahlzeit zugegen gewesen. Aber als die Reisenden sich trennten, um die Räumlichkeiten aufzusuchen, die ihnen angewiesen worden, erschien der junge Kurde und sagte mit einem Lächeln der Genugthuung über seine Kenntniß einer fremden Sprache zu Edmund Wiedenburg:

„Mutter will Dich sprechen, Fremder! Ich Dich führen!“

Wiedenburg folgte sogleich. Der junge Mann führte ihn durch eine Reihe sehr einfacher Zimmer bis in ein entlegenes Gemach, das Frauengemach, den Harem des Orients. Der junge Deutsche erhaschte noch flüchtig die Gesichter einiger jungen Mädchen, die hinter einem Vorhang verschwanden, vielleicht Töchter der Gattin Tanlik-Aga's. Dann bemerkte er die Deutsche, die ihm entgegentrat.

„Ich wollte Euch gern noch sprechen“, sagte die Frau, „denn ich kann nicht wissen, ob Ihr morgen noch

bei uns seid. Ich habe meinem Mann gesagt, daß ich Euch rufen lassen würde, um zu erfahren, was Ihr erlebt, und vielleicht auch zu hören, wie es in meinem Vaterlande geht. Er will zwar nicht, daß ich mich vergangener Zeiten erinnern soll, aber jetzt wohne ich so lange bei ihm, daß er mir nicht mehr mißtraut."

"So seid Ihr die Gattin Tanli-Aga's?" fragte Edmund.

"Ja, und seit vielen Jahren", antwortete die Frau. "Doch seht Euch. Wir schreiben jetzt das Jahr 1854?"

"Ja wohl", antwortete Wiedenburg. "Januar des Jahres 1854. Ich bin Euch zu vielem Danke verpflichtet, werthe Frau. Ohne Euch wären wir dem Feinde kaum entgangen, und ich glaubte zu träumen, als ich eine deutsche Stimme hörte. Verzeiht, daß ich Euch die strengen Worte hinaufrief; ich war in Verzweiflung, und glücklicherweise rief ich sie deutsch."

"Das war gut gethan", erwiderte die Frau. "Man wird hier hart, und wer konnte wissen, ob die Verfolgung und Eure Flucht nicht eine Kriegslist waren, um in unsere Burg einzudringen? Bei Eurem deutschen Worte schwanden meine Zweifel. Nun, es ist eine seltsame Geschichte, daß ich hier bin. Wollt Ihr sie hören?"

Sie sprach sehr langsam und mußte sich oft auf ein Wort, das ihr fehlte, besinnen. Ihre Sprache hatte

einen eigenthümlichen Accent angenommen; doch glaubte Wiedenburg zu hören, daß sie in Süddeutschland geboren sei. Er antwortete, daß es ihm von großem Interesse sein werde, zu vernehmen, was sie hierher geführt.

„Ihr werdet Euch dessen nicht erinnern, denn Ihr seid zu jung, aber Ihr werdet vielleicht davon gehört haben, daß der Kaiser Nikolaus von Rußland deutsche Familien einlud, sich in den Ländern am Kaukasus anzubauen“, begann die Frau. „Auch aus Württemberg zogen Viele dahin, unter ihnen meine Aeltern, die einer von den frommen Religionssekten angehörten, denen man dort im Lande von oben herab nicht wohlwollte. Das geschah in den ersten zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts, ist also jetzt ungefähr dreißig Jahre her. Ich war damals ein ganz junges Mädchen; mein Bräutigam folgte mir und meinen Aeltern nach dem Lande, das sie Georgien nannten. Die Familien aus Schwaben kannten sich und bauten eigene Dörfer. Soviel ich davon hörte, sollten die Leute im Lande von uns lernen, wie man den Acker bauen muß. Es ging auch ganz gut. Mein Bräutigam errichtete sich eine eigene Wohnung, und ich heirathete ihn bald darauf. Unser Dorf hieß Katharinenfeld. Ich war jedoch nur einige Monate verheirathet, als mein Mann sich bei der Arbeit erhielte, aus einer kalten Quelle trank und an den

Folgen starb. Ich bin jetzt eine alte Frau und vielerlei ist mir durch den Kopf gegangen, aber ich weiß noch wie heute, was ich fühlte, als ich ihn todt sah, denn ich hatte ihn sehr lieb gehabt und er hatte meinethwegen seine Aeltern und einen reichen Bauerhof, den er erben sollte, verlassen. Lange war ich untröstlich; endlich erlangte ich mit Gottes Hülfe einige Ruhe und zog zu meinen Aeltern, fest entschlossen, keinen Mann wieder zu nehmen. Da weckte uns eines Morgens um Tagesanbruch furchtbares Geschrei. Eine Schaar Kurden hatte Katharinenfeld überfallen — es war im Jahre 1826 — und sie schleppten mit fort, was sie fanden, Menschen und Vieh. Ich war halb angekleidet auf den Hof gerannt, um, wie mir mein Vater gesagt, das Vieh aus dem Stall zu lassen und in den nahen Wald zu treiben. Da sah mich einer von den Reitern; es war ein Anführer, und er rief mehrmals einige Worte, die sich meinem Gedächtnisse einprägten und deren Sinn ich später erfuhr, er rief: „Dich will ich haben und nichts Anderes!“ Damit ergriff er mich bei meinem Kleid und wollte mich zu sich aufs Pferd ziehen. Ich war ein starkes Weib, wenn mich auch der Kummer um den Verstorbenen matt und lebensüberdrüssig gemacht hatte, und ich wehrte mich wacker. Aber er überwältigte mich, band mir die Hände mit einem Schatol zusammen und

hob mich auf das Pferd. Die Plünderung währte nur kurze Zeit. Bald nach Sonnenaufgang versammelten sich die Räuber und trieben das Vieh vor sich her, gegen Mittag. Ich sah, daß noch einige Mädchen und Frauen geraubt waren, habe aber später nie wieder etwas von ihnen gehört und gesehen, denn der Trupp theilte sich, und ich war nun bei denen, die mich mit sich führten, die einzige Deutsche.

Euch schildern!, Herr, was damals in mir vorging, will ich nicht. Ich hielt mein Schicksal für schlimmer, als es wahrscheinlich, wie ich jetzt die Verhältnisse kenne, geworden wäre; denn wenn die Männer dieser Gebirge ihre Frauen auch nicht so werth halten, wie man es in meiner Heimat thut, so begehen sie doch auch selten die Roheiten und Schandthaten gegen fremde Frauen, deren sich die Männer unseres Landes im Kriege schuldig machen. Ich lernte das allmählig begreifen, als mich der Anführer der Kurden mit einer gewissen Sorgfalt behandelte, mir farbige türkische Stoffe gab, mich darein zu kleiden, und mir durch Geberden verkündete, daß er mich achten und ehren wolle. Mein Loos schien mir freilich deshalb nicht erträglicher, und ich wünschte mir hundertmal den Tod. Wir ritten lange, denn es ist ein weiter Weg von diesen Bergen hier bis nach Georgien, und von diesen Bergen

waren die Räuber gekommen. Wie ich später erfuhr, hatte man ihnen übertriebene Schilderungen von dem Reichthum gemacht, der in den Dörfern der fränkischen, Bauern herrsche, und dieß hatte die Beutelust der Kurden angereizt. Sie schliefen des Nachts unter freiem Himmel; nur für mich errichtete man aus Decken, die über in den Boden gesteckte Stangen gebreitet wurden, eine Art Zelt. Keiner nahte sich mir unehrerbietig, im Gegentheil, man schien bemüht, Alles zu thun, was mir, wie sie glaubten, gefallen könne. Wie ich vermuthe, war es die Absicht des jungen Hakkari-Kurden, mich zu seiner Gattin zu machen. Aber es kam anders, als er geglaubt.

Die Männer dieser Berge und namentlich die Christen und Mohammedaner liegen mit einander in fortwährendem Streit. Ich kann nicht sagen, ob es allein Raublust ist, die sie gegen einander treibt; es liegt auch etwas in ihrem Naturell, was ihnen eine Fehde, einen Beutezug von Zeit zu Zeit unentbehrlich macht. Die Kurden, welche Katharinenfeld überfielen, waren arg verfeindet mit den Nestorianern, die in dieser Gegend wohnen, und als die Letztern hörten, daß jene mit reicher Beute von einem Zuge zurückkehrten, rotteten sie sich zusammen und griffen die Hakkari-Kurden an. Es wurde einen halben Tag blutig gekämpft, zuletzt aber blieben



die Christen Sieger. Der Kurde, der mich geraubt, fiel im Kampfe, und ich wurde die Gefangene der Christen. Daß dies Christen seien, erfuhr ich bald. Tanlit-Aga, damals ein junger Mann, ungefähr von dem Alter meines ältesten Sohnes, der Euch zu mir geführt, war bereits Häuptling seines Stammes. Er kam auf mich zu, und als er das silberne Kreuzchen erblickte, das ich Tag und Nacht um den Hals trug, zeigte er mir ein ähnliches Kreuz, wiederholte mehrmals das Wort Nazarener und schlug das Zeichen des Kreuzes. Ich errieth, daß er ein Christ sei, und das beruhigte mich ein wenig. Darauf wurde ich nach der Burg geführt und ebenso ehrerbietig wie früher behandelt.

Tanlit-Aga war damals der Einzige seiner Familie und noch nicht verheirathet. Ich erfuhr dies und vieles Andere, was ich Euch erzählte, erst später, als ich die Sprache dieser Männer allmählig verstehen lernte. Er ließ viele Dolmetscher kommen, um sich mir verständlich zu machen, aber keiner verstand meine Sprache. Ich errieth jedoch dadurch, daß er mir oft die Frauen anderer Männer zeigte und auf mich und sich deutete, daß er mich zur Frau begehre, und ich ergab mich allmählig in mein Schicksal. Was blieb mir auch übrig? Zu den Meinigen konnte ich nimmer zurückkehren, und einen Mann wie den, den ich verloren, fand ich doch

nie wieder. Tanlit-Aga war ein Christ und, wenn ich ihn mit den meisten Andern verglich, ein Mann von sanfterem Charakter; so nannte ich denn eines Tages das Wort Priester, das ich schon oft gehört und dessen Bedeutung ich verstanden hatte. Er schien hoch erfreut, bereitete Alles zu einer glänzenden Hochzeit vor, und einige Wochen später zogen wir in großem Zuge nach einem Orte, in welchem ein Bischof wohnte, der uns zusammengab.

Das ist die Geschichte, Herr, wie ich hierher gekommen. Wollt Ihr mich fragen, ob ich hier glücklich lebe, so kann ich Euch kaum antworten. Ich weiß nicht, wie es mir ergangen sein würde, wenn ich in Kathari-nenfeld geblieben wäre; ich glaube, ich hätte auch dort ein einsames und trauriges Dasein geführt. Etwas heimisch und zufrieden fühlte ich mich erst in diesem Hause, als mir Gott den ersten Sohn schenkte, den ich an meinem Herzen großziehen und den ich Manches von meiner Sprache und meinen Sitten lehren konnte. Allmählig fand ich mich auch in das Leben, wie es hier die Frauen führen. Es ist nicht ganz so trübe, wie man es vielleicht anderswo glaubt. Eine arme Bäuerin wie ich ist ja an Einsamkeit und BIRTHschaftlichkeit gewöhnt. Später schenkte mir der Himmel noch zwei Söhne und zwei Töchter, und als ich erst der Sprache

mächtig war, verständigte ich mich auch mit meinem Vatten und gewann Einfluß auf ihn, wie ich hoffe, einen guten. Im Ganzen ist mein Leben hier ruhig dahingeflossen, mit Ausnahme jener schrecklichen Zeit, in welcher die mohamedanischen Kurden sich zusammenthaten, die Nestorianer zu vernichten. Zwischen dem Geschlechte Tanlik-Aga's und dem Geschlechte Raschir-Aga's hatte stets Feindschaft gewaltet; jener Kurde, der mich raubte und im Kampf fiel, war ein Verwandter Tamir-Aga's gewesen. So überfielen denn die Hakkari in jener Zeit — es sind jetzt ungefähr zwanzig Jahre her — auch unsere Burg, als Tanlik-Aga abwesend war. Es gelang ihnen, die Mauer zu ersteigen, und bereits führte man mich und meine drei Knaben in die Gefangenschaft, als Tanlik-Aga die Hakkari erreichte. Als sie sahen, daß sie weichen mußten, wollten sie mich und meine Kinder tödten. Aber ich rettete mein eigenes und das Leben meines Ältesten; die beiden andern Knaben, von denen der eine noch ein Säugling war, sah ich mir aus den Armen reißen und unter dem Dolk der Hakkari sterben. Ach, es ist ein wildes Geschlecht!"

Sie stützte den Kopf in die Hände und versank eine Zeit lang in trübes Nachdenken, das Wiedenburg nicht zu unterbrechen wagte.

„Seit jener Zeit ist Kampf und Mord diesen

Mauern nicht mehr genah, wenn er auch zuweilen in der Nähe rastete", fuhr sie dann fort. „Die Burg meines Vaters wurde nicht mehr angegriffen, Aber wo er dem Mörder meiner Kinder, jenem Tamir-Aga, Schaden kann, da thut er es, und ich fürchte, mein ältester Sohn, der bereits verheirathet ist, und Kaschir-Aga werden den blutigen Kampf fortsetzen. Glaubt Ihr, Herr, daß Euer Weg Euch durch Georgien führen wird?"

„Das glaube ich nicht, Frau", antwortete Edmund. „Wir werden nach den Widerwärtigkeiten, die wir erlebt, so bald als möglich eine Gegend zu erreichen suchen, in der wir sicher sind, und Kars und Erzerum liegen uns näher als Georgien. Ja, Ihr würdet uns einen großen Dienst leisten, wenn Ihr Euren Väter bewegen wolltet, uns mit einer Reiter-schaar das Geleit zu geben, denn wir haben immer noch den Haß Kaschir-Aga's zu fürchten. Tanlik-Aga dagegen kann ohne Sorge sein, wenn er eine zahlreiche Reiter-schaar sammelt, denn Kaschir-Aga gebietet nur über wenige Männer, da sein Vater mit der Hauptmacht ausgezogen ist, um plündernd an dem Kriege zwischen den Russen und Türken Theil zu nehmen."

Die Schwäbin wollte mehr von diesem Kriege erfahren. Wiedenburger theilte ihr mit, was er selbst wußte. Dann richtete sie manche Fragen über Deutschland an

ihn; aber da er ihre Heimat, das Schwabenland, nicht genau kannte, so schienen seine Antworten ihr nur eine geringe Theilnahme einzulösen. Sie hatte hier eine neue Heimat gefunden, besaß einen Gatten, einen Sohn und Töchter, eine neue, wenn auch fremde und beschränkte Welt war ihrem Geiste aufgegangen, und sie hatte sich ganz in dieselbe hineingelebt. Lag ja doch Alles, was ihr noch jetzt zuweilen aus der Jugend entgegenstrahlen mochte, mit dem geliebten ersten Manne im Grabe! Sie berichtete dann dem jungen Deutschen Manches über die Verhältnisse der Kurden, sowie über die Stellung der Frauen zu den Männern. Edmund Wiedenburger glaubte daraus schließen zu dürfen, daß diese Stellung keine so demüthige und sklavenartige sei, wie man sie zuweilen schildert. Selbst die Abgeschlossenheit der Frauen fand ja bei den christlichen Kurden nicht in dem Maße statt wie bei den mohammedanischen. Aus den Beschreibungen der Schwäbin ging im Allgemeinen hervor, daß die nestorianischen Frauen ungefähr dasselbe Leben führten wie die Bäuerinnen ihres Vaterlandes, daß aber ihr Bildungsgrad geringer sei, dem der Männer angemessen.

„Ich werde Tanlik-Aga zu bewegen suchen, daß er Euren Wunsch erfüllt“, sagte sie dann. „Von seiner Güte hättet Ihr wenig zu erwarten, denn Christen und Mohammedaner hassen hier die Fremden, in denen sie na-

türliche Feinde zu sehen glauben. Aber sein Haß gegen Kaschir-Aga ist größer als jeder andere und wird ihn bewegen, Alles zu thun, was jenem unangenehm sein kann. Verlaßt Euch darauf, er wird Euch sicher geleiten.“

Edmund Wiedenburg erhob sich, nachdem er diese tröstliche Versicherung empfangen.

„Und solltet Ihr doch einmal von Katharinenfeld hören oder es gar sehen“, sagte sie dann, „so wißt, daß Elias Meyer der Name meines Vaters und daß mein Name Dorothea Wünschle nach dem Namen meines gestorbenen Mannes ist. Meine Aeltern werden nicht mehr leben. Ich habe die Absicht, meinen ältesten Sohn, wenn die Zeiten ruhig sind, nach Katharinenfeld zu schicken, um zu hören, wie es dort steht. Er spricht etwas deutsch. Die Leute, die sich meiner dort noch erinnern, werden nicht wenig staunen, wenn sie hören, daß er ein Enkel vom alten Elias Meyer ist. Und nun gehabt Euch wohl, Landsmann! Was dieses Haus zu bieten vermag, soll Euch zu Theil werden.“

Wiedenburg dankte ihr herzlich und kehrte nach dem großen Eßzimmer zurück, in welchem seine Freunde, wie sie versprochen, ihn erwarteten. Selbst Mary war noch dort. Sie saß in einer Ecke mit George, der es versucht hatte, die alten lieben Erinnerungen der Vergangenheit

in Mary's Herzen wach zu rufen. Und wohl mochte es ihm gelungen sein, denn Mary lächelte lieblich und George's Augen leuchteten, als Edmund eintrat. Der junge Deutsche bemerkte es wohl, aber nicht die kleinste Faser seines Gesichts zuckte. Nur durch das Herz zog ein leiser, tiefer Schmerz.

Er berichtete kurz, was er mit der Schwäbin gesprochen. Zu andern Zeiten und unter andern Umständen würde ihn und seine Freunde das Schicksal dieser Frau lebhaft interessirt haben, jetzt aber, nach den Ereignissen der letzten Wochen, fanden sie kaum mehr etwas Außerordentliches in diesen Erlebnissen, und bald richtete sich das Gespräch auf das, was nun zu thun sei. Mary durfte jedoch an dieser Unterhaltung keinen Antheil nehmen. Der Vater bestand darauf, daß sie zur Ruhe gehe.

Es war nach den letzten Aeußerungen der Schwäbin kaum daran zu zweifeln, daß Tanlik-Aga die Reisenden bis nach Wan oder Erzerum geleiten werde, es handelte sich nur darum, daß dies mit einer möglichst zahlreichen Reiterchaar geschehe, damit Kaschir-Aga selbst von einem Versuche zum Angriff abgehalten werde. Denn jeder Kampf erschien gefährlich. Wie leicht konnte irgend eine türkische Kugel ein theures Herz treffen! Es wurde festgesetzt, daß man, wenn Alles glücklich ende,

über Erzerum nach Sinope reisen und dort einige Tage zusammen in Ruhe und Behagen verleben wolle.

„Auch George und Johnny werden uns dahin begleiten, hoffe ich“, sagte Mr. Sywell, „ja vielleicht gibt George seinen Plan auf, oder er wartet wenigstens so lange, bis derselbe eine Aussicht auf Erfolg für sich hat!“

„Das Letztere könnte ich, das Erstere nicht!“ antwortete George, dessen Augen noch von dem Glanz zu leuchten schienen, den das Anschauen Mary's in ihnen entzündet. „Ich bleibe bei Ihnen so lange, als Sie es wünschen. Denn die Tage eines solchen Zusammenlebens werden mich kräftigen und neu beleben und mir ein beständiger Sporn sein, die Liebe zu verdienen, die Sie mir schenken. Dann aber eile ich nach meiner Heimat. Es unterliegt jetzt keinem Zweifel mehr, daß England und Frankreich sich an dem Kriege gegen Rußland betheiligen werden. Dann ist die Niederlage der Russen mit Bestimmtheit vorauszusehen. Und wäre es möglich, daß meine Stammesgenossen, die zahlreichen Abkömmlinge einstiger unabhängiger Fürsten, diese Niederlage vorübergehen lassen könnten, ohne den Versuch zu machen, die Abhänge des Kaukasus von der russischen Herrschaft zu befreien und dieses stolze Gebirge abermals als eine Grenzmauer gegen das Vordringen der russischen Vändergier aufzurichten?“



„So sind Sie ein Kaufasier?“ fragte Edmund Wiedenburg.

„Mein Großvater trug die Königskrone von Garika!“ antwortete George mit einem stolzen Aufblitzen des Auges. „Aber er trug sie nicht mit Ehren, nicht wie mein Vater sie getragen haben würde. Er ließ sich trotz des Widerstandes meiner Großmutter dazu bewegen, sein Scepter vor dem übermächtig scheinenden Rußland zu beugen und es endlich ganz dem Czaren zu überliefern. Mein Vater wurde verrathen, ehe er den Plan ausführen konnte, sich im Verein mit andern Fürsten gegen Rußland zu erheben. Mich schickte man mit meinen Geschwistern nach Petersburg. Wir sollten Russen werden. Und leider muß ich fürchten, daß mein ältester Bruder Daniel Herz und Geist dem neuen Regiment gebeugt hat. Doch ich will nicht an ihm verzweifeln. Wenn nur ein Tropfen von dem Blute unserer Großmutter und unserer Aeltern in ihm lebt, so wird er ihn nicht verleugnen, wenn die Stunde der Erhebung schlägt! Ich haßte die Unterdrücker, solange ich denken konnte. Obwohl man sich alle Mühe gab, schon das Kind mit dem Gedanken an die unüberstehliche Macht und Größe Rußlands vertraut zu machen, obgleich man mich in eine russische Uniform steckte und mir täglich sagte, Rußland sei von der Vorsehung dazu ausersehen,

das mächtigste Reich dieser Erde zu werden und namentlich im Osten zu herrschen, obgleich man den Stolz eines Russen in mir entzündete und mir den Gedanken einschmeicheln wollte, es sei etwas Großes, der Diener eines solchen Staates, der Sohn des gefürchteten Czaren zu sein, blieb ich doch stets dem ersten Eindruck meiner Kindheit und den Worten meiner Mutter treu, die mir gesagt: „George, denke daran, daß Dein Blut so edel ist wie dessen, der über Dich herrschen will!“ und ich beugte mich nicht; ich schwieg, aber ich sann schon als Knabe auf die Mittel, mich dem Zwang zu entziehen, der meinen Geist brechen und russisch machen sollte. Immer grübelte ich, wie ich fliehen könne. Da, eines Tages beim Baden, sah ich ein Boot mit Männern vorüberrudern, die Fremde zu sein schienen, und in englischer Sprache, die ich bereits zum Theil verstand, sagte der eine: „Wir werden guten Wind haben, Sir; in zwei Tagen können wir in Danzig sein!“ Blichschnell fuhr mir etwas durch den Sinn. Ich tauchte unter, schwamm unter dem Wasser, soweit ich vermochte, und folgte dem Boote, bis es durch eine Biegung dem Gesichtskreis der Schwimmschule entzogen war. Dann ließ ich meinen Hülfeschrei ertönen; man hörte mich sogleich und nahm mich auf. Da warf ich mich nackt, wie ich war, Mr. Hywell zu Füßen, denn er befand sich

in dem Boot, und beschwor ihn, mich mit sich zu nehmen, denn Rußland sei nicht mein Vaterland und ich wolle es für immer verlassen. Meine Bitten, meine Thränen, meine hastige, verworrene Erzählung rührten das Herz des Mannes, in welchem die Liebe der Freiheit tief wurzelte. Er versprach, mich so lange bei sich zu behalten, bis er erfahren, daß ich die Wahrheit gesagt; man reichte mir eine Decke, und eine halbe Stunde später war ich auf Mr. Symwell's Schiff, und eine Stunde später sah ich von diesem Petersburg, von dem ich nichts mit mir genommen als mein Leben, nur noch ein fernes, bleiches Bild. Und ein solches trübes, bleiches Bild ist es mir geblieben. In leuchtenden, hellen Farben steht nur das Vaterland vor mir, das mich mahnt an die Thaten meiner Ahnen und mir zürnt, daß ich mich fern halte, der ich durch meine Geburt dazu berufen bin, meinem Volke das Banner vorzutragen. Die Zeit ist da, und ich will handeln!"

Mit ernster Theilnahme schaute Edmund Wieden- burg in das glühende Antlitz des jungen Mannes, das von hoher Begeisterung strahlte. Ihm war nichts fremd und fern, was ein Männerherz bewegen konnte. Seine Bildung war nicht die einseitige, beschränkte des bloßen Kaufmanns, sie war eine umfassende und geläuterte. Der wahre Kaufmann hat zu allen Zeiten auf der Höhe

der Bildung seiner Zeit gestanden, und überdies schlug das Herz Edmund Wiedenburger's für alles Große und Schöne, also auch für die Freiheit und Unabhängigkeit eines Volkes. Die politischen Ereignisse, an denen er als Jüngling in seiner Heimat Wien Theil genommen, waren es gewesen, die ihn veranlaßt, in die weite Ferne zu gehen. Die Begeisterung George's hallte deshalb in seinem Herzen wieder. Aber Wiedenburger konnte sich eines traurigen Gedankens nicht erwehren. Er sah die Verhältnisse ruhiger, nüchterner, weil sie eine Angelegenheit betrafen, die ihm ferner lag, die mehr seinen Verstand als sein Herz berührte. Würde es gelingen, Rußland zu demüthigen? Und wenn es geschah, würden diese zerstreuten Völkerschaften des Kaukasus, die von Rußland mit so vieler Schlaueit zerstückelt und unterjocht worden, die Kraft haben, eine günstige Gelegenheit zu benutzen, um die traurigen Folgen der alten Uneinigkeit durch eine einmüthige Erhebung zu vernichten? Er wollte es hoffen, aber glauben konnte er nicht, wie George.

„Ich wünsche Ihnen alles Glück!“ sagte er hastig, als Mr. Hywell und der ältere Wiedenburger bedenklich schwiegen. „Aber haben Sie Verbindungen angeknüpft? Auf wessen Hülfe dürfen Sie zählen?“

„Ich habe meinem Bruder einen leisen Mahnruf zugehen lassen“, antwortete George. „Ich denke, das

wird genügen, ihn aus seinen Träumen zu erwecken und die alte Zeit in seinem Geiste aufleben zu lassen. Ein Garika kann nicht feig und seinem Vaterlande abtrünnig sein. Und das Volk hängt an uns, der alten Königsfamilie, unter deren Scepter es mild und sorglich regiert worden. Ein Brand hineingeworfen in diese geheime Gährung, ein Bündniß mit den Tscherkessen und Tschetschenzen, die Nachricht von einer russischen Niederlage, und ganz Kaukasien steht in Flammen, und schwer soll es den Russen werden, die zum zweiten Male zu überlisten, die durch den ersten Betrug und die erste Niederlage belehrt worden!"

"Sie müßten sich jedenfalls mit den türkischen Heerführern und mit Schamyl in Verbindung setzen", sagte Wiedenburg. „Jede Bewegung, auch die gerechteste und scheinbar sicherste, will geleitet sein. Handeln Sie energisch, aber handeln Sie auch vorsichtig. Denn Sie zahlen mit Ihrem Leben!"

"Das weiß ich, und deshalb wage ich das Aeußerste!" rief George. „Aber ich werde auch vorsichtig sein. Der Feind ist mächtig und, schlimmer als das, er ist listig und ränkevoll. Zuerst muß ich wissen, ob ich meinem Bruder trauen kann. Dann ist der Sieg gesichert. Er ist der Ältere; sein Einfluß ist vielleicht mächtiger als der meine. Doch selbst ihm werde ich entgegentreten, wenn

es nicht anders möglich ist. Der größte Trost aber und die größte Ermuthigung würde es mir sein, wenn Mr. Hywell, mein theurer Pflegevater, er, dem ich mehr als das Leben, dem ich eine freie menschliche Erziehung, die Ausbildung zu einem nützlichen Gliede der Menschheit verdanke, wenn er meinen Plan billigte, und wenn ich wüßte, daß er in meiner Abwesenheit mit Liebe und mit guten Wünschen an mich zurückdenkt.“

„George, mein Kind, denn ich bin längst gewöhnt, Dich so zu nennen, meiner treuen Liebe und meines herzinnigen Antheils bist Du sicher!“ sagte Mr. Hywell bewegt. „Aber ich verhehle mir nicht, daß Du einen Kampf heraufbeschwören willst, der Dein Leben kosten kann und der, wenn er mißlingt, den Rest Deines Daseins vergiften wird. Doch mahne ich nicht ab. In so hohen und heiligen Angelegenheiten muß das Herz dem Antriebe des Innern folgen. Versprich mir nur, nicht tollkühn zu sein, nichts zu wagen, wo Dir nicht wenigstens ein Schimmer des Erfolgs leuchtet. Dann bin ich zufrieden. Daß Dir meine Unterstützung nicht fehlen wird, weißt Du. Mein Herz hat sich gewöhnt, Dich als meinen Sohn zu betrachten, und es wird seine Gesinnung nie ändern!“

Er reichte George die Hand, die dieser erregt an sein Herz drückte.

„Noch bleibt Dir Zeit genug, zu beobachten und zu prüfen“, fuhr der Engländer dann fort. „Von Sinope aus können wir Erkundigungen einziehen. Vor dem Frühjahr wird der Kampf von keiner Seite aufgenommen werden. Bis dahin muß die Situation sich geklärt haben. Dürfen die Türken auf den Beistand Englands und Frankreichs, und, was für Deine Zwecke vielleicht noch wichtiger ist, auf den Beistand Schamyl's rechnen, so scheint mir das Gelingen Deines Plans möglich, wenn auch nicht gesichert. Setzt, meine theuren Freunde, laßt uns ruhen, damit wir uns morgen mit frischen Kräften erheben. Noch sind die Tage der Gefahr nicht vorüber; unsere Gedanken müssen sich mit dem Nächstliegenden beschäftigen. Sicher und vollkommen ruhig werden wir erst in Sinope sein!“

Die Männer trennten sich in ernster Stimmung. George ging mit Mr. Hywell, Edmund mit seinem Verwandten. Sie mochten wohl in ihren Zimmern noch lange wachen und überlegen. Aber am nächsten Morgen waren sie bereits wieder versammelt bei dem Gebet, sich grüßend mit freudigen Mienen. Nur Mary war sehr bleich, und es ruhte ein eigenthümlicher Ausdruck auf ihrem Gesicht, der nicht nur ihren Vater, sondern auch George und Edmund zwang, sie oft und besorgt anzublicken. Sie zitterte zuweilen, wie von einem Schauer

ergriffen, und wechselte die Farbe. Sollten die Ereignisse der letzten Monate ihrer Gesundheit verderblich gewesen sein? Ließ die Anspannung, in der sich ihr Geist bis dahin befunden, nach und begann die Schwäche der zarten Natur ihr Recht geltend zu machen?

Die Unterhandlungen mit Tanlik-Aga führten in kurzer Zeit zu einem günstigen Resultat. Der Häuptling entschloß sich, die Reisenden mit einer Schaar von ungefähr zweihundert Kurden bis Erzerum und, wenn es nöthig scheine, noch weiter zu geleiten. Die Entschädigung, die er dafür beanspruchte, war nicht unbedeutend, aber sie wurde ihm mit Freuden zugesichert. Doch sollte er sie erst in Erzerum erhalten. Edmund und Mr. Hywell kannten jetzt die Kurden gut genug, um ihre Beutelust nicht durch den Anblick zahlreicher Goldstücke zu reizen. Schon am nächsten Morgen sollte der Zug nach Erzerum aufbrechen.

Den Tag über blieb Mary in ihrem Zimmer, nur zuweilen von ihrem Vater besucht, der mit trüber Miene seinen Freunden mittheilte, daß ihm der Zustand Mary's ernste Bedenken einflöße. Leider konnte Niemand einen Rath geben. Der einzige Ausweg blieb immer, sobald als möglich eine Stadt zu erreichen, in welcher Ruhe und im Nothfall ärztliche Hülfe für Mary zu finden war.

Von Raschir-Aga sah man nichts. Doch meldeten



die ausgeschiedten Spione am Abend, daß er sich in einem hochgelegenen Dorfe jenseits der Schlucht verborgen halte und daß sich seine Schaar um ungefähr zwanzig Reiter verstärkt habe.

So verließen denn die Reisenden am folgenden Morgen die Burg, inmitten eines stattlichen Zugs von zweihundert gut bewaffneten Kurden, die von Tanlik-Aga und seinem Sohne geführt wurden. Der Abschied, den Wiedenburg von der Schwäbin nahm, war ernst. Die Frau schien zu fühlen, daß diese erste Erinnerung an ihr Vaterland wohl auch die letzte sein werde. Wiedenburg hatte ihr seinen Namen und seinen Wohnort auf ein Blatt Pergament geschrieben.

„Ich sende Euch vielleicht einmal meinen Sohn“, sagte sie. „Weshalb soll er nicht die Welt sehen? Es kann ihm und denen Nutzen bringen, die er einst beherrschen wird. Ihr werdet ihn gütig aufnehmen?“

Edmund drückte ihr mit dem wärmsten Versprechen die Hand und schwang sich auf sein Roß. Der Zug bewegte sich den Abhang hinunter durch das Dorf. Als Wiedenburg noch einmal zurückblickte, sah er die Schwäbin einsam an einem Fenster. Sie streckte zum letzten Gruße den Arm aus und trat dann zurück.

Der Zug bewegte sich in der Art, daß einzelne Kurden gleichsam als Wachen auf beiden Seiten ritten und

die Reisenden nebst dem Kurdenhäuptling und seinem Sohne sich in der Mitte befanden. Mary schien sich an diesem Morgen wohler zu befinden. Sie lächelte heiter und plauderte mit ihren Freunden, die ihr zur Seite ritten. Mr. Hywell schien beruhigt. Von Kaschir-Aga sah man nichts. Edmund Wiedenburg aber hatte die innere Ueberzeugung, daß er nicht ausbleiben, daß er Mary nicht ohne einen letzten Kampf aufgeben würde, und er beschloß, nicht von Mary's Seite zu weichen.

Der Zug bewegte sich den Vormittag durch ein meilenweites Thal und gelangte um die Mittagszeit auf die gegenüberliegende Hochebene. Nach kurzer Rast setzte man in schnellerer Bewegung den Marsch auf der Hochebene fort. Von Kaschir-Aga war noch immer nichts zu sehen. Am Spätnachmittage erreichte man einen tief-liegenden Bergrücken mit einem Walde uralter Eichen, die ihr Laub auch während des Winters behalten. Hier ließ Wiedenburg den Häuptling darauf aufmerksam machen, daß ein Ueberfall sehr leicht möglich sei und daß man gut thun werde, in möglichst geschlossenen Reihen zu reiten. Tanlik-Aga gab ihm Recht, und die Schaar zog sich zusammen. Zuweilen führte der Weg durch Felsenschluchten, bis zu deren Rand die Eichen vortraten; die Wurzeln ragten oft über die Felsen fort bis in den Hohlweg hinein. Die Gegend war wie geschaffen zu einem

Hinterhalt. Wiedenburg ritt ruhig neben Mary, aber sein Auge war überall. Auch Mr. Hywell schien besorgt und vorsichtig; nur George plauderte arglos mit Mary von dem Landhause Mr. Hywell's in Brighton und von den schönen Tagen, die sie dort verlebt.

Da fiel ein Schuß. Das Pferd, das den Palankin Mary's trug, schwankte und stürzte. Ein Ruf der Ueber-  
raschung flog durch die Schaar. Noch einige Schüsse fielen von dem Rande der Schlucht.

„Achten Sie auf Miß Mary!“ rief Edmund Mr. Hywell zu. „Sie ist nicht verlegt!“

Und mit bleichem, ruhigem Antlitz nahm er die Büchse von der Schulter. Sein Blick glitt langsam über den Rand der Schlucht. Er war der einzige Unbewegliche inmitten der Schaar, die sich wild in dem Hohlweg drängte. Einzelne Kurden schossen aufs Gerathewohl zwischen die Eichen. Edmund Wiedenburg begriff, daß dieser Ort ganz dazu geeignet sei, um eine zehnfache Uebermacht in Schrecken und Verwirrung zu setzen. Er würde niemals einen solchen Weg gewählt haben, wenn er der Führer gewesen wäre und die Gegend gekannt hätte. George war sehr bleich, nicht aus Furcht, denn auch sein Auge suchte den bis jetzt unsichtbaren Feind, sondern weil die Erwartung des bevorstehenden Kampfes und namentlich des ersten stets das Blut aus den Wangen treibt.

Die Schüsse wiederholten sich. Sie waren vorzugsweise auf die Mitte deszugs gerichtet, dorthin, wo sich die Häuptlinge der Kurden und die Reisenden befanden. Ein Glück, daß die Kurden so schlecht schossen oder so schlechte Flinten hatten; bis jetzt war keiner von den Führern und den Reisenden getroffen worden. Mr. Hywell war beschäftigt, Mary aufzurichten.

„Ich bitte Euch, erhebt jetzt Eure Büchsen und schießt blind hinein in den Wald!“ rief jetzt plötzlich Edmund. „Ich habe mein Ziel gefunden. Schnell, damit man nicht sieht, daß ich allein ziele!“

George und der ältere Wiedenburg, denen diese Worte galten, erhoben mechanisch ihre Büchsen. Einige Kurden folgten dem Beispiel. Man zielte, schoß und schrie. Größer wurde der Lärm, die Verwirrung. Inzwischen zielte Edmund Wiedenburg ruhig und sehr lange. Dann setzte er die Büchse ab. Plötzlich aber erhob er sie und schoß.

„Genug!“ rief er laut. „Nur vorwärts! Der Kampf ist aus!“

Und es war, als sollten diese räthselhaften Worte sich bewahrheiten. Es fiel kein Schuß mehr vom Rande der Schlucht. Wohl aber hörte man dort viele Stimmen schreien und rufen. Edmund Wiedenburg drängte vorwärts. Die englischen Diener, die von den Pferden

gesprungen waren, trugen Mary in ihrem Palantin. So gelangte der Knäuel an das Ende der Schlucht, und die Schaar breitete sich auf einer freien Fläche aus. Die Kurden schrieen und schwangen ihre Büchsen und Lanzen. Viele von ihnen und unter diesen der Sohn Tanlit-Aga's sprengten voll Kampfbegier in den Wald, den Feind zu suchen. Edmund Biedenburg hielt sehr ernst und noch immer bleich auf seinem Pferde.

„Nun, wie gefällt Ihnen dieses Vorspiel zu Ihrem künftigen Verufe?“ fragte er dann George.

„Nicht übel“, antwortete dieser, „aber es ist doch eine alberne Geschichte, in einem Hohlweg eingeklemmt zu sein und die Feinde nicht einmal zu sehen. Ich fühle, daß das einen verwirrt machen kann!“

„Sie müssen nur ruhig Blut behalten!“ jagte Edmund und zwang sich zu einem Lächeln. „Wenn man nur kaltblütig, langsam und sicher den Rand mustert, so sieht man schon seinen Feind; denn irgendwo muß er doch sitzen. Sie waren noch zu unruhig und blickten überall hin.“

George war dabei, seine Büchse zu laden. Mr. Hywell kam von Mary.

„Sie ist nicht verwundet“, sagte er. „Aber ich fürchte, ich fürchte, die Aufregung — sie ist leichenblaß, und dann, sollte dieser Kampf vorüber sein? Wes-

halb bleiben wir hier? Warum eilen wir nicht vorwärts?"

„Ich glaube, man wird uns nicht mehr verfolgen!“ sagte Wiedenburg. „Und hier auf der Ebene sind wir stark genug, es mit den Hakkari aufzunehmen.“

In diesem Augenblick kam der Sohn Tanlit-Aga's mit den Kurden, die ihn in den Wald begleitet, unter wildem Jubelgeschrei zurückgesprengt. Man hörte deutlich, wie sie den Namen Kaschir-Aga riefen; der Armenier, dessen Gesicht noch immer die Spuren des letzten Schreckens trug, schien plötzlich neu aufzuleben.

„Kaschir-Aga ist todt oder wenigstens schwer verwundet!“ rief er. „Die andern Kurden ziehen sich zurück, ihn auf einem Pferde mit sich führend. Nun sind wir gerettet! Gelobt sei Gott!“

„Wie? Wer hat das gethan?“ rief Mr. Hywell und warf einen fragenden Blick auf Edmund. „Sie, Wiedenburg, waren der Einzige, soviel ich bemerkte, der nach einem bestimmten Ziele schloß.“

„Still, still!“ sagte Wiedenburg leise und ein Frösteln schien ihn zu durchfliegen. „Ja, ich bin gezwungen gewesen, einen Menschen zu tödten, und gebe Gott, daß es der erste und letzte gewesen sei. Ich erkannte diesen Mann hinter einem Eichenstamm. Er schien bald auf mich, bald auf Sie, bald auf Miß Mary zielen zu wol-

len. Gewiß hatte er den ersten Schuß gethan, der Miß Mary's Pferd niederstreckte. Da begriff ich, daß es sich hier um Leben gegen Leben handle. Der nächste Augenblick konnte einem von uns den Tod bringen; ich handelte in gerechter Nothwehr. Ich bat meine Freunde, zu schießen, damit seine Aufmerksamkeit von mir abgelenkt werde. Aber er sah dennoch, wie ich zielte, und veränderte seine Stellung. Mein Auge fand ihn jedoch sogleich wieder und ich zögerte nicht länger. Gott verzeihe mir! Von diesem Feinde sind wir befreit, und die Hakkari, die jetzt nicht mehr durch seine Leidenschaft aufgestachelt werden, haben wir nicht zu fürchten. Aber sprechen Sie nicht laut davon, Mr. Hywell. Es ist fürwahr ein eigenes Gefühl, zu wissen — doch genug davon! Er wollte es, der wilde, zügellose, verblendete Mensch!”

„Dank, Biedenburg!“ sagte Mr. Hywell leise. „Sie haben Mary zum zweiten Male gerettet. Ich fürchtete Alles für sie. Nun aber weiter, weiter! Mein Kind kann diese Scenen voll Blut nicht länger ertragen. Wir konnten sie den Menschen entreißen, aber wir können sie Gott nicht vorenthalten, wenn er sie mir nehmen will!”

Es währte eine Zeit lang, ehe der Zug sich wieder ordnete. Tanli-Aga hatte inzwischen erfahren, daß Biedenburg den Hakkari-Häuptling getödtet oder wenigstens kampfunfähig gemacht, und ließ ihm durch den Ar-

menier seinen Dank aussprechen. Dann setzte sich der Zug in Bewegung. Die Diener trugen Mary's Palanquin.

Mr. Hywell wich nicht von der Seite seiner Tochter. Sein Gesicht wurde ernster und ernster. Oft schlug er die Vorhänge des Palankins zurück und schaute lange in das Innere desselben. Endlich rief er Edmund und George.

„Rathen Sie mir, um Gotteswillen, was soll ich thun?“ sagte er leise. „Sehen Sie dieses Antlitz!“

Und er schlug mit zitternder Hand den Vorhang zurück. Edmund Wiedenburg und George erblickten Mary, die im Fieberkrampf sich an die Pfosten des Palankins klammerte. Der Vater ließ den Vorhang fallen.

„Hier ist Hülfe nöthig, schnelle Hülfe!“ sagte Mr. Hywell tonlos. „Das Schlimmste ist eingetreten. Das ist keine Schwäche, keine Aufregung mehr, das ist Krankheit, schwere Krankheit, Fieber, vielleicht ein tödtliches, vielleicht Nervenfieber!“

Wiedenburg ließ den Zug halten. Der Armenier mußte zwischen ihm und Tanlit-Aga verhandeln. Bajasid, die einzige Stadt, in welcher Hülfe möglich war, lag noch Tagereisen entfernt. Und wer konnte wissen, ob dort nicht schon wieder der Kampf entbrannt war,



ob man nicht mitten in das Getümmel der Schlacht gerieth!

„Die Franken müssen nach Urmiah“, ließ Tanlit-Aga antworten. „Dort sind fränkische Christen aus fernen Landen, geschickte Heilthums. Urmiah ist nicht weiter entfernt als Bajazid. Wenn die fränkische Jungfrau irgendwo Hülfe finden kann, so findet sie sie dort. Zögert nicht, wir wollen Euch geleiten!“

Es folgte eine kurze Verhandlung mit Mr. Hywell und dem ältern Biedenburg. Der letztere stimmte Tanlit-Aga bei. Er meinte, im ganzen Orient sei kein Arzt zu finden, dem man in solchem Falle vertrauen könne. Dagegen habe er gehört, daß sich unter den nordamerikanischen Missionären in Urmiah sehr geschickte Aerzte befänden. In Mr. Hywell leuchtete noch einmal die alte Ungebuld auf, denn der Weg nach Urmiah war eine Rückkehr; er entfernte die Reisenden von ihrem Ziele. Aber ein ernster Blick aus Edmund's aufrichtigem Auge schien den Engländer daran zu erinnern, daß seine Ungebuld und sein Eigensinn schon einmal der Tochter Gefahr gebracht, und er willigte ein. Es wurde beschlossen, sogleich nach Urmiah aufzubrechen und dort die Heilung Mary's zu erwarten. Von den Zeit- und Kriegsumständen hing es dann ab, ob man den Weg durch das russische oder türkische Gebiet einschlagen und

über Sinope oder Odeffa nach Europa zurückkehren werde. George sollte sich dort entscheiden, in welcher Weise er glaube, in Zukunft am besten seinen Plan ausführen zu können.

So verließ denn der Zug die nördliche Richtung und wandte sich nach Osten. Noch einmal, fast am ersehnten Ende so vieler Mühseligkeiten, schien das Schicksal der Reisenden und vor allen Mary's in trauriges Dunkel gehüllt.

Ende des ersten Bandes.

# Der Held von Garika.

---

Roman aus den Ländern des Kaukasus

VON

Adolf Mühselburg.

Zweiter Band.

Leipzig,  
Ernst Julius Günther.  
1866.

**Druck von Feintr. Wersch in Prag.**

## I.

### Das Rendezvous.

Es war Mai geworden und die herrliche Landschaft am Karassu prangte im üppigsten Grün des Sommers; die Sonne schwellte bereits die grünen Trauben der Reben; ein Meer von heißem Duft ruhte auf den leuchtenden Blumen und Blüten, und wer diese duft- und gluterfüllte Luft athmete, fühlte, auch ohne den Blick auf die fernen weißen Spitzen des Kaukasus zu richten, daß er sich südlich von dieser gigantischen Mauer befand, welche die Natur zwischen Europa und Asien aufgerichtet; er fühlte, daß eine Region ihn umgab, in welcher die Sonne das Blut heißer und die Muskeln träger macht.

Es war Nachmittag, und Sophia Brazow saß in jener von der Natur gebildeten Laube, in welcher Paul Ombrazowitsch damals vor ihren und Daniel's Augen jenes Schauspiel mit der Schlange aufgeführt. Sie war allein; ihr Hut lag auf ihrem Schooße, und unter dem

Gut hatten sich ihre Hände über einander gelegt. Ihre Stellung und der Ausdruck ihres Gesichts verkündeten, daß sie in Betrachtungen versunken war.

Wer kennt die Seele eines solchen Weibes und mag schildern, was in ihr vorgeht? Wir vermögen vielleicht zu errathen, von welchen Gefühlen und Gedanken ein reines, unschuldiges Mädchenherz bewegt wird, denn es ist uns ja vergönnt, auch Gott zu ahnen, der sich in einem solchen frommen Herzen widerspiegelt; wir vermögen vielleicht, wenn auch schwerer, zu enträthseln, wovon das Innere einer tief Gesunkenen erfüllt ist, denn aus der Ahnung des Guten errathen wir vielleicht auch den Gegensatz, das Laster. Aber wer vermag einzubringen in das Herz eines jener Wesen, die, wie Sophia Brazow, zu den Räthseln der Natur gehören, jener Wesen, die bewegt und hingerissen werden von dem Wind des Augenblicks, die ihre Entschlüsse in Minuten wechseln, deren Herrin die Laune ist und die selbst nicht wissen, was sie wollen, weil ihnen jene geheime göttliche Richtschnur fehlt, die kein Verstand erzeugen kann, die Tiefe des Gemüths? Sophia war das echte Musterbild jener weiblichen Wesen, wie man sie oft in Rußland und auch in Frankreich findet, wo eine oberflächliche Erziehung, ein frivoler Umgangston und leichte Literatur allmählig den angeborenen Seelenadel vermissen, das

natürliche Sittlichkeitsgefühl schwächen und an die Stelle wahrer, aufrichtiger und starker Empfindung jene Gefallsucht setzen, die sich begnügt, mit äußerer Liebenswürdigkeit und glänzendem Witz die Männer zu täuschen und anzulocken, die nichts als erobern und das Eroberte eine Zeit lang genießen will und dann nach neuen Siegen hinausflattert. Auch in diesen Frauen ruht der göttliche Urgrund der weiblichen Natur. Aber er ist überwuchert von jenen glänzenden Schlingpflanzen der gesellschaftlichen Koketterie; die Schmarohergewächse ersticken den ursprünglichen Stamm. Es würde eines ganzen und rechten Mannes und seiner festen Liebe bedürfen, um den trügerischen, gleisnerischen Schmuck der angelernten Erziehung herabzureißen und ein solches Weib zurückzuführen auf ihre wahre, ursprüngliche Reinheit. Aber wohl selten fesselt die Kokette einen Mann, der eine solche Herculesarbeit beginnen und die Geliebte sich selbst zurückgeben möchte. Den Mann von echtem Gemüth und starker Empfindung führt sein sicherer Blick gewöhnlich glücklich vorüber an jenen glänzenden Halbheiten, und naht er sich ihnen, so wendet er sich bald ab und sucht ein reines Herz, denn wer kann wissen, ob das Gemüth der Kokette nicht bis in die Wurzel hinein vergiftet, ob eine Heilung noch möglich ist?

In Sophia's Umgebung befand sich kein solcher

Hercules. Suchte sie ihn? Zuweilen ja, aber nur ahnend, denn sie wußte ja selbst nicht, was sie von den Bessern ihres Geschlechts unterschied, von denen sie nur wenige kennen gelernt. Zuweilen dämmerte ihr eine Ahnung auf, daß weder Paul noch Daniel die wahren Männer seien, deren ihr Herz bedürfe. Aber sie war zu wenig daran gewöhnt, in die Tiefen des Gefühls und Gedankens hinabzusteigen, um den wahren Grund zu finden, weshalb weder Paul noch Daniel ihr genügten. Sie schalt sich dann selbst eine Närrin, die in Petersburg verwöhnt worden sei. Und darin hatte sie nach ihrer Art Recht. Sie war dort von Offizieren und Herren des Hofes umschwärmt und gefeiert worden wegen ihres Witzes, ihrer leichten Plaudereien, ihrer vertraulichen Art, sich zu bewegen; umschwärmt und gefeiert, weiter nichts, denn von einer Heirath, einer ernstern Verbindung hatte Niemand gesprochen; die Brazows waren nicht reich, sonst würde ja auch schon der Bruder nicht Nina Garika geheirathet haben, die freilich blendend schön, aber nichts weniger als geistreich und höchstens leidlich gutmüthig war. So zog und zog sie hin und her. Daniel liebte sie, daran konnte sie nicht zweifeln. Aber ihn heirathen, den langweiligen Schwächling? Auch Paul Ombrazowitsch liebte sie, sie mußte es wenigstens glauben. Aber für ihn, den armen Major, war selbst eine Gräfin Brazow



mit ihrem nicht bedeutenden Vermögen noch eine glänzende Partie. War der Major aufrichtig? Sie konnte ihm nicht unbedingt trauen. Aber er war interessant, energisch, er verstand es, sie zu meistern, und das gefiel ihr. Er ließ zuweilen durchblicken, daß er des Schmach- tens müde sei; er hatte davon gesprochen, sich versehen zu lassen, und der Krieg bot Gelegenheit genug dazu. Sophia fühlte, daß es ihr auf der Stelle weh that, wo das Herz sitzt, wenn sie daran dachte, Paul Ombrazo- witsch könne fortgehen, und sie war geneigt zu glauben, daß auch sie ihn liebe. Aber klar und bestimmt konnte sie es sich selber nicht sagen. Gab es doch Momente, in denen auch Daniel Garika ihr etwas entlockte, was der Sympathie ähnlich war.

Sie wußte, daß die Stunde herannah, in der sie sich entscheiden mußte, und das machte sie so nachdenklich. Langweiliges Dari, wo man solchen Grübeleien nicht dadurch entfliehen konnte, daß man auf einen Ball oder in eine Oper ging! Sie wußte, daß ihr Bruder vor kurzem einen Brief von Daniel Garika erhalten, und ahnte den Inhalt desselben. Auch geboten die Umstände entscheidendes Handeln. Ganz Georgien war in der größten Aufregung. Von Südwesten her näherten sich die türkischen Truppen. Von Norden her stieg Schamyl mit seinen Reitern die Berge herab; jeder Tag

konnte den Krieg bis in die nächste Nähe von Dari und  
 Sarika tragen. Michael Brazow, Commandeur einer Ab-  
 theilung Milizen, übte seine Truppen; Daniel, der selbst-  
 ständig eine Abtheilung Milizen zu führen hatte, da sein  
 Commandeur erkrankt war, beschäftigte sich ebenfalls mit  
 der Einübung seiner Schaar. Noch war von einer  
 Gährung unter den einheimischen Truppen, von einem  
 russenfeindlichen Geist nichts bemerkt worden, aber ein  
 einziger bedeutender Sieg Schamyl's im Norden oder  
 der Türken im Süden konnte Imerethien, Mingrelieu  
 und einen Theil Georgiens zur offenen Empörung trei-  
 ben. Die Zahl der rein russischen Truppen, und zu  
 diesen gehörte die Dragonerschwadron des Majors,  
 war nicht bedeutend. Genug, der sonst so ruhige Boden  
 schien vulkanisch geworden zu sein; Gefahren, die man  
 längst für beseitigt gehalten, waren wieder nahe gerückt.  
 Jedermann wußte, daß die Franzosen und Engländer  
 offene Verbündete der Türken geworden, und selbst unter  
 den Eingeborenen war die Macht jener westlichen Staa-  
 ten bekannt, und manche Hoffnung auf eine so gewaltige  
 Hülfe mochte rege werden. Michael Brazow hatte seine  
 Frau und Kinder und auch Sophia nach Tiflis schicken  
 wollen, aber Nina war nicht zu bewegen gewesen, sich  
 von ihrem Gatten zu trennen, und deshalb war auch  
 Sophia geblieben. Im Uebrigen konnte man sich nicht

erinnern, daß die Ischerkessen und Ischetschenzen es gewagt hätten, bis zum Karassu vorzudringen und ihn zu überschreiten. Deshalb ließ sich hoffen, daß die Gegend von Sarika auch diesmal von dem Lärm und den Greueln des Krieges verschont bleiben würde.

Ein leichtes Räuspern ließ Sophia aufblicken. In der Nähe des Eingangs zu der Rotunde, welche die Bäume mit ihren Schlingpflanzen bildeten, stand ein Mann in der Tracht der Landbewohner, den Sophia sogleich als einen Eingeborenen aus Kureli erkannte, dessen sich der Major zuweilen zu Sendungen bediente. Die Gräfin winkte ihn näher, und der Bote überreichte ihr ein kleines zierliches Billet. Sophia kannte die Landessprache genügend, um ihn zu fragen, ob er sie bereits im Schlosse gesucht habe. Der Bote antwortete, er sei dort gewesen um dem Grafen ein größeres Schreiben des Majors zu überbringen, und habe erfahren, daß die Comtesse sich im Park befinde.

Sophia öffnete das Billet. Es war nicht das erste geheime, das sie von dem Major empfing. Sie konnte diese kleinen Intriguen nicht entbehren, doch hütete sie sich, darin weiter zu gehen, als sie für gut hielt, und sie gestattete dem Major keine größern Rechte, wenn sie auch zuweilen ein heimliches Billet von ihm annahm, in welchem er einen zärtlichen, aber discreten Seufzer

aussprach und vielleicht andeutete, daß er an diesem oder jenem Tage nach Dari kommen werde und sie zu finden hoffe. Das Billet, das sie heute empfing, enthielt mehr.

„Cheure Comtesse“, schrieb der Major, „mit diesen Zeilen zugleich erhält Ihr Bruder die Nachricht, daß wir den Feind zu erwarten haben. Ich weiß nicht, wie lange ich noch in Kureli bleibe, vielleicht kaum noch vierundzwanzig Stunden. Ich komme heute nach Dari hinüber; ich muß es, denn es ist durchaus nothwendig, daß ich Sie spreche, und zwar allein. Bürnen Sie mir nicht, aber es muß sein, und ich überlasse es Ihnen selbst, mir die Gelegenheit anzudeuten, sobald wir uns gesehen haben werden. Die gefährliche Lage, in der wir alle uns befinden, wird mich bei Ihrem Bruder entschuldigen, wenn ich erst spät am Abend nach Dari komme; um so leichter wird es sein, hoffe ich, zehn Minuten mit Ihnen allein zu sprechen. Ueberlegen Sie, wie sich das thun läßt, und bedenken Sie, daß ich einen so großen Wunsch nicht aussprechen würde, wenn ich diese Unterredung nicht für durchaus nothwendig hielte, mehr in Ihrem als in meinem Interesse. Ich halte die Terrasse für den geeignetsten Ort und werde zu jeder Zeit, die Sie bestimmen, dort sein. Geben Sie mir Ihre Mittheilung schriftlich, falls es etwa nicht möglich wäre, daß wir uns allein sprechen könnten. In Tod und Leben der Ihrige! Paul D.“

Es war ein Ausdruck des Erstaunens, gemischt mit Unwillen, der sich in den Zügen Sophia's zeigte, als sie das Billet las. Diese Forderung trat zu fest, zu entschieden an sie heran, als daß sich ihr weiblicher Stolz oder richtiger vielleicht ihr weiblicher Widerspruchsgeist nicht hätte regen sollen. Der Major verlangte eine geheime, wahrscheinlich nächtliche Unterredung. Das war anmaßend, aber es war auch kühn, und schon nach wenigen Minuten Ueberlegung verzieh ihm Sophia um seiner Kühnheit willen. Was sie am Manne vor allem liebte, war Energie, und der Major zeigte sie, ähnlich wie Daniel Garika sie damals gezeigt hatte, als er Rücksicht und eine bestimmte Antwort von ihr forderte, damals, als eine Ahnung in ihr aufgedämmert war, daß in diesem Nachkömmling von Königen nicht alle Thatkraft erstorben sei. Der Major forderte; gut, es lag in Sophia's Hand, zu gewähren oder zurückzuweisen. Sie wollte den Besuch Paul's erwarten und dann einen Beschluß fassen. Daß ihr der Major wirklich Mittheilungen von Bedeutung zu machen habe, daran konnte sie kaum zweifeln. Sie wußte, daß er die Intrigue liebte, und daß er nicht gezögert haben würde, irgend einen Vorwand zu erfinden, um einen bestimmten Zweck zu erreichen. Aber so wie die Verhältnisse jetzt lagen, mußte sie annehmen, daß er die Wahrheit spreche.

Schon überlegte sie, fast ohne sich dessen bewußt zu werden, welcher Ort am geeignetsten für eine geheime Unterredung sei, als ein Diener ihres Bruders erschien und sie bat, zu dem Grafen zu kommen, der sie in seinem Zimmer erwartete. Sie glaubte, daß diese Aufforderung mit den Nachrichten in Zusammenhang stehe, die Michael Brazow wahrscheinlich von dem Major erhalten, und kehrte durch den Park nach dem Schlosse zurück. In dem Augenblicke jedoch, in welchem sie das Schloß betrat, hörte sie den Hufschlag eines Pferdes, das den Hof verließ. Sie trat an ein Fenster und fragte einen Diener, wer so eben fortgeritten. Die Antwort lautete: „Prinz Daniel.“

„So war Daniel hier, ohne den Versuch gemacht zu haben, mich zu sprechen?“ fragte sie sich mit Befremden. Er ließ doch sonst, wenn er auch in der letzten Zeit schauer und zurückhaltender geworden, keine Gelegenheit vorübergehen, in ihrer Nähe zu sein. Sollte die Aufforderung ihres Bruders mit dem Besuche Daniel's zusammenhängen? Langsamer, aber mit gesteigerter Erwartung ging sie nach dem Zimmer ihres Bruders.

Michael Brazow, der vor seinem Schreibtisch sitzend seine Schwester empfing, war einer jener Männer, die man in der Gesellschaft als vortreffliche Menschen

bezeichnet, weil Sie Niemand hindern, durch nichts auffallen, durch nichts Eifersucht erregen. Von schöner Gestalt, regelmäßigem Antlitz, im besten Mannesalter, erschien er schon auf den ersten Blick als einer jener Soldaten oder Gutsbesitzer, die nicht überreich mit Geistesgaben gesegnet sind, aber durch ihre Gefälligkeit, ihren cordialen Umgangston, ihre oberflächliche Gutmüthigkeit sich vortrefflich zu Gesellschaftern eignen und nirgendwo ein Spiel verderben. Er war, ehe er Nina geheirathet, Offizier gewesen und commandirte, wie erwähnt, auch jetzt noch die Miliz der Landschaft, in welcher Dari lag. Ein gutes Glas Wein, eine echte Cigarre, ein harmloses Geplauder über das frühere Leben als Soldat und die sich immer gleichen Thorheiten der Jugend waren das Höchste, was er zu ersehnen vermochte. Im Uebrigen war er ein guter Deconom, und Dari hob sich unter seiner Verwaltung von Jahr zu Jahr. Er nahm seine Frau, wie sie war; es lag nicht in seiner Natur, große geistige Ansprüche zu machen, und da sie schön und jung war, so hätte er nicht gewußt, was etwa an ihr auszusehen wäre. Gegen Sophia war er vorsichtig; er fürchtete ihren überlegenen Geist und ihren Spott und behandelte sie mit großer Zuborkommenheit, vermied jedoch gern ihre Gesellschaft, in der er sich gedrückt fühlte. Er wußte, daß sie ihren eignen Willen hatte,

und mischte sich deshalb höchst selten in ihre Angelegenheiten. Genug, Michael Brazow war von erträglichem Mittelgut. In jenen Gegenden jedoch, in welchen Unwissenheit, gewaltthätiger Sinn, Hinterlist und rohe Genußsucht noch so häufig unter der Aristokratie zu finden sind, hätte man ihm ohne Bedenken die Bezeichnung eines der bessern Glieder seines Standes geben müssen.

Der Graf hatte einige Briefe vor sich liegen, in denen er las, erhob sich aber sogleich, als Sophia eintrat, und höflich, wie er stets gegen seine Schwester war, reichte er ihr einen Sessel und bat sie, ihm gegenüber Platz zu nehmen. Seine Miene, für gewöhnlich sorglos und ohne einen bestimmten Ausdruck, zeigte eine gewisse Unruhe, ja selbst Verlegenheit. Er fragte, wie das Wetter sei, wie Sophia sich befinde, genug, er schien nicht zu wissen, was er beginnen sollte. Sophia glaubte ihm zu Hülfe kommen zu müssen und fragte ruhig:

„Du hast mich rufen lassen, Michael; ich vermuthe, Du hast mir etwas Besonderes zu sagen!“

„Sawohl, Sophia. Zuerst, daß ich einen Brief von dem Major erhalten, in welchem er meldet, daß Schamyl, dieser unruhige Geist, sich gegen die Militärstraße gewendet hat und, wie es scheint, gegen Tiflis



vorgehen will. Wir werden also in den nächsten Tagen Ordre zu erwarten haben, uns marschfertig zu halten. Munition ist, wie Du weißt, schon vor einigen Tagen in reichlichem Maße eingetroffen. Ich denke ernstlich daran, Dich, Nina und die Kinder nach Tiflis zu senden."

"Ich denke, Michael, wir sind hier sicherer als dort", antwortete die Comtesse. "Ich glaube nicht, daß Schamyl's Reiter sich bis zu uns vortwagen werden. Ich halte es für besser, wir bleiben hier, so lange wenigstens, als Du nicht Ordre erhältst, in eine andere Gegend zu marschiren."

"Dann dürfte es zu spät sein", sagte Michael. "Indessen, ich füge mich Eurem Wunsche. Ich halte es selbst für wahrscheinlich, daß die Tschetschenzen erst nach dem Falle von Tiflis bis hierher vordringen werden, und bis dahin hat es noch gute Wege. Es ist eine schlimme Zeit. Ein Bekannter schreibt mir aus Tiflis, daß man dort nicht ohne Besorgniß um den Ausgang des Kampfes sei, den der Czar in dem Glauben unternommen, die Türkei würde isolirt bleiben und ihm keinen Widerstand leisten können. Odeffa ist bombardirt worden, die englische Flotte segelt auf Kronstadt. Wir wissen kaum noch, wohin wir unsere Truppen schicken sollen."

"Das hat mir der Major vor einigen Tagen

ausführlich auseinandergesetzt", sagte Sophia gleichmüthig.

"Sawohl, ja, er weiß das Alles besser als ich", erwiderte Michael Brazow. „Ich wollte nur andeuten, daß wir uns auch hier in einer schlimmen Lage befinden. Die Türken im Süden, Schamyl im Norden, die englische und französische Flotte an der Küste von Kolkhis — es fehlt uns nur noch ein Aufstand im Lande selbst, und der Brei ist fertig.“

„Bah, wer denkt daran!“ sagte Sophia sorglos. „Hier ist Alles ruhig!“

„Du sagst das so!“ rief der Bruder. „Im Allgemeinen ist das Volk ruhig. Aber die Türken schicken verkleidete Emiffäre in das Land; man soll hier und da solche Burschen aufgegriffen haben. Fürs erste besorge ich nichts, aber wenn Schamyl Tiflis nimmt, und wenn etwa gar unsere Truppen im Süden eine Schlappe erleiden —“

„Ich muß gestehen, Deine Besorgniß setzt mich in Erstaunen!“ unterbrach ihn Sophia. „Ich sehe wohl, die Männer verlieren leichter den Kopf, als ich dachte.“

„Mein Gott, Sophia, weil wir die Gefahr besser kennen als Ihr!“ antwortete Michael lebhaft. „Und weil wir besser als Ihr wissen, was auf dem Spiele steht!“

„Nun, es mag sein!“ erwiderte Sophia mit einem leichten Lächeln, das nicht ohne Beimischung von Spott war. „Aber ich vermuthe, Du hättest noch andere Gründe, mich rufen zu lassen.“

„Ja, Sophia, allerdings. Es ist eine Angelegenheit von — Wichtigkeit, eine unangenehme Angelegenheit — ich weiß eigentlich nicht, wie Daniel dazu kommt, mich damit zu beauftragen. Er kennt Dich doch und weiß, daß Du Dir keine Vorschriften machen läßt!“

„Ich verstehe Dich nicht!“ sagte Sophia aufmerksam. „Handelt es sich um Daniel Garika?“

„Nun ja“, antwortete Michael. „Er war heute hier, so eben, und sprach mit mir. Sophia“, fügte er dann hinzu, sich sammelnd, „ich habe ein ernstes Wort mit Dir zu sprechen.“

„Sprich nur, Michael, ich bin bereit zu hören“, sagte Sophia mit der größten Ruhe.

„Du weißt“, begann der Bruder, „daß Daniel Dich liebt. Wenigstens behauptet er, es Dir nicht nur auf alle Weise gezeigt, sondern auch in klaren Worten gesagt zu haben. Er fügt hinzu, daß er, wie es sich von selbst verstehe, um Deine Hand gebeten, daß Du ihn aber mit ausweichenden Worten hingehalten. Heute nun bat er mich, Dir zu sagen, daß er wünsche, eine bestimmte Erklärung von Dir zu erhalten.“

Michael sah seine Schwester fragend an. Sophia antwortete ihm durch einen gleichen Blick. Es entstand eine Pause.

„Ich fragte ihn, warum er sich nicht abermals an Dich selbst wende“, fuhr Michael dann fort, „aber er erwiderte mir, es sei besser, wenn ich mit Dir spräche, Du würdest vielleicht zu mir offener sein. Nun, Sophia, siehst Du, Nina und ich, wir wissen lange, daß Daniel Dich liebt, und wir glauben beide, daß Du eine gute Partie machen würdest, wenn Du ihn heirathetest. Er ist nicht ohne Vermögen, und seine Güter, wenn er erst Aufmerksamkeit darauf verwendet, werden ihm mehr als das Doppelte dessen eintragen, was mir die meinigen bringen. Er ist ein junger Mann, gewiß nicht häßlich, ohne Fehler im Charakter. Ich habe mich also eigentlich schon lange gewundert, weshalb Du Dich nicht entscheiden kannst, sein Anerbieten anzunehmen.“

„Lieber Bruder“, antwortete Sophia, „die Antwort ist sehr einfach: weil ich nicht weiß, ob ich ihn liebe, ja, weil mir zuweilen scheint, als ob ich ihn nicht liebe!“

„Die Liebe, ja, die Liebe spielt bei Euch Frauen doch eine Hauptrolle!“ sagte Michael verlegen und fast seufzend. „Bedenke, daß es auch für Dich Zeit wird, Deine Zukunft zu ordnen. Du hast so viel, um allein leben zu können, aber es würde doch ein trauriges Leben

sein. Ueberlege es Dir, Sophia. Daniel wird morgen wiederkommen, um meine oder eigentlich Deine Antwort zu hören."

"Morgen? Ist er nicht recht geschmidt?" rief Sophia lachend. "So schnell soll ich mich entscheiden?"

"Ja, er drang darauf, mit einer Entschiedenheit und Bestimmtheit, die ich bis jetzt noch nie bei ihm wahrgenommen. Er schien sehr erregt und forderte eine Antwort, eine ganz bestimmte Antwort — Ja oder Nein! Du mußt ihn entschuldigen mit der Lage, in der wir uns befinden. Man kann nicht wissen, was der nächste Tag bringt."

"Eben deshalb sollte ich meinen, wäre es jetzt eine sehr unpassende Zeit, auf eine derartige Antwort zu dringen", sagte Sophia fast zürnend. "Ich begreife es, wenn ein Soldat seine Braut heirathet, ehe er in den Krieg zieht, aber ich begreife nicht, wie man eine Dame, von deren Gegenliebe man nicht fest überzeugt ist, gerade deshalb zur Erklärung zwingen will, weil man in den Krieg zieht und sie vielleicht nie wieder sieht. Gerade die jetzige Lage, Michael, zwingt mich, mit meiner Entscheidung zu zögern. Ich bin mir unklar über das, was ich für Daniel empfinde; ich glaube, daß es Zuneigung, aber ich zweifle, daß es Liebe ist. Ich mag mir also mein Wort nicht abdringen lassen. Ich ginge ohne Noth-

wendigkeit eine Verpflichtung ein, deren Folgen ich noch gar nicht voraussehen kann. Gesezt, der Krieg zöge sich in die Länge, so wäre ich während dieser ganzen Zeit meiner Freiheit beraubt, und das wäre traurig für mich, da ich ja, wie Du weißt, Daniel nicht schwärmerisch liebe. Wozu soll ich mich jezt schon binden, da die Noth mich nicht dazu drängt?"

„Was soll ich also Daniel antworten?“ fragte Michael immer noch verlegen.

„Dasselbe, was ich ihm schon einmal gesagt habe“, erwiderte Sophia, „daß er nämlich warten möge.“

„Aber, liebe Schwester“, begann Michael nach einer Pause, „er wartet, wie er mir sagte, schon lange, schon so lange, als Du bei uns bist. Und er würde vielleicht recht gern noch einmal so lange warten, wenn er nur wüßte, daß am Ende sein Wunsch in Erfüllung ginge. Aber er meint, so wenigstens sagte er zu mir, Du hieltest ihn hin, weil Du ihn nicht liebtest, und weil Du, ehe Du ihn zurückwiesest, erst Gewißheit haben wolltest, ob ein Anderer Dich liebe; mit einem Worte, Du wolltest ihn erst dann heirathen, wenn Du keinen Andern fändest!“

„Wie, ist Daniel Garika so klug, an eine solche Möglichkeit zu denken?“ fragte Sophia spöttisch. „Das hätte ich ihm kaum zugetraut. Nun, lieber Michael, ich

denke, das sind meine eigenen Herzensangelegenheiten, in die sich Daniel Garika nicht zu mischen hat. Wenn ich seine Bewerbung annehme und ihm mein Jawort gebe, so kann er überzeugt sein, daß ich es aufrichtig thue. Bis dahin lasse ich ihn bitten, keine Vermuthungen aufzustellen."

"Er ist eifersüchtig auf den Major", fuhr Michael fort. "Er sagt, er würde Dir verzeihen, wenn Du ihm einen Andern vorzögest, aber er sei es müde, der Nebenbuhler eines Mannes zu sein, der Dir nichts zu bieten habe als seine Majorsgage, und eine dunkle Abkunft!"

"Lieber Bruder", erwiderte Sophia scharf, "aus diesen Worten höre ich den ganzen Hochmuth Daniel's. Er vergißt, daß die Ehre, russischer Offizier zu sein, Rang und Vermögen aufwiegt. Du warst selbst Offizier, Du bist es noch und wirst mir beistimmen."

"Nun ja", sagte Michael aufrichtig, "Du hast Recht. Ein russischer Offizier ist jedem Fürsten ebenbürtig. Aber Daniel ist ja auch Offizier, und wenn ich Dir offen meine Ansicht sagen soll, so würde ich Daniel Garika lieber meinen Schwager nennen als den Major. Ich glaube, Daniel meint es aufrichtiger; Paul Ombrazowitsch verfolgt vielleicht eigennützige Absichten, indem er sich um Dich bewirbt."

"Aus diesen Worten höre ich wieder Daniel spre-

chen“, entgegnete Sophia kalt und ruhig. „Nun, ich hoffe, lieber Bruder, mein Gatte wird Dir willkommen sein, mag ich ihn wählen, wo ich wolle. War das Alles, was Du mir zu sagen hattest? Meine Antwort bleibt dieselbe: ich kann mich noch nicht entscheiden!“

Michael rückte ungeduldig mit seinem Stuhl. Es schien ihm entsetzlich sauer zu werden, weiter zu sprechen, aber sichtlich hatte er noch nicht Alles gesagt.

„Du hast die Nacht zum Ueberlegen“, begann er nochmals. „Ueberdenke es reiflich. Ich glaube kaum, daß Dir in dieser Gegend eine bessere Partie geboten werden wird. Ich gebe gern zu, daß Du einen Mann verdienst, der Dir mehr zu bieten vermag, aber Du könntest ihn nur in Petersburg finden, und Dich dort längere Zeit aufzuhalten erlauben Dir Deine Vermögensverhältnisse nicht, selbst wenn auch ich Opfer bringen wollte. Außerdem würden politische Gründe Deine Verbindung mit Daniel höchst wünschenswerth machen!“

„Politische Gründe?“ fragte Sophia, und zum ersten Male zeigte ihr Gesicht eine ernste und besorgte Aufmerksamkeit.

„Ja, liebe Schwester, das Wort ist heraus!“ sagte Michael, sichtlich erleichtert. „Ich wollte nicht gern davon sprechen, da ich hoffte, Du würdest in eine Verbindung mit Daniel willigen, auch ohne daß ich zu jenen



politischen Gründen meine Zuflucht nähme. Aber ich muß es nun wohl thun. Ich habe zwei Briefe aus Tiflis erhalten, den einen vor ungefähr vier Wochen, den andern gestern. In dem ersten fragte mich ein hochgestellter Offizier — ich darf Dir den Namen nicht nennen, da die Angelegenheit als eine vertrauliche behandelt werden soll — ich sage, in dem ersten fragte man an, weshalb die Verbindung zwischen Dir und Daniel Garika sich verzögere, da man doch wisse, daß er Dich liebe und daß Du ihm geneigt seiest.“

„Das schrieb man?“ fragte Sophia hastig. „Ist das wahr?“

„Sophia, auf mein Wort!“ erwiderte Michael. „Ich antwortete darauf, daß, soviel ich wisse, eine Erklärung zwischen Euch beiden nicht stattgefunden habe, daß ich für meinen Theil aber Eure Verbindung wünsche. In dem gestrigen Briefe, der in weit bestimmtern Ausdrücken abgefaßt ist, spricht derselbe hochgestellte Offizier sein Erstaunen aus, daß immer noch nichts in dieser Angelegenheit erfolgt sei. Ich will Dir die betreffende kurze Stelle selbst vorlesen, Sophia!“

Und er zog einen Brief aus einem kleinen Fach des Schreibtisches, suchte und las:

„Die Angelegenheit ist von Wichtigkeit, mein lieber Graf. Der Krieg nimmt eine drohende Gestalt

an, und es ist für uns von der größten Bedeutung, daß Se. Majestät auf die unbedingte Treue seiner Unterthanen zählen kann. Bis jetzt ist Transkaukasien ruhig und wird es bleiben. Aber man muß auch das Seinige thun, um diese Ruhe zu erhalten. Daniel Garika repräsentirt ein Geschlecht, das einst mächtig war. Man muß Alles vermeiden, was ihn reizen könnte. Die Verbindung mit einer Russin, die ihn vor Thorheiten schützt, wird das sicherste Mittel sein, einen so jungen und möglicherweise ehrgeizigen Plänen noch zugänglichen Mann an uns zu fesseln. Also zögern Sie nicht, sich ein Verdienst um die Ruhe unserer Provinz zu erwerben, das Ihnen der Czar nicht vergessen wird. Ich glaube, die Angelegenheit liegt in Ihrer Hand, da ja, wie ich wiederhole, die jungen Leute einander geneigt sein sollen. Lassen Sie mir, angesichts der drohenden Lage, in der wir uns befinden, bald, recht bald die sichere Nachricht zukommen, daß Daniel Garika durch ein Band an uns gekettet ist, das so leicht nicht zerreißen kann, wenn seine zukünftige Gattin, an deren Treue gegen das Vaterland Niemand zweifelt, ihren Einfluß und ihren bekannten Scharfsinn zu benutzen weiß."

Sophia war leise aufgestanden und hinter den lesenden Bruder getreten.

„Das ist ja die Handschrift —“

„Still!“ unterbrach Michael erschreckt die Sprecherin und warf den Brief wieder in das geheime Fach. „Mag es sein, wessen Handschrift es wolle, Du weißt jetzt, daß man sich mit Dir beschäftigt!“

Sophia war bleich geworden. Offenbar hatte sie einen solchen Einfluß nicht erwartet. Selbst Michael bemerkte die Verwirrung und Bestürzung, die sich deutlich in ihren Zügen ausprägte.

„Es thut mir leid, liebe Sophia“, sagte er brüderlich theilnehmend, „daß man Dir auf diese Weise einen Theil der Freiheit Deines Entschlusses rauben will, aber ich kann nach meiner Weisung nicht anders handeln, als ich thue. Ich muß fürchten, daß man mir die Schuld zuschreibt, wenn diese Verbindung mit Daniel Garika nicht geschlossen wird. Im Uebrigen, ich sagte es Dir schon vorher, sehe ich kein Unglück für Dich dabei. Du weißt, daß auch ich Nina aus politischen Rücksichten geheirathet, und ich habe mich nicht schlecht dabei befunden.“

„Glaubst Du, daß Daniel Garika vielleicht selbst eine solche Einmischung herbeigeführt?“ fragte Sophia, und das leise Bittern ihrer Stimme verrieth, daß sie heftig bewegt sei.

„Wo denkst Du hin?“ rief Michael erstaunt. „Das liegt nicht in seinem Charakter. Nein, ich könnte mein Wort darauf geben, glaube ich, daß er mit dieser Ein-

mischung nichts zu thun hat. Die Sache ist ganz einfach. Schon als ich im Januar in Tiflis war, sprach — nun, sprach Jemand mit mir von Deiner bevorstehenden Verbindung mit Daniel, und ich antwortete, wie ich es auch aufrichtig glaubte, daß Deiner Verbindung mit Daniel nichts im Wege stehe. Mein Schwager selbst liebt die russische Regierung bis jetzt wohl noch zu wenig, um sie zu seinem Brautwerber zu machen!”

Er lachte gutmüthig über seinen eigenen Einfall, stand auf und nahm nicht ohne Herzlichkeit Sophiens Hand.

„Ueberlege es Dir, liebe Schwester“, sagte er. „Es würde mir sehr leid thun, wenn Du Dir Zwang anthun solltest. Aber bis jetzt habe ich in Deinem Verhältniß zu dem Major noch nichts bemerkt, was mich darauf schließen lassen könnte, daß Du ihn Daniel vorzögest. Ich bleibe dabei, Daniel ist eine bessere Partie für Dich. Und man betrachtet in Tiflis die Verhältnisse ganz richtig. Das haben mir Daniel's Reden nicht erst seit heute gezeigt. Es geht etwas in ihm vor; es sind, wie es scheint, alte ehrgeizige Ideen in ihm aufgetaucht. Vielleicht hat man ihn gereizt. Er sprach von der Verachtung, mit welcher die Russen auf die Eingeborenen blickten, die doch ein edleres Geschlecht und die eigentlichen Herrscher seien; er betonte mehrmals, daß, wenn

Du ihn zurückwiesest, ihn nichts an uns fesseln, nichts ihm Rücksichten auferlegen werde. Ich hatte Mühe, ruhig zu bleiben, denn es dämmerte auch in mir die Ahnung auf, daß er jung sei und daß er seinen Vater und seine Ahnen nicht vergessen. Er ist im Stande, wenn Du Dich hartnäckig zeigst, eine traurige Thorheit zu begehen, die ihn verderben, und mich, vergiß das nicht! arg compromittiren würde. Sei vernünftig, liebe Schwester! Du hast ja selbst gesagt, Du siehest ihm nicht abgeneigt. Nimm seine Bewerbung an; dann kannst Du wenigstens überzeugt sein, daß Dein zukünftiger Gatte Dich liebt. Und wie wenige Frauen können das von ihren Gatten behaupten! Oder willst Du darauf schwören, der Major liebe Dich aufrichtiger? Du hast Zeit bis morgen früh. Und lehnst Du ab, liebe Schwester, dann nenne wenigstens um Deinet- und meinetwillen Gründe, die eine Ablehnung erklärlich und vernünftig machen!"

Er drückte ihr die Hand. Sophia stand eine Zeit lang schweigend.

"Gut!" sagte sie dann. "Morgen früh um neun Uhr sollst Du meine Antwort haben!"

Und sie verließ das Zimmer, noch immer bleicher als sonst und mit einem Ausdruck, den Michael, der ihr ernst nachschaute, nicht zu enträthseln vermochte.

Bis Sonnenuntergang blieb Sophia allein auf ihrem Zimmer. Zum ersten Male in ihrem Leben fühlte sie, daß eine gewaltige Hand sich nach ihr ausstreckte, ihr Schicksal in eine bestimmte Richtung drängen wollte, und mit der ganzen Widerstandskraft ihres Geistes lehnte sie sich dagegen auf. Bisher war sie frei gewesen, und diese Freiheit hatte ihrem Dasein, das sonst in der letzten Zeit wenig Veränderung bot, Reiz und Abwechslung verliehen. Das Spiel der Koketterie, mit welchem sie bald den Major, bald Daniel an sich zog und abstieß, war ihr einziges Vergnügen gewesen und hatte ihrem Charakter so sehr entsprochen, daß dieser plötzliche Zwang sie fast niederwarf und ihren Geist für einige Zeit lähmte.

Sa, es war eine gewaltige Macht, die sich in ihr Schicksal hineindrängte, das verbarg sich Sophia keinen Augenblick. Der Wunsch der Regierung, fast gleichbedeutend mit Befehl, duldete kaum einen Widerspruch. Der Wortlaut jenes Briefes, den einer der ersten Männer des Reichs an den Bruder geschrieben, ließ keine doppelte Auslegung übrig, er verlangte aus politischen Gründen die Heirath Sophia's mit Daniel. Was konnte sie dagegen thun? Ihr Geist lehnte sich auf, bäumte sich, wollte die Fessel abwerfen, aber die Vernunft, sobald ihre bleichen Strahlen durch die Wolken des Jorns

und der schreckensvollen Bekürzung brachen, die ihre Seele verbüfterten, zeigte ihr immer wieder, daß ein Kampf mit jenem allmächtigen Willen eine Thorheit sei. Wie vernichtet saß sie in ihrem Sessel; die Stunden vergingen, ohne daß sie eine Ahnung von ihrem Schwinden hatte.

Sie mußte sich jetzt klar zu werden suchen, sie mußte in die Tiefe ihres eigenen Herzens blicken, und sie fand, daß sie den Major liebe, nicht Daniel. Wäre es der Wunsch der Regierung gewesen, daß sie die Gattin des Majors werde, so würde sie, ihrer Natur gemäß, ebenfalls über ein solches Eingreifen in ihre Freiheit erbittert gewesen sein, aber es wäre ihr leichter gewesen, sich zu fügen. Jetzt fühlte sie, daß der Major ihr theuer war und daß sie Daniel haßte. Ja, sie haßte ihn von dem Augenblick an, in welchem das herbe Geschick ihr keine andere Wahl mehr ließ. Ein Wirbelwind von Gedanken tobte durch ihren Kopf. Sollte sie sich auflehnen? Sollte sie fliehen? War sie der Liebe des Majors sicher? Würde dieser es wagen, der Ungnade der Regierung zu trotzen, denn diese Ungnade mußte ihn treffen, wenn er es wagte, sich um eine Hand zu bewerben, über welche die Regierung verfügt hatte. Mit brennendem Schmerze fühlte sie, daß sie dem Major nicht vertrauen könne. Und was dann? Der einzige

Grund, welchen sie ihrem Bruder entgegenstellen konnte, wäre derjenige gewesen, daß sie bereits mit Paul Ombragowitsch versprochen sei. Und wie konnte sie das? O bittere Qual, den Schmerz, der uns so süß dünkt, wenn wir ihn Andern anthun, auf uns selbst zurückfallen zu sehen! Wenn der Major mit ihr gespielt, wie sie mit Daniel, und jetzt mit der ihm eigenen Gewandtheit einen Vorwand gebrauchte, um sich zurückzuziehen? Ihre Lippen preßten sich zusammen bei diesem Gedanken, und in ihrem Innern schwur sie dann beiden Rache, Daniel und dem Major. Endlich aber wurde sie etwas ruhiger. Ihr Stolz siegte. Sie wollte dem Major mittheilen, was ihr drohte, aber nichts sollte verrathen, was sie für ihn empfinde. Bog er sich zurück — gut, so wurde sie Daniel's Gattin. Sie war ja nicht die erste, die ein solches Opfer brachte. Sie schrieb einige Worte auf ein kleines Stück Papier: „Auf der Terrasse — unter meinem Fenster!“

Eine Dienerin kam, um ihr zu melden, daß servirt sei. Sie warf einen Blick in den Spiegel, erschrak über ihr finsternes, drohendes Gesicht und brach dann in ein leichtes Lachen aus.

„Du wirst Dich nicht freuen, Daniel, wenn ich Deine Frau werde!“ flüsterte sie vor sich hin und ging dann gefast nach dem Eßsaal. Dort traf sie ihren Bru-



der und den Major, der so eben angekommen war. Sie begrüßte ihn kälter als gewöhnlich. Es war ihr eigenthümlich, als sie ihn sah. Sie glaubte, sie würde auch ihn hassen können, tödtlich hassen, wenn sie wüßte, daß sie von ihm betrogen worden, daß seine Worte nur leere Schmeicheleien gewesen. Der Major bemerkte ihre Kälte und schien verlegen. Sophia fragte nach Nina, die sie auf ihrem gewöhnlichen Plaze vermißte.

„Meine Frau läßt sich entschuldigen“, sagte Brazow. „Ich weiß nicht, was ihr ist. Sie war den Nachmittag über sehr unruhig und aufgereggt und will, wie sie mir sagte, früh zu Bett gehen. Ich denke, es ist nur ein leichtes Unwohlsein, die Folge einer Erkältung. Doch senden Sie mir morgen den Arzt aus Kureli, Major, ich bitte Sie darum.“

Die Unterhaltung wandte sich dann sogleich den Ereignissen der letzten Tage zu. Der Major erzählte fast allein. Sophia war still, ihr Bruder nachdenklich. Daß die nächsten Tage, oder jedenfalls die nächsten Wochen die Nachricht von heftigen Kämpfen auf allen Seiten bringen würden, unterlag keinem Zweifel. Michael tadelte es, daß man die Festungen an der Küste des Schwarzen Meeres ohne Kampf aufgegeben; er meinte, das würde die Bergvölker zu einem Angriff ermuthigen. Paul Ombragowitsch vertheidigte die Maßregel des Commandirenden, der sehr gut wisse, daß die leichtgebauten Festun-

gen den Kanonen der englischen und französischen Schiffe nicht widerstehen könnten, und durch ein freiwilliges Aufgeben dieselben vor der Zerstörung retten wolle, da Hoffnung vorhanden sei, sie später wiederzuerhalten. Eine Stunde verstrich über diesem Gespräch. Der Major versuchte zuweilen in Sophia's Augen zu lesen, aber ihre Blicke blieben ruhig und kalt. Einmal erhob sich Michael, um einen Diener zu rufen und ihn zu seiner Frau zu schicken, um sich nach dem Befinden derselben zu erkundigen. Sophia benutzte den Moment und ließ das Stückchen Papier neben der Hand des Majors niederfallen. Er nahm es hastig und es zuckte über sein Gesicht. Noch sprach Michael mit dem Diener; der Major konnte einen Blick auf das Papier werfen.

„Tausend Dank!“ flüsterte er, und blizschnell Sophia's Hand ergreifend, führte er sie an seine Lippen. Aber Sophia blieb auch jetzt kalt und zog ihre Hand schnell zurück. Befremdet blickte der Major sie an, setzte dann aber sogleich ruhig das Gespräch fort, als Michael wieder zu ihnen trat.

Bald darauf kam auch der Diener und meldete, daß die Frau Gräfin sich, nachdem sie sich niedergelegt, ruhiger fühle und zu schlafen hoffe. Michael schickte den Diener abermals fort, um seiner Gattin sagen zu lassen, daß er dafür sorgen werde, daß Niemand sie störe. Er

selbst werde noch eine Zeit lang in seinem Zimmer Briefe schreiben und sich nur dann persönlich in der Nacht nach ihrem Befinden erkundigen, wenn sie ihn zu sehen wünsche.

Es war zwischen neun und zehn Uhr. Sophia erhob sich, über Kopfweh klagend. Der Major nahm Abschied und versprach dem Grafen auf dessen Bitte, ihm schleunigst jede wichtige Nachricht mitzutheilen, die er aus Tiflis oder von Kutais und Osuregethi her erhalte. Die letztere Stadt, im Süden von Surien, hart an der türkischen Grenze gelegen, war schon seit einigen Wochen im Besiz der Türken, die von dort aus Kutais, die Hauptstadt Imerethiens, bedrohten. ○

Eine halbe Stunde darauf herrschte tiefe Ruhe im Schlosse. Hier irgendwelche Vorsichts- oder gar Vertheidigungsmaßregeln zu treffen, daran hatte Niemand gedacht. Im Nothfall war Dari eine natürliche, wenn auch schwache Festung, und eine tapfere Besatzung konnte es vor einem Handstreich schützen. Man lebte hier wie mitten im tiefsten Frieden. Diebe kannte man nicht, deshalb wurden auch keine Wächter aufgestellt. Der Berg und das Schloß Dari sowie das Städtchen unten am Karassu waren um zehn Uhr vom tiefsten Dunkel und vom tiefsten Schweigen eingehüllt.

Der Major hatte, ungefähr zehn Minuten von dem

Schlosse entfernt, sein Pferd an einen Baum gebunden und kehrte jetzt durch den Wald nach dem Schlosse zurück. Der Mond schien nicht; die Sterne standen klar am Himmel, aber ihr mattes Licht drang nicht durch die dichtbelaubten Kronen der Eichen und Buchen und durch die dichten Teppiche der Schlingpflanzen. Oft sah der Major den Himmel gar nicht und schritt in vollständiger Dunkelheit dahin, mit ausgestreckten Händen, langsam und vorsichtig, nur leise auftretend. Schon war er bis in die Nähe der niedrigen Mauer gelangt, welche die Fruchtgärten von dem Parke trennte, als er plötzlich stehen blieb, denn es war ihm, als höre er einen Schritt und das Athmen eines Menschen. Die Bäume standen hier weniger dicht, und es schien dem Major, als sehe er dicht vor sich auf dem dunklen Hintergrund den noch schwärzern Umriß einer menschlichen Gestalt sich abzeichnen. Er hielt den Athem an und lauschte. Aber auch der Andere, wenn es ein Anderer war, schien aufmerksam geworden zu sein. Der Major vernahm nichts mehr. Aber trotzdem schien es ein Mensch zu sein; das scharfe Auge des Majors erkannte sogar bereits, daß es ein Mann von hoher schlanker Gestalt sei. Blißschnell durchfuhr es ihn, doch nicht Daniel?

Was war zu thun? Wer zuerst sprach, verrieth sich zuerst, und andererseits mußte Paul Gewißheit haben.

Er hätte keinen Schritt weiter thun können, wenn jener Andere wirklich Daniel war. Aber konnte es denn Daniel sein? Hatte der Prinz Nachricht von der Absicht des Majors? Unmöglich! Der Major wußte, daß Daniel am Nachmittag in Dari gewesen, der Graf hatte es ihm gelegentlich gesagt. Aber ohne einen Verrath Sophia's konnte er nichts von diesem Rendezvous wissen, und an einen solchen Verrath war nicht zu denken. Oder waren Daniel und Sophia einig und wollte letztere erstem den Genuß verschaffen, einen andern Liebhaber schmachten zu sehen? Nein, das zu glauben wäre Wahnsinn gewesen! Indessen der Intriguant sieht oft Gespenster und zittert mehr als der Offene und Aufrichtige vor dem Wenn und Aber. Hundert argwöhnische Vermuthungen durchfuhren den Major, aber die Ueberlegung sagte ihm doch wieder und immer wieder, daß es nicht Daniel Garika sein könne.

Der Fremde bewegte sich ein wenig, als wollte er einen Schritt zur Seite thun.

„Wer ist da?“ rief der Major laut und fest, denn er ertrug die Ungewißheit nicht länger.

Er hatte die Frage auf Russisch gethan und wiederholte sie dann in der Landessprache.

„Und wer seid Ihr?“ lautete die Antwort, ebenfalls in der Landessprache.

Der Major athmete auf. Das war nicht Daniel's Stimme; diese Stimme hatte für ihn etwas Fremdartiges, das er bisher auf Dari nicht gehört. Seine Sicherheit kehrte zurück.

„Die erste Frage verdient auch die erste Antwort“, sagte er kurz und bestimmt. „Redet!“

„Ich bin auf guten Wegen, vielleicht auf bessern, als Ihr seid!“ lautete die Antwort. „Wohin wollt Ihr?“

„Ich will Antwort, Mann!“ rief der Major und er zog ein Taschenpistol aus der Brusttasche und spannte knackend den Hahn.

In diesem Augenblick begann der Nachtwind in den Zweigen der Bäume zu rauschen, und zugleich war es dem Major, als höre er noch ein anderes Geräusch und als sehe er den Schatten verschwinden. Er trat vor; seitwärts hörte er jetzt deutlich ein Rauschen und die Schritte eines sich Entfernenden, ja, fast schien es ihm, als seien es die Schritte zweier Personen. Doch konnte er sich irren. Dann war Alles still.

Der Major blieb stehen, setzte den Hahn des Pistols in Ruhe und überlegte. Wer konnte das gewesen sein? Weder Daniel Garika, noch Michael Brazow — das stand fest! Jeder Andere war ihm gleichgültig. Er dachte an ein Liebesabenteuer. Vielleicht besuchte irgend Jemand aus der Nachbarschaft sein Liebchen auf dem

Schlosse. Sollte er sich durch diese Begegnung abhalten lassen, weiter zu gehen? Nimmermehr. Wahrscheinlich erwartete ihn Sophia bereits. Sein Plan war gefaßt. Entdeckte man ihn, traf er auf ein Hinderniß, so wollte er berichten, daß er verdächtigen Personen begegnet und nach dem Schlosse zurückgekehrt sei, um den Grafen zu benachrichtigen. Paul Ombrazowitsch war eine verwegene Natur, ein Hinderniß schreckte ihn nicht so leicht.

Vorsichtig ging er weiter, zuweilen plötzlich stillstehend und lauschend, ob ihm nicht Jemand folge. Aber er hörte nichts mehr. Jener Fremde mochte vielleicht einen Lauscher noch mehr scheuen als er selbst. Er ging durch den Fruchtgarten und stieg die Terrassen hinan. In zwei Fenstern sah er Licht — das mußte das Zimmer Sophia's sein. Entschlossen stieg er auf die oberste Terrasse. Er sah einen Schatten am Fenster, dann wurde der Lichtschein schwächer, eine Thür bewegte sich. Dem Major klopfte das Herz. Er sollte Sophia sehen — allein!

Die Zimmer der Comtesse lagen nach der innern Seite des Schlosses, doch stand ihr ein ganzer Flügel zur Disposition und in diesem einige Zimmer, die nach dem Park hinausgingen und in welchen die Dienerinnen schliefen. Jenes erleuchtete Zimmer war ein Vorzimmer, das durch ein unbewohntes Kabinet in Verbindung mit

dem Wohnzimmer der Comtesse stand. Sie konnte es erreichen, ohne von den Dienerinnen bemerkt zu werden. Diese sämtlichen Zimmer lagen in einem hohen Erdgeschoß; nach dem Garten zu war dasselbe von einer hölzernen Gallerie umgeben, von welcher eine Treppe nach der obersten Terrasse niederführte. Eine Thür schloß die Treppe von der Gallerie ab, und diese Thür war es, die Sophia jetzt öffnete, um zu dem Major hinabzusteigen.

Ombrazowitsch ging ihr einige Stufen entgegen und sagte mit bewegter Stimme: „Meine theure Comtesse, ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Sie wissen nicht, welche Seligkeit Sie mir gewähren!“

Und vielleicht unwillkürlich streckte er seine Hand aus, um die ihrige zu ergreifen.

Sophia mußte trotz der Dunkelheit diese Bewegung bemerkt haben, denn sie zog ihre Hand, die auf dem Geländer der Treppe ruhte, sogleich zurück.

„Herr Major“, sagte sie, „ich darf voraussetzen, daß Sie keinen Augenblick vergessen werden, daß nur die dringende Sprache Ihres Briefes mich bewogen, ja fast gezwungen hat, hierher zu kommen. Ein einziges Wort, das mich daran erinnern könnte, daß ich leichtsinnig gewesen — und ich kehre nach meinem Zimmer zurück.“

Der kalte, eijige, bis zur höchsten Förmlichkeit ge-



messene Ton ihrer Worte mochte den Major daran mahnen, wenn er sich gegenüber befinde und daß süße Worte hier vergebens seien.

„Ich bitte um Verzeihung, obwohl ich bis jetzt nichts gethan, was der Verzeihung bedürfte“, sagte er; „denn meine Einladung, das einzige Verwegene, das ich gethan, entsprang nur aus dem Wunsche, Ihnen einen Dienst zu erweisen. Indessen, Comtesse, ist es nicht möglich, in das Haus zu treten?“

Und er berichtete schnell von der Begegnung im Park und deutete die Möglichkeit an, daß Jemand sie belauschen könne. Sophia wies diese Möglichkeit zurück und erklärte, auf der Treppe bleiben zu wollen. So standen sie in der Dunkelheit nahe bei einander, der Major einige Stufen tiefer als Sophia.

„Nun, bitte, was haben Sie mir zu sagen?“ fragte die Comtesse kurz und fest.

Der Major begann damit, daß er in einfachen Worten mittheilte, er habe außer militärischen Berichten im Laufe des Tages auch einen Brief von einem Freunde in Tiflis erhalten, der mit Bezug auf die hier und dort sich bemerkbar machende unruhige Stimmung des Landes davon gesprochen, daß man die Absicht habe, den Prinzen Daniel Barika mit der Comtesse Sophia Brazow zu verbinden, um ihn dadurch enger an Rußland zu fetten.

„Comteſſe“, fuhr er dann fort, „Sie können errathen, was in mir vorging, als ich dieſen Brief las. Sie verlangen, ich ſoll ruhig ſprechen — gut, ich will es. Aber Sie können mich nicht verhindern, zu ſagen, was ich Ihnen, ſo oft wir uns ſahen, durch Wort und Blick offenbart: daß ich Sie liebe! Welches Schickſal ſteht mir nun bevor? Der Einfluß, der ſich zu Gunſten Daniel's geltend macht, iſt ein mächtiger, ich weiß es. Werden Sie die Bewerbung des Prinzen annehmen, wenn ſie von Liſſis aus unterſtützt wird?“

„Mein Bruder ſprach mir heute von derſelben Angelegenheit“, antwortete Sophia. „Ich werde überlegen. Glauben Sie, daß Prinz Daniel den Einfluß der Regierung gewünscht hat?“

Paul Ombrazowitsch ſchien ſogleich antworten zu wollen und wahrſcheinlich verneinend, aber er war zu ſehr Diplomat, um einen möglichen Vortheil zu vernachläſſigen, und antwortete zögernd, daß er das nicht wiſſen könne, daß er es aber nicht glaube. Dann wiederholte er ſeine Frage, ob Sophia die Bewerbung annehmen werde.

„Ja, ich werde ſie annehmen“, antwortete dieſe, jedes Wort betonend. „Ein Widerſpruch gegen die Wünſche der Regierung iſt nur dann möglich, wenn ich, wie mein Bruder ganz richtig geſagt, einen weſentlichen Grund für

meine Weigerung anführen kann. Außerdem liebt mich Daniel wirklich!"

„Und ich liebe Sie nicht?" rief der Major stürmisch und bitter.

„Soll ich der Regierung etwa antworten lassen, daß ich Daniel nicht heirathen könne, weil der Major Dm-browskowsky es nicht gern sehen würde?" erwiderte Sophia mit herbem Ausdruck der Stimme.

„Comteffe!" rief der Major, und diesmal schien eine wirkliche Bewegung seine Stimme zu ersticken, „Comteffe, es handelt sich nur darum, ob Sie den Prinzen lieben. Ist das nicht der Fall, so will ich eher der Regierung offen den Krieg erklären, als Sie seine Gattin werden lassen. Aber, Comteffe, meine Stellung ist eine schwierige. Bei der leisesten Ahnung davon, daß ich vielleicht die Ursache Ihrer Weigerung sein könnte, wird man mich entfernen, wird man uns trennen. Das will ich vermeiden, wenn es möglich ist, und es ist möglich, wenn Sie meinen Rath hören wollen und — wenn Sie mich lieben!"

„Major", antwortete Sophia, „sprechen Sie weniger von Liebe, mehr von Vernunft. Betrachten Sie die Angelegenheit ruhig wie ich. Gesezt, ich liebte weder Sie noch Daniel und wollte es vermeiden, der Regierung eine offene Weigerung entgegenzusetzen, was würden Sie mir rathen, zu thun?"

„Comtesse, Sie quälen mich! Ich würde Ihnen rathen, Ihrem Bruder zu sagen, daß eine Verpflichtung, eine ältere Verbindung, von Petersburg oder Moskau her, es Ihnen zum Gebot mache, nicht sogleich zu antworten, daß Sie genöthigt seien, vorher jenen Herrn zu benachrichtigen, um ihn zu fragen, ob er sein Wort einlösen wolle oder nicht. Es ist ein trauriger Ausweg, Comtesse, aber Zeit gewinnen heißt hier Alles gewinnen.“

„Ich danke Ihnen, Major“, antwortete Sophia eifrig kalt. „Nein, was hülfte mir eine solche Ausflucht, deren Unwahrheit man leicht entdecken könnte? Wenn ich Daniel's Bewerbung später doch annehmen müßte, warum soll ich sie nicht morgen annehmen?“

„Dann lieben Sie mich nicht, Comtesse!“ rief der Major.

„Ich erinnere mich nicht, das je behauptet zu haben“, antwortete Sophia. „Gute Nacht, Herr Major! Wenn ich vorher den Gegenstand Ihrer Mittheilung gekannt hätte, so würde ich Ihnen und mir die Mühe dieser Unterredung erspart haben, indem ich Ihnen angedeutet hätte, daß mir die Wünsche der Regierung bereits bekannt seien.“

Sie wandte sich zum Gehen. Diesmal aber ergriff der Major ihre Hand und hielt sie fest.

„Comtesse! Sie dürfen nicht gehen!“ rief er. „Sie lieben Daniel nicht, Sie lieben mich! Was wollen Sie? Ich bin ein einfacher, ein armer Major. Soll ich der Regierung offen entgegentreten? Man schickt mich in eine Garnison nach Sibirien. Lassen Sie uns im Einverständnis handeln, und wir können Alles erreichen. Wenn der Prinz Ihr Wort nicht erhält, so wird er eine Thorheit begehen, wird sich compromittiren, offen den Unzufriedenen spielen. Dann ist eine Verbindung zwischen Ihnen beiden unmöglich. Oder sagen Sie mir, was ich thun soll. Ich will meinen Abschied nehmen, meine Carrière in Rußland aufgeben, in fremde Dienste treten, sobald Sie mir das Versprechen geben, mir treu zu bleiben, und mir die Hoffnung auf Ihre Hand erhalten. Aber es wäre eine Thorheit! Ich kann hier eine glänzende Carrière machen, kann in wenig Monaten General sein! Seien Sie barmherzig, Comtesse! Erfinden Sie einen Grund, zögern Sie, und Alles wird gut werden!“

„Ich kann nicht“, antwortete Sophia kalt. „Lassen Sie meine Hand frei, Major; ich muß zurückkehren. Nina könnte trücker geworden sein und nach mir geschickt haben.“

„Comtesse, Sie machen mich rasend!“ rief der Major, ihre Hand so stark pressend, daß Sophia zusammen-

zuckte. Sagen Sie mir, daß Sie mich lieben, und ich nehme den Abschied!"

In diesem Moment tönte von einem andern Flügel her ein lauter Ruf in der Landessprache:

„Diebe! Räuber! Zu Hülfe!"

„Um Gotteswillen!" rief Sophia. „Lassen Sie meine Hand!"

„Nein!" rief Ombrazowitsch. „Ihr Wort, daß Sie mich lieben, oder ich bleibe!"

„Major, Sie sind wahnsinnig! Lassen Sie mich!" rief die Comtesse.

„Nein, Sie treiben mich zum Aeußersten!" rief er und faßte ihre Hand mit seinen beiden Händen. „Sie lieben mich, ich weiß es, aber Sie sollen es auch sagen!"

„Unverschämter!" rief sie, aber das Wort erstarb ihr auf den Lippen, denn in demselben Moment rief eine Stimme ganz in der Nähe:

„Hierher! Hier sind die Diebe!"

Der Major ließ die Hand Sophia's fahren und sprang mit einem Ruf der Verwünschung die Treppe hinab. In demselben Augenblick aber fühlte er sich von zwei Armen umspannt, so kräftig, so gewaltig, so mächtig, daß ihm fast der Athem schwand.

„Unseliger, ich bin kein Dieb!" rief er sich ermannd und mit den Zähnen knirschend:

„Nun, wer denn?“ fragte eine Stimme in der Landessprache, und dieselben Arme hielten den Major wie eine eiserne Klammer umspannt.

„Wer ist das? Wer bist Du? Laß mich los!“ rief der Major und versuchte sich loszureißen.

Da ward es hell. Ein Diener, mit einer Säbelklinge in der einen, einem brennenden Scheit Holz in der andern Hand, kam herbei. Ombrazowitsch rang wie ein Verzweifelter mit dem starken Manne, der ihn umfaßt hielt. Er erkannte das weiße Haar desselben.

„David, Du bist es! Laß mich los! Ich bin der Major!“ rief er.

„Der Major, das kann Jeder sagen; ich erkenne Euch noch nicht!“ antwortete der Alte. Noch andere Diener näherten sich. Die Stimme des Grafen tönte in der Nähe.

Paul Ombrazowitsch stieß einen Schrei aus wie ein gefesselter Panther. Der Alte ließ ihn los. Der Major wollte fliehen, aber es war zu spät. Michael Brazow war um eine Elle gebogen und stand kaum zehn Schritt von dem Major und David entfernt, die hell von dem brennenden Scheit beleuchtet waren.

Das Gesicht des Majors flammte für einen Augenblick in wildem Grimme auf, dann wurde es bleich und kalt. Er trat auf den Grafen zu und in französischer

Sprache sagte er zu dem erstaunten Herrn des Schlosses:  
„Ich bitte um Verzeihung, Herr Graf, wegen der  
Störung. Ich bin natürlich kein Dieb; das ist ein Miß-  
verständniß. Ich komme von der Comtesse Sophia.“

---



## II.

### Die Brüder.

Um die vorhergehende Scene zu verstehen, ist es nöthig, einen Blick auf die Schicksale und Pläne George's zu werfen und zu erfahren, daß es kein Zufall, kein Mißverständniß war, das David dem Major entgegenführte.

George verließ die genesende Miß Mary, ihren Vater und Wiedenburg im Monat April. Ob er gern ging, ob er, der Leidenschaftliche und oft Eifersüchtige, dessen Zuneigung zu Mary noch gewachsen war, als er ihren Tod befürchten mußte, ob er sie gern in der Nähe Wiedenburg's zurückließ, das wußte er wohl nur allein zu sagen. Denn er mußte seine Liebe in sein Inneres verschließen. Es gab für ihn während der Krankheit Mary's begreiflicherweise weder eine Gelegenheit, noch auch später während ihrer Genesung eine Anregung, diese Liebe zu offenbaren. Auch mochte er in der Nähe des ruhigen, besonnenen und mehr gereiften Wiedenburg

fühlen, daß er noch zu wenig gethan habe, zu wenig Mann sei, um den Versuch machen zu dürfen, einen so kostbaren Schatz zu erringen. Jedenfalls war es keine Zeit zur Liebeswerbung. Ihn rief die Pflicht, für ihn die heiligste, die Pflicht, sein Vaterland zu befreien. In Urmiah, der Stadt, in welcher die Flüchtlinge mit ihrer Kranken eine gastliche Aufnahme gefunden, waren die amerikanischen Missionäre ziemlich genau von Allem unterrichtet, was in der Nähe und Ferne vorging. Man kannte die Bewegungen der Truppen; man berechnete, wie gefährlich der Krieg für Rußland werden könne, wenn England und Frankreich sich ernstlich an demselben betheiligten und alle alten Feinde des Czarenreichs sich erhoben. George schwelgte in Hoffnungen und Träumen, und da die Genesung Mary's nur sehr langsam vor sich ging und Mr. Sywell über den Weg, den er später einzuschlagen hätte, noch nicht mit sich einig war, so hielt es George für unvereinbar mit seiner Pflicht, noch länger in Urmiah zu weilen. Wieder von Johnny begleitet, mit Allem, was er bedurfte, auch mit baarem Geld gut versehen, brach er nach dem Norden auf.

Vielleicht schlummerte in seinem Herzen die Hoffnung, daß er in wenigen Wochen, wenn Mary mit ihren Begleitern die Rückreise antrat, bereits an der Spitze eines Volksstammes stehen, von ihm als Herrscher

anerkannt sein werde, und daß er sich Mary in dem vollen Glanze seiner neuen oder vielmehr der alten, neu auflebenden Herrlichkeit werde zeigen können. Es war nicht Eitelkeit, die ihn so denken ließ. Die Liebe hebt jede edle Natur über sich hinaus; man möchte sich der Geliebten so groß, so edel, so glänzend zeigen als nur möglich. Wie viele der besten Herzen zu allen Zeiten glühten zugleich von Vaterlandsliebe und von der flammenden Sehnsucht, der Geliebten die Kränze eines glorreichen Siegs zu Füßen zu legen!

George ritt zuerst in das türkische Lager an der russischen Grenze und besprach sich mit einigen Führern. Man war dort infolge einiger kleinen Siege fast trunken von Siegeshoffnung, und George's Begeisterung entflammte sich zum Rausch, als er die zahlreichen Kriegsschaaren sah und die kühnen Versprechungen der Führer vernahm. Schwierig erschien es nur, das Vaterland selbst zu betreten. Eine Truppschaar wollte man ihm nicht anvertrauen, und Garika lag auch zu tief im Innern, als daß man hätte hoffen können, es ohne heiße Kämpfe zu erreichen. Ueber Daniel Garika wußte man nichts, als daß er sich bis jetzt unempfänglich für die einzelnen Lodungen gezeigt habe, die man ihm zugesendet. Es wäre also ein verzweifelteres Wagniß von seiten George's gewesen, sich seinem Bruder ohne weiteres anzu-

vertrauen. Er konnte selbst im besten Fall erwarten, mit einem gewissen Mißtrauen empfangen zu werden; freilich zweifelte er mit seinem stürmischen Muth nicht daran, daß er bald alle Hindernisse besiegen, alle Herzen mit sich fortreißen werde.

Doch fand sich bald ein Mittel, in die frühere Landschaft von Garika zu gelangen. Einer der türkischen Führer, der es unternommen, geheime Verbindungen mit den früher unabhängigen Völkerschaften des südlichen Kaukasus anzuknüpfen, kannte den Aufenthalt eines Mannes, dessen Herz noch jezt von tiefem Haffe gegen Rußland entflammt war und der den Vermittler zwischen den Türken und einzelnen Völkerschaften Georgiens spielte. Sobald der Name desselben, Alia Bassi, genannt wurde, erinnerte sich George, daß er diesen Namen noch als Kind gehört, und es stellte sich auf seine Fragen heraus, daß Alia Bassi einer der vornehmern Diener des entthronten Herrschers von Garika gewesen, der mit dem Vater George's in die Verbannung gegangen und dann in die Gegend von Garika zurückgekehrt war, wo er einsam in einem kleinen Dorfe lebte, ungefähr zwischen Dari und Garika. Wenn es irgend eine Person gab, bei welcher George Sympathie für seine Pläne erwarten durfte, so war es diese. Ein georgischer Führer war bald gefunden, denn es gab

genug Beute im türkischen Heere, welche die Russen haßten und die aus den nahen Ländern herübergekommen waren, um gegen die Soldaten des Czaren zu fechten oder wenigstens als Führer und Spione zu dienen. Mit diesem und Johnny brach George an einem der letzten Tage des April auf, nach Nordosten, der Heimath zu.

Was der junge Mann fühlte, als der georgische Führer sich nach mehrtägigem, vorsichtigem Ritt zu ihm wandte und ihm sagte: „Dies ist die alte Grenze von Garika! Dieser Wald erstreckt sich bis nach Kureli, nach Dari und noch darüber hinaus! Dieser Bach fließt in den Karassu!“ wer vermag es in seiner ganzen Heftigkeit zu schildern? Erbleichend und erglühend vor innerer Bewegung warf er sich vom Pferde auf die Erde, umfaßte den Boden und küßte ihn mit Thränen in den Augen. Dann umarmte er Johnny und sagte dem erstaunten, gutmüthigen Manne vielfach: „Das ist meine Heimat, Johnny! Hier bin ich geboren! Hier lebten meine Vorfahren und waren Könige!“ Und Johnny drückte seinem jungen Herrn stumm die Hand und schien eine größere Ehrerbietung für denselben zu fühlen. Der nachdenkliche Zug auf seinem Gesicht war vielleicht nur durch die plötzlichen Zweifel hervorgerufen, ob er Mr. George von jetzt ab nicht wenigstens Mylord nennen müsse.

Von nun an ging der Ritt viel langsamer. George

schien Alles sehen, Alles durch das Auge in sein Herz aufnehmen zu wollen. Die Landschaft in ihrer paradiesischen Schönheit erschien ihm in der That wie der Garten Eden; die Männer, die ihnen begegneten, betrachtete er mit aufmerkamen und innigen Blicken, denn sie erschienen ihm wie alte Bekannte. Der Führer mußte Vorsicht empfehlen. George besaß zwar für sich und Johnny einen englischen Paß, aber nach der Kriegserklärung Englands war auch dieser eine sehr gefährliche Legitimation, und das Mindeste, was George zu erwarten gehabt hätte, falls er auf einen mißtrauischen russischen Beamten gestoßen wäre, würde seine zwangsweise Zurücksendung oder seine Abführung nach Tiflis gewesen sein. Sie ritten deshalb nur auf geheimen Waldwegen, welche der Führer kannte. Es war fast Abend, als sie eine Lichtung erreichten, an deren Rande einige Hütten lagen. George und Johnny mußten im Walde warten; der Führer ritt voran, um zu hören, ob Alia Wassi in seiner Wohnung sei.

Nicht lange darauf kehrte er zurück mit einem alten Manne in der einfachen Kleidung der Landleute, mit langem weißen Haar und mit Augen, die trotz des hohen Alters noch scharf und flug leuchteten. George stieg vom Pferde und ging dem Alten entgegen. Dieser stand still, beobachtete George aufmerksam, nahm dann seine

Mühe ab und sagte: „Jener Mann hat mir berichtet, daß Du ein Sohn Daniel Barika's, meines gnädigen Herrn, seiest, und jetzt, da ich Dich sehe, glaube ich ihm. Du kannst kein Anderer als Giorgi sein, den wir dort in der Stadt des Czaren ertrunken glaubten.“

„Und Du bist Alia Bassi!“ rief George, der die Sprache des Alten, wenn auch mit einiger Mühe, verstand. „Du warst sein Begleiter, als ihn unsere Feinde nach Sibirien schickten, Du sahst ihn sterben, damals, als ich noch ein Kind war.“

„Ich sah es und ich gelobte ihm, sein Gedächtniß in Ehren zu halten, und mehr als das!“ antwortete der Alte.

George war so bewegt, daß er sich kaum zu fassen vermochte. Der große, der einzige Gedanke seines Lebens, solange er denken konnte, jetzt war er erfüllt. Er stand auf vaterländischem Boden, er sprach mit einem Manne, der seinen Vater gekannt! Er ergriff die Hände des Alten. Der Greis küßte die Hand des jungen Mannes.

„Nicht so, Alia!“ sagte George, seine Bewegung bemeisternd. „Ich komme nicht hierher als der Enkel eines Königs, dem man seine Krone geraubt, als der Sohn eines Fürsten, dessen kühne Pläne im Entstehen scheiterten. Ich komme als ein Kind dieses Landes, um

den Versuch zu wagen, das Volk von Sarika an alte Zeiten zu erinnern und es zum Kriege zu führen gegen den alten Feind. In dem Lande der Freiheit, in dem ich bis jetzt gelebt, kennt man die blinde Unterwürfigkeit des Volkes nicht. Wenn ich auch Dein Herrscher würde, Alia, durch Recht und Geburt, so würde ich doch in einem so treuen Diener, wie Du es bist, nur den Freund, nicht den Untergebenen sehen. Betrachte mich als Deinen Sohn, als Deinen Schübling und laß mich Dich als meinen Freund betrachten.“

„Ich verstehe nur schwer Deine Worte und schwer den Sinn Deiner Rede“, sagte der Alte, dessen Blicke mit der größten Aufmerksamkeit auf George ruhten und dessen Augen mehr und mehr zu glänzen begannen, „aber ich sehe, daß Du mit dem Herzen sprichst und daß das Blut Deines Vaters und Deiner Mutter und Deiner Großmutter in Dir fließt.“

„Ich bin glücklich, daß Du mich überhaupt verstehst“, antwortete George. „Ich war ein Knabe von zwölf Jahren, als ich aus Petersburg entfloh. Und wie lange hatte ich schon damals die Sprache meines Landes nicht mehr sprechen hören! Ich habe sie mit Mühe in meinem Gedächtniß festzuhalten versucht, und sie wird neu in mir aufleben, wenn ich einige Tage bei Euch weile. Kannst Du mir ein Obdach gewähren, Alia?“



„Was ich habe, ist Dein, Giorgi Garika!“ antwortete der Alte. „Gott sei gelobt! Ich habe in meinen alten Tagen noch die Freude, zu sehen, daß mein Herr und Fürst einen Sohn besitzt, der seiner würdig ist! Komm mit mir. Diese Hütten sind sicher. Bis hierher kommt selten ein Russe, und wenn er kommt, so werde ich Dich zu verbergen wissen, bis die Zeit da ist, in der wir nicht mehr gezwungen sind, Dich zu verbergen.“

Sie gingen nach der Wohnung Alia Baffi's. Die einzelnen Hütten gehörten ihm; er wohnte in der einen, ganz allein, denn er besaß weder Frau noch Kind; in den andern wohnten Landleute, die ihm die Aecker bewirthschafteten, denn er besaß noch immer einen beträchtlichen Theil des umliegenden Landes. Seine Wohnung zeigte manche Erinnerung verschwundener Tage, Bücher, Geräthe, Schmuckfachen. An der Wand hing ein schlecht gemaltes Bild, das einen Mann in reicher georgischer Tracht darstellte. George fühlte sein Herz klopfen, als er es erblickte.

„Mein Vater?“ stammelte er.

„Dein Vater!“ antwortete Alia. „Wenn Du zu Deinem Bruder Daniel kommst, so wirst Du bessere Bilder von Deinem Vater sehen. Aber — doch still davon! Hier ist noch etwas für Dich!“

Und er holte aus einem Schranke ein kleines Medaillon und öffnete es. George sah das Portrait einer schönen Frau mit entschlossenen, edlen Zügen.

„Das ist Deine Mutter, meine Herrin!“ sagte der Alte leise. „Dein Vater gab es mir. Aber es ist Dein wie Alles, was Du siehst!“

George setzte sich in eine Ecke, mit dem Medaillon in der Hand, dem Bilde des Vaters gegenüber. Dort saß er bis in die Dämmerung hinein. Tiefe Wehmuth erfüllte sein Herz, und ohne daß er es wußte, flossen ihm die Thränen schwer und langsam über die Wangen. Seine ganze Seele ruhte in der Vergangenheit; für die Hoffnungen der Zukunft hatte sie in dieser Stunde keinen Raum. Erst allmählig erhob sich aus dem Gram über die so früh ihm geraubten Aeltern die flammende Idee der Rache gegen diejenigen, die das Leben seiner Aeltern verkürzt. Dieser Gedanke führte ihn in die Wirklichkeit zurück und erinnerte ihn, wo er war. Er rief nach Alia und der Alte kam.

Es begann nun, während Alia das Beste, was er besaß, Brod und Fleisch und einen Wein von unvergleichlicher Güte, seinem jungen Freunde auftrug, ein Gespräch, das sich bis tief in die Nacht hineinzog. George machte den Zuhörer und unterbrach den Alten nur zuweilen mit Fragen. Alia schilderte die Verhältnisse des

Landes in den letzten fünfzig Jahren, die Gegenwart, die Stärke und die Schwächen der Russen, die Absichten der Tschetschenen, die Aussichten für den gegenwärtigen Kampf. Dann sprach er von Nina und Daniel. Bestern schilderte er als einen Schwächling, dem die russischen Spannetten lieber seien als eine Fürstenthrone. Er kannte die Neigung Daniel's für Sophia und schilderte sie genau. Er wußte auch, daß Sophia dem Major Ombrazowitsch den Vorzug gab. George wollte das Alles ausführlich wissen. Es waren ja die ersten Nachrichten über seinen Bruder. Alia sagte, er habe dem Prinzen einige Schriftstücke, die von den Türken ausgegangen und an die Georgier gerichtet, zukommen lassen, ohne daß Daniel wisse, von wem sie gekommen; man sei auch in Tiflis der Ansicht, als dürfe man Daniel nicht ganz trauen. Aber er selbst hoffe nichts von ihm. Eine einzige Möglichkeit sei vorhanden, ihn zum Hass gegen die Russen und zur Thatkraft aufzureizen, wenn nämlich Sophia sich offen gegen ihn erkläre. Aber das lasse sich nicht erwarten; jedenfalls werde Brazow bei der jetzigen Lage seiner Schwester Vorsicht predigen.

„So glaubst Du, daß es jetzt gefährlich wäre, mich meinem Bruder zu offenbaren?“ fragte George.

„Ja!“ antwortete Alia. „Daniel ist schwach, und

ein schwacher Mensch kann leicht ein schlechter werden. Du bleibst bei mir, bis die Lage der Dinge eine klare geworden ist. Eher könntest Du Nina sehen, wenn Du es wünschest. Sie ist gutmüthig und wahrscheinlich Frau genug, um ein Geheimniß zu verbergen. Doch ist es sicherer, Du bleibst auch ihr jetzt fern. Sie liebt ohne Zweifel ihren Gatten mehr als einen Bruder, dessen sie sich nicht erinnern kann und den sie längst gestorben glaubte. Bedenke, daß Alles, was für uns gut wäre, dem Grafen Brazow Verderben bringen müßte."

Er schilderte dann den Charakter und die augenblickliche Stimmung der Garikaner und der benachbarten Völkerschaften. Die Schilderung fiel ungünstiger aus, als George erwartet hatte. Die Garikaner, einst ein tapferer Volksstamm, waren durch einen langen Frieden, durch die von Rußland ausgehende systematische Fernhaltung vom Waffendienst erschlaft. Viele hatten sich daran gewöhnt, die Russen als die bleibenden Herren des Landes zu betrachten. Die Söhne mancher reichen Familien waren dem Beispiel Daniel's gefolgt und hatten die russische Uniform angelegt. Die Landleute verhielten sich in träger Gleichgültigkeit, bauten ihre Acker und bezahlten ihre Steuern. Von den Aeltern, welche den Vater George's und Daniel's gekannt hatten, lebten nur noch wenige. Dennoch glaubte Alia

Wassî, daß man die Befreiung von der russischen Herrschaft mit Freuden begrüßen werde, denn schon hatten die Aushebungen zum Militär, mit denen Rußland auch hier in neuerer Zeit strenger verfahren war, Mißmuth hervorgerufen. Auch unterhielten die Kämpfe des tapfern Schamyl eine gewisse Gährung im Volke. Wenn also die Türken siegreich vorgingen, wenn Schamyl Siege errang, so war es wohl möglich, daß ein Theil der Garikaner sich erhob und sich um die Entel seiner frühern Könige scharte; noch lebten hier und dort Erinnerungen an die frühere Größe und Blüte des Reichs. Aber Alia verbarg dem jungen Manne die Schwierigkeiten der Lage nicht. Es bedurfte eines mächtigen Anstoßes, um die trägen Gemüther zu entflammen. Ob das Erscheinen George's allein hinreichen werde, diese Wirkung zu üben, schien zweifelhaft.

Bewegt und erregt suchten die Männer in später Nacht ihr Lager. Johnny schlief bereits so tief, als ob er sicher im Schutze Englands ruhe. Aber George sah den Morgen dämmern, ehe er die Augen schloß. Es war ja die erste Nacht in der Heimat!

Die ersten Tage vergingen ruhig. Alia Wassî war viel außer dem Hause; er durchwanderte die Gegend, um Erkundigungen einzuziehen, die Nachricht von dem Vorrücken der Türken zu verbreiten und die Einzelnen,

denen er vertrauen konnte, davon zu unterrichten, daß große Dinge im Werke seien. Zuweilen begleitete ihn George in einfacher Tracht. So sah er Savita und Dari, einst die Stammstiege der Herrscherfamilie, der er entsprossen. War er allein zu Hause, so hatte er freilich Muße genug, über seine Lage nachzudenken, und es erging ihm wie allen heißblütigen, jugendlichen Männern, er mußte sich gestehen, daß die Schwierigkeiten, in der Nähe betrachtet, größer seien, als er in der Ferne geglaubt. Wohl war er in der Heimat, aber diese Heimat war ihm fremd geworden. Zuweilen beschlich ihn das Gefühl, als ob eigentlich England sein Vaterland sei. Er sprach viel mit Johnny, der ebenfalls seine Tracht hatte ändern müssen, um nicht, wenn er zufällig erblickt werde, Aufsehen zu erregen, und der sich wahrscheinlich herzlich langweilte, es aber seinem Herrn zu Liebe nicht verrieth. Johnny hörte geduldig Alles, was ihm George über das Land und seine Hoffnungen erzählte.

„Ein Regiment Hochländer, Sir!“ war seine gewöhnliche Bemerkung, begleitet von einem leichten Achselzucken. „Ein Regiment Hochländer, ein paar Kanonen — dann ließe sich Alles machen. Und die werden schon kommen!“

Und dann legte er gewöhnlich eine so gründliche Verachtung der Russen an den Tag, daß selbst George

es für nöthig hielt, ihn an die russischen Kriegsschiffe vor Sinope zu erinnern und darauf aufmerksam zu machen, daß die Russen denn doch nicht so verächtliche Gegner seien.

Eines Tages, als Alia Waffi nach Hause zurückkehrte, begleitete ihn ein alter Mann mit weißem Haar, aber von fast riesigen Körperformen. Es war David, ein jüngerer Bruder Waffi's, der noch im Dienste Kina's auf Dari stand, da er der sterbenden Fürstin Garika versprochen, ihr Töchterlein nicht zu verlassen. David war ruhiger als Alia, aber ebenfalls der Familie Garika treu zugethan und ein Feind der Russen. Alia hatte ihm deshalb ohne Besorgniß das Geheimniß George's oder Giorgi's, wie er hier genannt wurde, mittheilen können. David bestätigte Alles, was Alia über Daniel und sein unmännliches Verhältniß zu Sophia Brazow gesagt. Auch er hielt es für durchaus nothwendig, daß Daniel durch eine Abweisung Sophia's gereizt werden müsse, wenn er sich entschließen solle, gegen Rußland aufzutreten. Aber die beiden Männer, obgleich in Herzensangelegenheiten und Frauenintriguen wenig erfahren, durchschauten dennoch den Charakter Sophia's gut genug, um zu befürchten, daß diese noch lange ihr Spiel mit Daniel treiben werde, wenn nicht ein plötzlicher Zwischenfall irgend eine Entscheidung herbeiführe.

Als darauf George den Wunsch äußerte, seine Schwester zu sehen, beriethen die beiden Männer sehr lange, ob das möglich und rätlich sei. Ihre Berathungen und Beschlüsse waren folgende. George sollte zuerst einen Brief an Nina und später an Daniel schreiben, worin er sie benachrichtigte, wie es ihm ergangen und daß er, von Sehnsucht, sein Vaterland wiederzusehen, getrieben, nach Sarika gekommen sei. Er sollte hinzufügen, daß er der Pflegesohn eines reichen Mannes und in guten Verhältnissen sei. Denn die alten Männer, genau mit dem Charakter der betheiligten Personen bekannt, fürchteten, daß Daniel, Nina und Brazow, wenn sie die Rückkehr George's erfuhren, an die Möglichkeit denken könnten, er wolle ihnen einen Theil ihres Besitzthums entziehen. George sollte in diesem Briefe schreiben, daß er es nicht gewagt, sich öffentlich zu zeigen, weil er fürchte, von der russischen Regierung wegen seiner Flucht bestraft zu werden; auch sollte er seinen Aufenthalt nicht nennen und sie bitten, gegen Jedermann zu schweigen, da er nur einen englischen Paß habe und England mit Rußland im Kriege sei. Er sollte die Bitte um eine Unterredung hinzufügen. Dann wollte man sehen, welchen Eindruck die Briefe auf Nina und Daniel machen würden. Besserem sollte der Brief erst dann übergeben werden, wenn Nina bereits in eine Unterredung eingewilligt, damit



er nicht im entgegengesetzten Sinne auf sie wirken könne. Eine Unterredung zwischen Nina und Daniel über diesen Gegenstand sollte dadurch vereitelt werden, daß David es übernahm, die Gräfin noch an demselben Tage, an welchem sie den Brief erhielt, für die Unterredung mit George zu gewinnen. Man nahm an, daß Daniel an diesem Tage wohl nicht nach Dari kommen werde; geschah es, so wollte David versuchen, Nina zu überreden, nicht mit Daniel, der dann seinen Brief noch nicht erhalten, über George zu sprechen, weil die Ueberraschung des letztern von dem Grafen bemerkt werden und auffallen könnte.

Bei der Unterredung mit Nina sollte George dann seine politischen Pläne vollkommen verbergen, zugleich aber zu erfahren suchen, ob sich ihr Gatte über die Lage des Landes und Auslands geäußert und was Nina über die Absichten und Neigungen Sophia's erfahren. Denn darüber wußte David nicht mehr, als was er mit den Augen errathen konnte, da die Gespräche im Schlosse fast ausschließlich französisch geführt wurden und David diese Sprache nicht verstand. Wenn dann auch später Nina und Daniel das Geheimniß George's gegen Brazow verriethen, so waren sie doch bereits gewissermaßen George's Mitschuldige und mußten die Partei desselben nehmen, ihn zu schützen suchen. Inzwischen konnte sich Manches

ereignen. Der Hauptgrund, der die beiden Männer veranlaßte, auf George's Plan einer Unterredung mit Nina einzugehen, war übrigens die Rücksicht auf das Gefühl George's, der nicht als ein Feind Brazow's und dadurch auch seiner Schwester auftreten wollte, ohne sie nicht vorher einmal gesehen und ihr gezeigt zu haben, daß er sie liebe. Zwangen ihn dann später auch die Verhältnisse zu einem feindlichen Auftreten, so lag doch in der Erinnerung an diese erste, rein verwandtschaftliche Unterredung, etwas Veröhnendes für Bruder und Schwester.

George schrieb die Briefe in französischer Sprache, einfach, aber mit der Wärme des Gefühls, die ihm eigen war. Alia übergab sie David, der es übernahm, der Gräfin den Brief an dem Tage zu übergeben, der ihm geeignet schien, und etwas später den andern an Daniel zu senden. George sollte sich dann bereit halten, seine Schwester zu besuchen.

Dies war die Lage der Verhältnisse an dem Tage, an welchem Paul Ombrazowitsch die Comtesse Sophia um jene heimliche Unterredung gebeten hatte. An demselben Tage, am Vormittag, hatte David seiner Herrin den Brief George's gegeben. Sobald sie ihn gelesen, hatte sie sich, erschüttert und erregt, in ihr Kabinet zurückgezogen und jenes Unwohlsein vorgeschützt, um allein zu sein.

Nur David hatte Zutritt zu ihr erhalten, was nicht auffiel, da er ihr ältester und treuester Diener war.

Mina in ihrer Gutmüthigkeit dachte nicht einen Augenblick daran, die Wahrheit dessen in Zweifel zu ziehen, was ihr George schrieb, oder seine Scheu vor Entdeckung einem andern Grunde zuzuschreiben, als der Furcht vor der mächtigen und gefürchteten russischen Regierung. Sie sehnte sich danach, George zu sehen, und überließ im vollkommensten Vertrauen David die Anordnung der Zusammenkunft. Als Daniel am Nachmittag kam, ließ sie auch ihm sich krank melden, da sie den Grund David's, daß die Ueberraschung Daniel's bei einer so seltsamen Nachricht Aufsehen erregen könne, ganz natürlich fand. Im Uebrigen hatte ihr ja David gesagt, daß Daniel ebenfalls im Laufe des Tages einen Brief von George erhalten werde; und daß sie dann später mit ihm darüber sprechen könne, wie diese Nachricht am besten ihrem Gemahl mitzutheilen und was überhaupt zu thun sei. David sollte am Abend George zu ihr führen. Alle Vorbereitungen waren getroffen, daß Michael nicht plötzlich bei ihr eintreten könne. Im schlimmsten Falle erschien ihr auch eine solche Ueberraschung nicht als ein Unglück, da ja der Gräfin jeder Gedanke an politische Rücksichten fern lag und Michael,

wie sie annahm, sich mit ihr freuen müßte, den todtgeglaubten Bruder wiederzusehen.

George und Alia Baffi erhielten am Nachmittag die Nachricht, daß Nina gegen zehn Uhr abends bereit sein werde, George zu sehen. Die Wohnung Alia's war ungefähr drei Stunden von Dari entfernt. Die Männer brachen also, von einem Diener begleitet, bei guter Zeit auf und waren vor neun Uhr an der verabredeten Stelle. Bald darauf erschien David, um mitzutheilen, daß Alles in Ordnung sei, und George nach Dari zu führen. Alia blieb mit dem Diener zurück.

Auf dem Wege dorthin, in der Nähe des Schlosses war es, wo sie das Geräusch der Schritte des Majors hörten.

„Ich kann nicht ahnen, wer das ist“, flüsterte David. „Fragt man uns, so antworte Du, damit man meine Stimme nicht erkennt. Es wird vielleicht ein Diener sein, der zu seinem Liebchen schleicht. Sowie ich Deinen Arm drücke, Giorgi, hörst Du auf zu antworten und folgst mir.“

Wir wissen, wie die Begegnung stattfand und wie es den Beiden gelang, sich zu entfernen, ohne daß der Major ahnen konnte, wer mit ihm gesprochen. Anders war es mit David.

„Seltsam!“ flüsterte er, als sie in der Nähe des

Schlosses waren. „Die Stimme kenne ich. Es geht etwas vor. Daniel war am Nachmittag auf dem Schlosse, der Graf sprach mit seiner Schwester, der Major ist hier im Dunkeln, vielleicht hören wir noch mehr. Giorgi, was auch geschehen möge, Du bleibst ruhig bei Deiner Schwester. Da bist Du sicher. Niemand kommt zu ihr, und ich hole Dich, sobald ich es für Zeit halte.“

„Aber was kann denn geschehen?“ fragte George. „Wenn Du einen Verrath fürchtest —“

„Keinen Verrath — nur still!“ unterbrach ihn David. „Ich glaube, ich fasse heute den Fuchs. Aber rühre Dich nicht, was Du auch hören mögest. Du wirst Alles erfahren, wenn ich erst selbst weiß, was ich ahne.“

Sie gingen noch vorsichtiger als vorher, bis sie das Schloß erreichten. David führte den jungen Mann durch eine sonst verschlossene Thür in das Cabinet seiner Schwester und entfernte sich, als sich George und Nina noch in der Verwirrung des ersten Anblicks gegenüberstanden, mit der Entschuldigung, daß er sehen wolle, ob Alles sicher sei.

Der schlaue Alte schlich vorsichtig wie eine Katze nach dem Flügel, in welchem Sophia wohnte. Er ahnte die Wahrheit. In dem Moment, in welchem Paul Ombrazowitsch der Comtesse auf der Treppe ent-

gegenging, langte David auf der Terrasse an. Er lauschte eine Minute lang, dann schlich er zurück in das Schloß, um einem Diener, der in der großen Küche die Wache hatte, zu sagen, daß nicht Alles in Ordnung sei und daß er ein Scheit Holz anzünden, seinen Säbel nehmen und unter dem großen Thor warten möge.

Darauf schlich er zurück. Er verstand nichts von der französisch geführten Unterhaltung, aber er fürchtete, sie werde nicht lange währen. Deshalb eilte er zurück und rief zuerst unter dem Fenster Michael Brazow's: „Diebe! Licht! Hilfe!“ Was weiter geschah, haben wir in dem letzten Abschnitt geschildert.

Sobald Paul Ombrazowitsch die Worte gesprochen: „Ich komme von der Gräfin Sophia!“ wandte sich Michael Brazow zu den Dienern und sagte kalt:

„Was steht Ihr hier? Macht, daß Ihr wegkommt! Wie könnt Ihr solche Esel sein und den Herrn Major anfallen, der nach Hause zurückkehren will? Fort!“

Die Diener gingen. David entfernte sich scheinbar tief beschämt und eine Entschuldigung murmelnd.

„Der gnädige Herr befehlen, daß ich zur Herrin gehe und ihr mittheile, daß es nichts gewesen?“ fragte er demüthig.

„Sawohl, thue das und sage nichts als: es sei ein blinder Lärm gewesen. Hörst Du? Weiter nichts!“ rief Michael.

David entfernte sich ehrerbietig und trieb die Diener und Dienerinnen, die sich schon und neugierig am großen Thor versammelt hatten, mit strengen Worten in das Schloß zurück. Dann eilte er nach dem Cabinet Nina's.

„Es ist nichts!“ rief er den Beiden zu, die in banger Erwartung mitten im Zimmer standen. „Es war ein blinder Lärm. Alles ist ruhig. In spätestens einer halben Stunde hole ich Dich, Giorgi.“

Inzwischen gingen Michael Brazow und der Major schweigend neben einander nach dem Arbeitszimmer des Grafen. Für den letztern war diese Scene so unerwartet, so plötzlich gekommen, daß er in der That nicht zu sprechen vermocht hätte, selbst wenn er gewollt hätte. Der Major sah bleich, aber ruhig aus, als er in das Zimmer des Grafen trat. Sein Plan war gefaßt. Es handelte sich nur darum, wie Sophia ihn aufnehmen werde. Wußte sie, daß er nicht entkommen? Hatte sie gehört, was vorgegangen? Er vermuthete es.

Der Graf deutete auf einen Sessel; Dmbrazowitsch setzte sich aber nicht. Der Graf ging langsam und nachdenklich im Zimmer auf und ab. Er überlegte, was er in einem so außerordentlichen Fall zu thun habe.

„Sie haben mir die Wahrheit gesagt?“ fragte er dann den Major.

„Ja wohl, Herr Graf!“

„Und Sie würden in Gegenwart meiner Schwester Ihre Aussage wiederholen?“ fragte Brazow.

„Gewiß, Herr Graf!“ antwortete der Major, und dann als er sah, daß Brazow nach dem Klingelzug griff und klingelte, fügte er hinzu: „Wäre es nicht besser, Herr Graf, wenn wir in dieser Angelegenheit so wenig Aufsehen als möglich machten?“

„Gewiß!“ antwortete der Graf. „Ich will auch nur meine Schwester sprechen!“

Es erschien ein Diener. Der Schloßherr sagte ihm, er möge zu der Comtesse gehen, eine ihrer Dienerinnen wecken und der Comtesse sagen lassen, daß er, ihr Bruder, sie in einer sehr dringenden Angelegenheit sogleich zu sprechen wünsche. Wenn es ihr irgend möglich sei, so möge sie kommen.

Als der Diener gegangen war, begann Michael Brazow wieder seine langsame Promenade durch das Zimmer. Paul Ombrazowitsch stand bleich, auf den Sessel gestützt. Wie würde Sophia seine Kühnheit aufnehmen? Er kannte solche Naturen; sie waren unberechenbar. Möglicherweise imponirte ihr seine Redlichkeit und sie gestand, daß sie ihn liebe. Möglicherweise fühlte sie sich beleidigt und gab dieser Angelegenheit eine Wendung zu ihren Gunsten, trennte sich für immer von ihm.



Es waren entscheidende Minuten, denen der Major entgegen sah.

Fast eine Viertelfunde verging. Sollte Sophia nichts gesehen haben, nichts ahnen? Würde sie sagen, daß sie sich schon in ihrem Schlafzimmer befunden, daß sie sich erst habe ankleiden müssen? Endlich erschien sie.

Sie war in einen weiten Nachtmantel gehüllt, dessen Kapuze fast ihr Gesicht verbarg. In der Thür blieb sie stehen, wie es schien, überrascht davon, daß sie ihren Bruder nicht allein finde. Dann trat sie näher. Der Graf ging ihr entgegen und reichte ihr einen Sessel. Sie lehnte ihn mit einer Handbewegung ab.

„Was ist denn geschehen, Michael? Weshalb läßt Du mich so spät rufen? Und Du bist nicht allein?“ fragte sie.

„Es thut mir leid, daß ich Dich habe stören müssen“, sagte der Graf; „aber ich mußte es thun, um eine seltsame Angelegenheit sogleich aufzuklären. Ich hörte nach Dieben rufen, eilte hinaus und fand auf der Terrasse, unter den Fenstern Deines Flügels, David mit dem Herrn Major ringend, der mir sagte, er käme von Dir!“

„Von mir?“ antwortete Sophia, ihren Blick düster auf den Major richtend.

„Es ist die Wahrheit, Comtesse!“ sagte dieser und

seine Blicke schienen in ihrer Seele lesen zu wollen. „Ich hätte gern jedes Opfer gebracht, ich rang wie ein Verzweifelter mit diesem Narren, diesem David; aber als Ihr Herr Bruder dazu kam, blieb mir keine andere Wahl, als die Wahrheit zu sagen oder wie ein Dieb behandelt zu werden.“

„Keine andere Wahl?“ fragte Sophia mit demselben düstern Blick. „Das will mir eigenthümlich scheinen. Sie hätten sagen können, daß Sie von Jemand anders kämen.“

„Nein, nein, Sophia, es ist besser so, daß ich Alles weiß!“ rief der Graf bitter.

„Alles?“ wiederholte die Comtesse. „Wir werden hören! Herr Major, Sie haben meinem Bruder gesagt, daß Sie von mir kämen. Haben Sie ihm nichts, nichts weiter gesagt?“

Was ging in ihrer Seele vor? Ja, wenn Ombrazowitsch es gewußt hätte! Er mußte seine Antwort danach formen. Was dachte, was fühlte, was beabsichtigte Sophia? Ihre Miene war so kalt, so streng, so drohend, ohne einen Funken von Theilnahme, von Aufmunterung oder auch nur von Schwanken. Hatte er sich geirrt? Liehte sie ihn nicht? Führte sein verzweifelter Entschluß zum Gegentheil dessen, was er beabsichtigte? War Sophia verletzt, beleidigt durch sein Ge-

ständniß? In der That, er hätte eine leichte Antwort geben können. Es gab hübsche Mädchen unter den Dienerinnen auf dem Schlosse. Der Graf würde gelächelt haben, wenn ihm der Major ein kleines Geständniß in dieser Beziehung gemacht, David hätte geschwiegen; er war ja sonst ein verständiger Diener. Aber Ombrazowitsch hatte die Wahrheit sagen wollen, um Sophia zu einer Entscheidung zu zwingen. Und wie fiel diese Entscheidung aus?

„Comtesse“, antwortete er, „ich fühlte mich nicht berufen, mehr zu sagen, als was ich gesagt. Es hängt von Ihnen ab, welche Mittheilung Sie Ihrem Bruder über dasjenige machen wollen, was vorgefallen. Ich beklage es aufs Tieffste. Es ist wahr, ich hätte eine Ausrede erfinden können, aber ich war verwirrt, vollkommen kopflos.“

„Sie sind es sonst selten!“ sagte Sophia kalt, als er zögerte. „Nun, Michael, meine Antwort ist sehr einfach. Hier ist der Brief, in welchem der Herr Major mich um eine Unterredung bat. Du siehst, daß es die erste war, höchst wahrscheinlich ist es auch die letzte. Ich ging darauf ein, weil ich es für möglich hielt, daß der Herr Major mir irgend etwas Außergewöhnliches zu sagen haben könne. Er ist ein Freund unserer Familie, ein alter Bekannter von mir; ich glaubte, seine Bitte,

wenn sie auch seltsam war, nicht abschlagen zu dürfen, und traute mir Kraft und dem Herrn Major Takt genug zu, um eine solche Unterredung ohne einen Nachtheil für meine Ehre überstehen zu können. Dies ist der Brief!“

Michael nahm das Billet und durchslog es. Seine Miene war ruhiger geworden. Es lag in dem ganzen Wesen Sophia's eine so entschiedene Ablehnung jedes zärtlichen Verhältnisses, daß Michael nicht daran zweifeln konnte, Sophia habe sich ihre vollkommene Freiheit bewahrt und werde sie sich bewahren.

„Nun, und darf ich fragen, was der Herr Major Dir so Wichtiges zu sagen hatte?“

„Er theilte mir mit, was Du mir am Nachmittag über die Pläne der Regierung gesagt“, antwortete Sophia.

Michael Brazow fühlte, daß er nicht weiter gehen könne. Die Angelegenheit nahm einen ganz andern Ausgang, als er erwartet, einen Ausgang, mit dem er zufrieden sein konnte.

„Ich bitte Dich nochmals um Verzeihung, liebe Schwester, daß ich Dich in so später Stunde hierher bemüht“, sagte er, „aber Du begreifst, daß ich in dieser Angelegenheit klar sehen mußte!“

„Vollkommen!“ antwortete Sophia. „Wissen die Diener, was der Herr Major gesagt?“

„Möglicherweise David“, antwortete Michael. „Und ich werde dafür sorgen, daß er, wenn er es nicht weiß, es nicht ahnen kann, und wenn er es weiß, es nicht weiter sagt. Es wird nichts übrig bleiben, als einen Ausweg zu erfinden; der Herr Major wird sich dazu bequemen müssen; denn hoffentlich wird er nicht aller Welt den wahren Zusammenhang oder gar die Thatsache der Unterredung ohne Zusammenhang mittheilen.“

„Ich bin zu jeder Sühne bereit“, sagte der Major, der mit aufeinandergepreßten Lippen und fast höhnisch vor sich nieder sah. „Man kann die Boute gläuben lassen, ich sei von einer Dienerin gekommen. Es thut mir leid, daß diese Angelegenheit so traurig geendet hat. David kann natürlich nichts ahnen. Wie hätte er mich sonst für einen Dieb halten können?“

Es lag etwas Mißtrauisches in diesen Worten. Stieg der Gedanke abermals in ihm auf, daß man ihm eine Falle hatte legen wollen? Doch das war unmöglich. Sophia hatte wahrlich keinen Grund, mit ihm entdeckt zu werden, sonst hätte sie jetzt nicht mit solcher Härte jedes innigere Einverständniß mit ihm in Abrede gestellt. Oder wollte sie sich seiner entledigen? Nein, dazu hätte sie einfachere Wege einschlagen können. Er fühlte, daß er sich mit thörichtem Argwohn quälte. Aber eins stand fest, Sophia hatte ihn zurückgewiesen. Das

Haus des Grafen war ihm in Zukunft verschlossen. Er hätte rasen mögen über die schwankende Baune dieses Weibes, die jede Berechnung zu Schanden machte. Verspielt war dieses Spiel, für heute wenigstens, für einige Zeit, aber nicht für immer! So leicht wollte er den Kampf nicht aufgeben. Ja, es flammte eine dämonische Lust in ihm auf, nun erst recht zu siegen, Sophia zu demüthigen, in seine Fesseln zu schlagen!

„Gute Nacht, Michael!“ sagte die Comtesse, und ohne auf den Major zu achten, der sich verneigte, verließ sie das Zimmer.

Es trat eine peinliche Pause ein. Der Graf wußte offenbar nicht, was er noch mit Umbrasowitsch sprechen sollte, und in diesem Kochte der ganze Zorn über die blinde Mißgunst des Zufalls, die ihm Alles verdorben.

Ein Zwischenfall kam den Beiden zu Hülfe. Man hörte lautes Pochen und Rufen. Michael Brazow glaubte zu hören, daß man nach ihm verlange. Da es eine aufgeregte Zeit war und man stündlich neue Nachrichten und Befehle nach Tiflis zu erwarten hatte, so konnte das nicht auffallen.

„Ich will hören, was es gibt“, sagte er. „Entschuldigen Sie mich, Herr Major!“

„Wenn Sie erlauben, begleite ich Sie“, erwiderte dieser. „Vielleicht interessirt diese Nachricht auch mich!“

Brazow nahm eine Kerze und sie schritten hinaus auf den Hof. Man hatte bereits einem Reiter das Thor geöffnet. Es war ein Dragoner aus Kureli mit einer Depesche für den Grafen und einer andern für seinen Major. Der Mann war schnell in der Nacht durch den Wald geritten; sein Gesicht war zerrissen von den Zweigen, die ihn gestreift.

Der Graf und der Major lasen ihre Depeschen beim Scheine der Kerze. Sie waren fast gleichlautend. Der Major sollte mit seiner Schwadron in östlicher Richtung den Karassu hinaufziehen und theils recognosciren, theils die einzelnen Abtheilungen Miliz, die ihm genauer bezeichnet waren, an sich ziehen und inspiciiren. An einem bestimmten Orte sollte er sich mit einem größern Corps vereinigen und sich dem Führer desselben unterordnen. Die Milizen Brazow's und Daniel Garika's sollten unter der Führung des Majors ebenfalls den Karassu hinaufziehen. Der Marsch sollte sobald als möglich, spätestens innerhalb zwanzig Stunden angetreten werden.

„Gut denn, auf Wiedersehen morgen, Herr Graf!“ sagte Paul. „Ich treffe Sie am Mittag, wenn es Ihnen recht ist, in Garika! Freut mich, daß wir eine kleine Campagne zusammen zu bestehen haben! Das zerstreut die Gedanken. Empfehlen Sie mich den Damen!“

Er grüßte militärisch und verließ mit dem Dragoner den Hof, um sein Pferd aufzusuchen.

Michael Brazow sandte einen Boten an den Ortsvorsteher nach Dari hinab, um ihn von der Ordre unterrichten zu lassen. Dann befahl er, ihn um vier Uhr zu wecken, und ging hinüber nach seinem Schlafzimmer.

Jetzt erst erinnerte er sich seiner Gattin. Er klopfte an die Thür des Zimmers, in welchem die Dienerinnen schliefen. Man sagte ihm, die Frau Gräfin habe nach Niemand verlangt und scheine zu schlafen. Beruhigt entfernte sich Michael.

Mina schlief nicht. Wenige Minuten vorher hatte George Abschied von ihr genommen, und sie saß noch bewegt und leise weinend in ihrem Schlafzimmer. Welch eigenthümliches Wiedersehen! Die guttherzige Frau fühlte das Traurige dieses geheimten Sichwiederfindens, obwohl ihr Gefühl nicht zu denen gehörte, die man fein oder ausgebildet nennen darf. Ein Bruder, ein todtgeglaubter, längst vergessener Bruder, plätschlich vor ihr stehend, und was auf jede Frau Eindruck macht, ein so schöner Mann, von so feinen Sitten, so sanft und doch so warm in seinem Wesen, ein Mann, aus dessen Auge Treue und innige brüderliche Liebe sprachen und in dem sie eine höhere Natur ahnte, wenn sie sich dessen auch nicht klar bewußt wurde, der



mit solcher Bewegung von den Aeltern sprach, die sie noch weniger gekannt als er, und, ein Fremdling in seiner Heimat, verstoßen zu ihr schleichen mußte — wohl mußte sie das Alles seltsam durchzittern! Am liebsten hätte sie sogleich ihren Gatten rufen lassen, um ihm Alles zu sagen. Aber George hatte sie gebeten, dem Grafen gegenüber noch das tiefste Stillschweigen zu bewahren, so lange wenigstens, bis er mit Daniel gesprochen. Es war ihr eigen zu Muth. Sie fühlte, wie ihm ihr Herz freundschaftlich entgegenschlug, wie sie ihn mehr lieben könne als Daniel, der ihr niemals mehr gezeigt hatte als eine kühle, nachlässige Achtung, die oft Gleichgültigkeit schien. Und doch war ihr George so fremd. Sie fühlte, welcher Abstand zwischen ihm und Daniel und auch dem Grafen sei. Die einfache Frau konnte sich nicht bewußt werden, daß dieses Fremdartige nichts Anderes war als die höhere Bildung, der eigenthümliche Adel, den die Beschäftigung mit geistigen Dingen, ein tieferes Seelenleben und ein Streben nach dem Ideal verleiht. Aber sie empfand es als ein Fremdes, das dennoch schön war und das sie mit einer schönen Bewunderung erfüllte. Sie fühlte etwas wie Stolz, daß dies Bruder sei, aber die innerliche Schen blieb ihr doch. Dieses Wiedersehen, diese Erscheinung war ihr zu plötzlich, fast erschreckend gekommen.

Inzwischen gingen George und David durch den Wald dem Plage zu, an welchem Alia ihrer harrte. David achtete das Schweigen seines Begleiters oder mochte seinen eigenen Gedanken nachhängen, denn er unterbrach das Schweigen desselben nicht. Sie hörten den Major, der sein Pferd suchte, und die schweren Hufschläge von dem Pferde des Dragoners, und George fragte, wer das sei. David antwortete, er werde ihm bald Auskunft geben. So gelangten sie zu Alia.

„Nun, wie findest Du Nina?“ fragte der Alte. „Ich danke Gott, daß Alles gut abgelaufen; es war ein Bagstüch.“

„Meine Schwester ist ein gutes Wesen“, antwortete George. „Vielleicht würde sie anders, ich will nicht sagen, besser geworden sein, wenn meine Mutter gelebt und sie erzogen hätte, aber sie hat sich ein gutes Herz bewahrt. Zuerst standen wir uns befangen und fremd gegenüber, aber das war nicht anders zu erwarten. Ich sah bald, daß es nicht Mißtrauen, sondern nur natürliche Scheu war, die sie von mir trennte, und meine Worte fanden bald Eingang in ihr Herz. Als ich von den Aeltern sprach, weinte sie; als ich aber von dem einstigen Glanz unserer Familie und von dem traurigen Ende der Aeltern sprach, an welchem Rußland nicht unschuldig sei, schien sie qualvoll berührt und verstand mich nicht. Ich brach bald

davon ab. Ihren Gatten liebt sie, das kann und soll nicht anders sein. Ueber Daniel sprach sie wenig; er scheint ihr nicht viel Schwesterliche Liebe abgewonnen zu haben. Politik ist ihr fremd. Sie wiederholte mir einige Worte ihres Mannes, die darauf hindeuten, daß er einen ernststen Kampf mit Schamyl und den Türken fürchtet, aber an einen Aufstand des Landes nicht glaubt und an einem endlichen Siege der Russen nicht zweifelt. Von Sophia sprach sie mit kalter Achtung; sie scheint ihre Schwägerin mehr zu fürchten als zu lieben. Als ich sie fragte, was an der bevorstehenden Verbindung Daniel's mit Sophia Wahres sei, sprach sie offen aus, daß ihr Mann dieselbe wünsche. Aber sie glaube, Daniel werde nicht glücklich sein, denn Sophia liebe ihn nicht; sie sei wetterwendisch und werde stets andern Männern süße Augen machen; sie trachte nach Höherem als nach einer Verbindung mit Daniel und werde ihn nur nehmen, wenn kein Besserer komme. Michael wünsche die Verbindung, weil sie für seine Schwester vortheilhaft sei, und deshalb werde die Heirath doch wohl, wenn auch erst später, zu Stande kommen. Ich verließ sie traurig; ich empfand, daß eine Grenze zwischen uns sei, daß wir nicht gemeinsam fühlen. Dennoch liebe ich sie und es drückt mich nieder, daß ich sie vielleicht in kurzer Zeit betrüben werde und die Ruhe ihres Familienlebens stören muß."

„D“, sagte Alia, „Mina Garika wird nicht betteln gehen, wenn ihre Brüder wieder Herren des Landes sind. Habt Ihr den Schuß Rußlands annehmen müssen, so kann Brazow auch wohl einmal Euren Schuß annehmen. Aber ich dachte, Du kehrest zurück, David. Wann soll ich mit Giorgi zu Daniel gehen?“

„Morgen in der Frühe!“ antwortete David. „Und ich habe noch etwas zu sagen: Daniel ist unser!“

Die beiden Männer stießen bei diesen mit erhobener und triumphirender Stimme gesprochenen Worten einen Ruf der Ueberraschung aus.

„Ja, Daniel ist unser!“ fuhr David fort. „Frage ihn morgen, Alia, ob er ein Mädchen heirathen will, das mit einem Russen nächtliche Zusammenkünfte hält. Erzähle ihm, was ich Euch sagen werde, und er wird rasend sein. Der Mann, der uns unterwegs anredete, Giorgi, war ein russischer Offizier, der Nebenbuhler Daniels. Ich erkannte ihn sogleich an der Stimme und ahnte die Wahrheit. Ich sah, wie er heimlich mit Sophia Brazow sprach und ihre Hand hielt. Da rief ich nach Dieben und hielt ihn fest, als er fliehen wollte. Sagt nicht, woher Ihr das wißt. Es ist gleichgültig. Oder Du kannst auch sagen Alia, Du habest es von mir gehört; Du hättest mich gesprochen, und ich hätte mir die Sache zusammengereimt, obwohl ich den Major erst für einen

Dieb gehalten. Sage nur zu Daniel, er möge Brazow und seine Schwester und den Major offen fragen, ob es wahr sei! Und es ist wahr! Sie werden es nicht leugnen können! Daniel wird schäumen. Er haßt den Major, er wird Sophia hassen, und Giorgi's und Deine Worte werden ein offenes Herz bei ihm finden!"

„Bei Gott, David, das ist eine gute Nachricht!“ rief Alia mit freudiger Stimme. Und er suchte in der Finsterniß George's Hand und sagte: „Nun vorwärts, Giorgi! Das Schwerste ist gewonnen, Daniel ist unser. Morgen früh gehen wir zu ihm, und wenn Schamyl von den Bergen steigt, werden Daniel und Giorgi Garika an der Spitze der Männer dieses Landes stehen und die alte Schmach und Knechtschaft rächen! Gute Nacht, David! Dank für die Nachricht!“

Und die Männer traten durch die Nacht ihren Rückweg nach verschiedenen Seiten an.

Es war am andern Tage kurz vor Mittag, als Daniel Garika in seinem Zimmer stand. Unter seinen Fenstern zeigte sich ein eigenthümlich bewegtes, aber trauriges Bild. Die Miliz von Garika hatte sich versammelt, dem Befehl, den Daniel am Abend vorher erhalten, zufolge, und Frau und Kind hatten die Männer begleitet, um den letzten Abschied von ihnen zu nehmen. Es waren wenig über hundert Mann, aus Garika und

einzelnen Dörfern, meist schlanke Leute mit blassen Gesichtern und viel mehr friedlich als kriegerisch in ihrem Aeußern. Kampflust schien sie nicht zu beseelen; sie blickten trübe vor sich hin oder auf ihre Frauen und Kinder, und der Gedanke an die Zukunft erhöhte die Blässe auf ihren Wangen. Die Mehrzahl trug die Landesstracht; nur einzelne, wahrscheinlich die Unteroffiziere, trugen an den Ärmeln und auf der Schulter Abzeichen. Auch ihre Bewaffnung machte keinen furchterweckenden Eindruck. Wohl trugen die Meisten Flinten und Säbel, aber die Flinten schienen alt zu sein, und die Männer hielten sie, als wüßten sie nicht recht, was sie damit anfangen sollten. Einzelne waren nur mit Säbeln und alten Pistolen bewaffnet. Genug, sie machten den Eindruck eines Landsturms, der weder Haus und Hof, noch Frau und Kind zu vertheidigen hat, sondern nur einem höhern Befehl folgt, und dem deshalb jene todesmuthige, stille Erbitterung fehlt, die sonst auch friedliche Landleute zu Helden machen kann, wenn es sich um die Vertheidigung der heiligsten Güter handelt.

Ja, die Männer von Sarika waren nicht mehr kriegerisch, oder wenn sie es noch waren, so hatte der Funke der Begeisterung, der aus Knaben Helden macht, noch nicht zündend in sie eingeschlagen. Man wußte, daß Schamyl im Anzuge sei, und sein Name ging flüsternd

von Mund zu Mund. Hätte sich der gefürchtete Tschetschenzenführer unmittelbar gegen Garika gewandt, so würden sich viele Muthige gefunden haben, entschlossen, den verwegenen Räubern, die gleichsam im Fluge plünderten, Widerstand zu leisten und den Versuch zu machen, sie durch Entschlossenheit zu verschrecken. Aber es hieß, Schamyl habe sich gegen Tiflis gewendet. Deshalb rief man also die Garikaner gegen ihn zu Hülfe? Waren nicht Russen genug da, ihm zu widerstehen? Noch gab es genug unter den Männern, die mehr Theilnahme für den kühnen Tschetschenzenführer als für die Generale des Czaren fühlten, und es ging eine unklare und unbestimmte Ahnung durch alle, daß sie sich würden niedermegeln lassen müssen, ohne die Genugthuung zu haben, für irgend etwas zu kämpfen, das sie liebten. Es fehlte die dumpfe, drohende Unruhe, die dem Nahen eines verhassten Feindes vorhergeht, mit dem man im Verzweiflungskampfe ringen möchte, wenn man auch der Vernichtung gewiß ist. Eine düstere, drückende Schlawheit prägte sich in den Mienen und Gestalten der Männer aus. Alle empfanden, daß sie in einen Kampf geführt werden sollten, der ihnen gleichgültig, ja verhasst war, und daß sie sich dem lieber durch die Flucht entzogen hätten. Fehlte doch überhaupt schon heute so Mancher, den man gestern noch frisch und gesund gesehen.

Heute lag er entweder scheinbar sterbenskrank im Bett oder war in die Wälder geflohen, um sich nachher so gut als möglich zu entschuldigen. Es war eine traurige Schaar, und die Weiber, deren dumpfer Schmerz sich nicht einmal bis zur Höhe lauten Jammers erheben konnte, vermehrten das Peinliche und Qualvolle dieses Anblicks.

Das sah indessen Daniel nicht. Er hielt den Brief George's in der Hand, den er nun schon wiederholt gelesen, und blickte mit finsterner Miene vor sich hin.

Was war das? Jenes nur halbverstandene Wort, das er für einen Betrug gehalten, als es ihm zu Ende des vergangenen Jahres der geheimnißvolle Bote überreicht, es war zur Wahrheit geworden. Sein in Petersburg ertrunkener Bruder George war in der Nähe. Sollte er das glauben? War es ein Betrug? Und weshalb kam George jetzt, nachdem er nie früher von sich hören lassen? Stand dieses Wiedererscheinen in Verbindung mit dem Kriege, mit dem Nahen der Türken? Daniel grubelte.

Sein mißtrauisches Herz empfand keine Freude bei dem Gedanken, daß er einen Bruder würde an sein Herz drücken können. Im Grunde seiner Seele schlummerte etwas von jener orientalischen Bruderliebe, die in dem Bruder nur den Nebenbuhler, den Thronprätendenten sieht. Daniel's Seele war kalt; daher stammte auch seine Schwäche und Unentschlossenheit, denn nur die



warne Empfänglichkeit für das Große verleiht Kraft und Energie. Es lag in ihm der Keim zu einem orientalischen Despoten, der Hunderte niedermeheln lassen kann und zuletzt winselnd vor dem mächtigern Feinde niedersinkt. Aber es war trotzdem nicht jene in ihrer Eistigkeit großartige Kälte eines Tamerlan und Nero; an ihm war Alles kleinlich und schwach, Strohfeuer, Bankelmuth und Mißtrauen.

In einigen Punkten zwar beruhigte ihn der Brief. George schrieb, daß er nur komme, seine Heimat und seine Verwandten zu sehen, daß er hinreichend begütert sei, um auch in Zukunft im Auslande zu leben, da er hoffe, daß ihn die Großmuth seines Pflegevaters nie verlassen werde. Aber es wehte ein eigener Ton durch den Brief; etwas von jener Hoheit, die Nina's Herz mit scheuer Bewunderung erfüllt hatte und jetzt in Daniel's Herzen etwas wie Neid erweckte. „Was will er denn hier? Die Heimat, mich und Nina sehen, nachdem er so lange nicht an uns gedacht? Wenn es ihm anderswo gut geht, weshalb bleibt er nicht dort, weshalb wagt er sich hierher, wo die Russen ihn nicht freundlich begrüßen werden? Und wo wohnt er, wo hält er sich verborgen? Das Alles sieht aus, als wäre mehr dahinter — eine Absicht, mich zu betrügen, vielleicht?“ So fragte er sich. Nur selten bligte etwas Edleres

in ihm auf. Dann wünschte er, George möchte sogleich eintreten. Ein Bruder! Es lag etwas in dem Gedanken, daß Daniel durchzitterte, weil es doch noch einige zarte Saiten in ihm gab. Aber er war verbittert. Die Leidenschaft für Sophia, ihre Kälte, der Gedanke an die Möglichkeit, sich gegen Rußland aufzulehnen, das Alles hatte ihn in der letzten Zeit fast krank gemacht, da er groß geworden war in Schläffheit und nicht männlich mit großen und gewaltigen Gedanken zu kämpfen verstand. Es verstimmte ihn, daß er herausgerissen worden aus der behaglichen, gleichförmigen Bahn des Lebens. Jede geistige Anstrengung war ihm zuwider. Nun kam auch noch dieser Bruder! Weshalb quälte man ihn mit Ueberraschungen?

Zwischen diese Gedanken drängten sich andere. Heute sollte er Nachricht erhalten, ob Sophia seine Bewerbung angenommen. Statt nach Dari hinüberzureiten, woran ihn der Befehl zum Ausmarsch hinderte, erwartete er nun Michael Brazow bei sich selbst. Der Graf konnte jeden Augenblick mit seiner Schaar eintreffen. Und wenn Sophia nun keine bestimmte Antwort gegeben? Schon begann er wieder, sie zu entschuldigen. Es hangte ihm vor jeder Entschiedenheit, vor jeder Gewißheit. Die Ordre zum Aufbruch war auch nach Dari gekommen; in den Vorbereitungen hatte man nicht Zeit für eine so

zarte Besprechung gefunden, die plötzliche Kriegsgefahr hatte alle Gedanken auf andere Gegenstände gelenkt; genug, schon entschuldigte er sich vor sich selbst, wenn er sich gezwungen sehen würde, eine zögernde Antwort Sophia's gelten zu lassen.

Daniel war in voller Marschuniform, den Säbel an der Seite, aber der Mißmuth, die Schlassheit seiner Bäume stand in einem leicht bemerkbaren Widerspruche mit dieser kriegerischen Rüstung. Auch er zog nicht gern in diesen Kampf, der ihn von Sophia und der Bequemlichkeit des gewohnten Lebens entfernte. Sich mit diesen Milizen zu ärgern, Regen und Wind auszuhalten, und was das Unangenehmste war, unter dem Commando des Majors und später unter dem Oberbefehl anderer russischer Offiziere zu stehen, wie langweilig war diese Aussicht! Die Aussicht auf Kampf dagegen entmuthigte ihn nicht. Persönlich war Daniel tapfer wie jeder militärisch erzogene Mann.

So stand er, als ein Diener eintrat und meldete, daß Alia Bassi mit noch einem andern Manne den Prinzen zu sprechen wünsche. Daniel kannte den Namen gut genug, wenn er auch Alia Bassi seit Jahren nur sehr selten gesehen und kaum wußte, wo er wohnte. War dieser andere George? Er gab die Erlaubniß zum Eintritt.

Gleich darauf erschien der alte Weiskopf, an seiner Seite George in der Landestracht. Daniel, mitten im Zimmer stehend, erwartete sie mit leichtem Herzklopfen. Die Blicke der beiden Brüder begegneten sich, derjenige Daniel's scheu und mißtrauisch, der Blick George's sanft fragend, weich, fast bittend. Die Aehnlichkeit erkannte Daniel im Augenblick. An der Wand hing ein Portrait des Vaters; George mit seinen schmalen, feinen Zügen glich demselben wunderbar, mehr als Daniel, dessen Züge breiter und schlaffer waren, obwohl auch die beiden Brüder sich sehr ähnlich sahen.

„Daniel Garika“, sagte der Alte vortretend, „ich führe Dir hier Deinen Bruder zu. Du kannst, wenn Du einen Blick auf jenes Bild Deines Vaters wirfst, nicht zweifeln, daß er es ist. Doch davon ist jetzt nicht die Rede. Wir kommen in einem entscheidenden Augenblick, Daniel! Unter Deinen Fenstern stehen die Kinder Deines Landes. Du wirfst sie mit den Russen gegen Schamyl führen?“

„Ich dachte, jetzt hätte ich erst mit diesem Manne zu sprechen, der sich meinen Bruder nennt“, sagte Daniel ablehnend, und dann fügte er auf Französisch zu George hinzu: „Ich habe Ihren Brief erhalten. Sie werden es natürlich finden, wenn er mich überrascht hat. Darf ich Sie bitten, mir nähere Aufklärungen zu geben?“

„Seht nicht! rief Alia, zwischen die Brüder tretend, denn er verstand den Sinn, wenn auch nicht die Worte von Daniel's Rede. „Ihr könnt später sprechen. Jetzt drängt die Entscheidung! Daniel, Du wirst nicht mit den Russen ziehen! Ich weiß, was Dich zu ihrem Sklaven macht: ein Weib! Aber David, den ich heute gesprochen, hat dieses Weib gestern Abend überrascht, als sie mit dem Russen, dem Major in Kureli, auf der Terrasse unter ihrem Fenster heimlich sprach in später nächtlicher Stund! Willst Du denen trauen, Dich für diejenigen opfern, die Dich verrathen?“

Daniel, der bei den ersten Worten Alia's unwillig hatte aufbrausen wollen, fuhr zurück und erbleichte.

„Was weißt Du davon?“ stammelte er. „Von wem sprichst Du?“

„Von der Gräfin Sophia, Deiner Schwägerin!“ antwortete Alia, und die Blicke des Alten schienen in Daniel's Herz dringen zu wollen. „David hat sie überrascht. Und auch Michael weiß es. Willst Du eine Fremde heirathen, die Dich mit ihren Landsleuten betrügt? Der Major und Michael werden bald bei Dir sein. Frage sie, verlange Antwort! Sei ein Mann! Wirst Du mit ihnen ziehen, wenn sie Dir die Wahrheit gestehen von dem, was ich sage?“

„Sophia — heimlich mit dem Major, und Michael weiß es?“ rief Daniel abgebrochen, stammelnd.

„Ja, gestern Abend, während Giorgi mit Nina sprach!“ antwortete Alia. „Aber da sind sie selbst, nun frage sie! Und wenn Du weißt, daß Du betrogen bist, Daniel, so handle!“

In der That hörte man die Musik der Dragoner. Der Major und Michael, die sich unterwegs vereinigt, ritten auf den Hof, während die Milizen Brazow's und die Schwadron Dragoner sich vor dem Schlosse aufstellten.

„Ich werde sie fragen!“ rief Daniel, noch immer todtensbleich. „Und Ihr, was wollt Ihr?“

„Wir bleiben hier, wenn auch nicht bei Dir, doch im Schloß, um Zeugen zu sein, wie ein Garika handelt, wenn man ihn betrügt!“ rief Alia. „Sorge nicht um uns! Ich kenne das Schloß so genau als Du und werde Giorgi für alle Fälle sichern. Geh nur hinab!“

„Gut!“ sagte Daniel und seine farblosen Lippen zitterten. „Wenn es so ist, wie Du sagst, dann flieh den Russen und ihrem ganzen Anhang!“

Er verließ das Gemach. Alia Bassi und George traten an ein Fenster.

Die Musik der Dragoner ertönte inzwischen lustig weiter. Der Major und Brazow, mitten auf dem Hof haltend, schienen Daniel zu erwarten. In dem Moment,

als dieser unten aus der Thür auf den Hof trat, drängte Alia Bassi plötzlich George zurück, öffnete das Fenster, deutete mit der Hand nach Norden und rief mit einer Stimme, die Alles übertönte: „Schamyl! Schamyl!“

Wie auf ein gegebenes Zeichen verstummte die Musik. Aller Blicke wandten sich nach Norden, und da das Schloß hoch lag und gerade nach Nordosten, nach dem Karassu, der Berg steil abfiel, sodaß der Blick bis weit auf die nördlichen Berge schweifen konnte, so sah die Mehrzahl durch die reine und klare Luft etwas wie einen schwarzen Schatten, der sich in Gestalt einer schmalen Linie klar von einem hell von der Sonne beschienenen Felsabhang abhob. Es gehörten freilich geübte Augen dazu, um zu errathen, daß dies eine Schaar Reiter sei, aber unter den Versammelten waren wenige, deren Auge nicht auf meilenweite Entfernung eine solche Linie zu deuten gewußt hätte.

Ein Flüstern ging durch die Miliz; dann wurden die Reihen todtensstill. Die Dragoner richteten sich straffer auf, und die Trompeter nahmen mit einer Dissharmonie die Melodie wieder auf, wo sie dieselbe abgebrochen. Es lag etwas eigenthümlich Einsames und Verlassenes in den Klängen dieser wenigen Trompeten, etwas wie gezwungene Lustigkeit, wie erkünstelter Trost. Selbst das schwache Echo schien keinen Muth zu haben, einzustimmen.

Inzwischen hingen alle Blicke an jenem Schattenstreifen. Wohin er sich richtete, das ließ sich auf eine so weite Entfernung nicht bestimmen. Aber er bewegte sich ein wenig, das war deutlich zu sehen, und zwar nach Süden zu.

In diesem Moment trat Daniel Sarika auf Michael und den Major zu, das Gesicht noch immer bleich. Aber es war nicht die Blässe der Furcht, sondern diesmal der Entschlossenheit.

Die Miene, die Haltung Daniel's mußten dem Grafen und dem Major auffallen. Ihre Blicke wurden aufmerksamer. Bragow ritt dem Prinzen einige Schritte entgegen.

„Guten Tag, Daniel!“ sagte er und versuchte ein Lächeln. „Der Krieg beginnt. Wer war der Mann, der aus dem Fenster rief?“

Daniel beantwortete weder den Gruß, noch die Frage. Er suchte nach den Worten für eine Anrede.

„Herr Graf“, sagte er dann, „welche Antwort bringen Sie mir von der Comtesse?“

Michael stutzte und eine Wolke zog über sein Gesicht.

„Ich glaube, mein lieber Prinz, dies ist kaum der Augenblick, davon zu sprechen“, antwortete er. „Wir sind nicht allein, und außerdem zwingt uns der Augenblick, an andere Dinge zu denken.“



„Dennoch wünsche ich Ihre Antwort jetzt zu hören und zwar hier“, sagte Daniel fast heftig. „Die Gegenwart des Herrn Majors genirt mich nicht; im Gegentheil, ich halte sie für nothwendig.“

Die Miene des Majors blieb scheinbar ruhig, aber Verwunderung und Neugier sprachen aus seinen Blicken. Was war vorgegangen? Welche Scene sollte sich hier entwickeln? Er hatte Daniel nie so trotzig und entschlossen gesehen.

„Ihre Worte setzen mich in Erstaunen“, antwortete Michael Brazow unmutig. „Ich muß in der That gestehen, daß mir der Augenblick für die Erklärung, die Sie verlangen, nicht geeignet erscheint. Sobald wir allein sind, werden Sie meine oder vielmehr Sophia's Antwort hören.“

„Es thut mir leid, auf meiner Frage bestehen zu müssen“, sagte Daniel. „Es ist möglich, daß wir nicht so bald allein sind, und außerdem wünsche ich, wie gesagt, daß der Herr Major zugegen sei.“

„Daniel“, rief Brazow, „ich finde Ihre Hartnäckigkeit sonderbar und fast beleidigend. Was ich Ihnen zu sagen habe, betrifft nicht mich und Sie allein, sondern auch eine Dame. Ich kann nicht vor aller Welt davon sprechen.“

„Wir sind nur unser drei“, sagte Daniel. „Also Sie wollen nicht antworten, Graf?“

„Nein, hier nicht!“ erwiderte Michael entschieden und in gereiztem Tone.

„Gut, so werde ich eine andere Frage an Sie richten, und ich bin überzeugt, daß Sie mir diese Frage gewiß beantworten werden!“ fuhr Daniel fort. „Ist es wahr, daß die Comtesse Sophia gestern Abend, am Abend desselben Tages, an welchem ich um eine Entscheidung bat, eine heimliche Unterredung, mit andern Worten ein nächtliches Rendezvous mit diesem Herrn, mit dem Major Ombrazowitsch gehabt hat?“

Die Frage kam unerwartet; sie mußte den Grafen verwirren und den Major überraschen.

„Aber, mein lieber Daniel“, rief Brazow, „das ist doch in der That kein Ort und keine Gelegenheit, um über derartige Dinge zu verhandeln. Noch einmal, lassen Sie uns jetzt abbrechen. Ich werde Ihnen Alles erklären!“

„Die Erklärung besteht in einem einzigen Wort“, sagte Daniel. „Ja oder Nein?“

„Nun, wenn Sie denn wollen, ja, Sophia hat eine Unterredung mit dem Major gehabt, weil er sie darum gebeten, die erste und letzte, die einzige“, antwortete Michael unruhig. „Ich hätte es Ihnen von selbst mitgetheilt, zugleich mit der Antwort Sophia's, die nicht ungünstig ist.“

„Nicht ungünstig? Wirklich?“ rief Daniel höhnisch lachend. „Ich bin Ihnen sehr dankbar, Herr Graf. Will vielleicht die Comtesse mich wirklich heirathen und sich auch später noch Rendezvous mit dem Herrn Major geben? Besten Dank! Ich habe nicht Lust, ein gefälliger Ehemann zu sein. Die Comtesse ist vor meinen Bewerbungen sicher! Ich könnte einige scharfe Worte über eine Dame sprechen, die den Einen anhörte und dem Andern Rendezvous gab, aber sie geht mich nichts mehr an!“

„Prinz“, rief Brazow heftig, „keine Beleidigung! Eine Unterredung ist kein Rendezvous! Wie können Sie urtheilen, ohne gehört zu haben? Von wem haben Sie überhaupt die Nachricht?“

„Das ist meine Sache!“ antwortete Daniel scharf und höhnisch. „Es scheint fast, als hätte mir dieser unschuldige Zwischenfall verschwiegen bleiben sollen. Das wäre allerliebste gewesen, sehr aufrichtig von Ihnen, Herr Graf.“

„Prinz“, rief Brazow, „wir sprechen uns darüber später! Sie wissen nicht, was Sie sagen. Ich will jetzt nichts mehr hören. Wir sind im Dienst des Kaisers und haben an andere Dinge zu denken. Geben Sie den Befehl zum Aufbruch, Herr Major. Die Truppen sind versammelt.“

„Sie stehen im Dienst des Kaisers, nicht ich!“ sagte

Daniel falt. „Ich bleibe hier, und meine Garitaner bleiben bei mir. Adieu, meine Herren!“

„Prinz“, rief jetzt der Major und verspernte ihm mit seinem Pferde den Weg, „ich muß um nähere Erklärung dieser Worte bitten, die jedenfalls auf einem Irrthum beruhen.“

„Durchaus nicht!“ antwortete Daniel. „Ich bin Milizoffizier, das ist wahr, aber als solcher nicht im unmittelbaren Dienst des Kaisers. Soviel ich weiß, sollen die Milizen nur zur Vertheidigung des Landes dienen. Nun gut, unsere Gegend ist bedroht — da drüben ist Schamyl — ich bleibe hier, und wenn Ihnen das Wohl eines Landes am Herzen läge, das Sie freilich nicht lieben können, da Sie hier nicht geboren, da Sie hier nur durch eine Heirath eingezogen, so würden Sie dasselbe thun und Dari schützen!“

Eine Minute lang blieben der Graf und der Major stumm nach diesen Worten. Es lag nicht in ihnen allein, sondern in dem ganzen Wesen Daniel's etwas so Ungewöhnliches, daß sie diesen Gegensatz gegen früher kaum zu begreifen vermochten. Außerdem war Paul Ombragowitsch mit seinen Gedanken beschäftigt. Daniel unterrichtet von dem Rendezvous, was hätte er Besseres wünschen können? War ihm nicht in der Nacht der Gedanke gekommen, dem Prinzen heimlich den Vorfall melden zu

lassen? Und Daniel fast im Aufstande gegen Rußland, stimmte das nicht mit seinem eigenen Plane überein, den er Sophia entwickelt? War das nicht seine einzige Hoffnung gewesen? In der That, es gestaltete sich Alles schneller und günstiger, als er zu hoffen gewagt; er durfte wieder an die Möglichkeit denken, Sophia zu gewinnen. Nur mit Mühe verbarg er seine Freude und zwang sich, befremdet, kalt und streng zu erscheinen.

„In der That, Prinz, eine seltsame Auslegung Ihrer Pflichten, die fast an Insubordination grenzt!“ sagte er. „Ich glaube, ich muß meiner Ordre folgen, und diese lautet: Sie und den Herrn Grafen mit den Milizen von Garika und Dari den Karassu hinabzuführen. Haben Sie die Güte, mich zu begleiten, bis ich die Entscheidung eines höhern Offiziers einholen kann.“

„Ich bleibe!“ rief Daniel. „Ich habe mich verpflichtet, das Land zu schützen, und das werde ich thun. Aber mein Land ist Garika, nicht das ganze große Georgien, nicht Tiflis. Ich werde Garika schützen gegen jeden Feind, und noch weiß ich nicht, wo ich eigentlich den Feind zu suchen habe.“

„Der Doppelsinn in Ihren Worten ist sehr durchsichtig!“ sagte der Major etwas spöttisch. „Es scheint, als ob alte Erinnerungen in Ihnen erwachten, zu Ihrem Schaden — gewiß! Doch das ist Ihre Sache.“

Was meinen Sie, Graf? Soll ich die Weigerung des Prinzen als offenen Widerstand behandeln, oder soll ich den Weg der Güte versuchen?"

"Daniel", rief Brazow jetzt, wenn auch gereizt, doch fast bittend, „Sie machen sich unglücklich. Nehmen Sie Vernunft an! Sie sind erbittert — ohne Grund! Es wird sich Alles aufklären. Thuen Sie keinen voreiligen Schritt; Sie würden ihn bereuen. Kommen Sie mit uns. Es steht nicht in der Macht des Majors, Sie von Ihrer Pflicht zu dispensiren, und es ist Ihre Pflicht als Soldat, zu gehorchen. Bedenken Sie, daß wir im Kriege sind! Wir stehen unter dem Kriegsgesetz."

"Ich dispense mich selbst und auf eigene Verantwortlichkeit", antwortete Daniel. „Genug, meine Herren, ich bleibe hier; Garika liegt mir mehr am Herzen als Tiflis, das werden Sie begreifen."

Und zu den Garikanern tretend, die diesem in der Landessprache und ziemlich laut geführten Wortwechsel mit steigender Aufmerksamkeit gelauscht hatten, rief er:

"Männer von Garika! Wir haben die Waffen genommen, um unsere Häuser, unsere Acker zu vertheidigen, nicht um in der Ferne einen Feind zu bekämpfen, der vielleicht nicht unser Feind ist. Ihr steht unter meinem Befehl; kein Anderer hat Euch zu gebieten. Ihr bleibt hier, versammelt und bewaffnet, solange uns Ge-

fahr droht. Die Dragoner mögen mit ihrem Major ziehen; sie sind des Czaren Truppen. Ihr aber seid die meinigen und Ihr bleibt!"

Die Worte wirkten zauberhaft. Dieselben Männer, die vorher bleich und düster einem nicht ersehnten Kampf entgegensahen, stießen einen Jubelruf aus und schwangen ihre Waffen, als seien sie bereit, sich auf jeden Feind zu stürzen. Etwas von dem alten Heldenmuth der Garitaner schien in ihnen aufzutauchen.

„Wir bleiben!" riefen sie. „Es lebe der Prinz Daniel! Es lebe der Fürst von Garika!"

Die Frauen hoben ihre Kinder empor und jubelten lauter als die Männer; die Milizen von Dari, die außerhalb des Thores bei den Dragonern aufgestellt waren, drangen herein und fragten, was geschehe. Wenige Worte genühten, sie aufzuklären, und sie stimmten zum Theil mit ein in den Ruf: „Wir bleiben! Es lebe Fürst Daniel!"

Inzwischen wechselten der finster gewordene Graf Brazow und der Major, dessen Antlitz sehr ruhig war und dessen Augen zuweilen von geheimer Freude leuchteten, hastig einige Worte.

„Der Mensch ist rasend geworden!" flüsterte Brazow. „Sollte er es wagen zu trohen?"

„Sie sehen, daß er es thut; die Vorbeeren der Zür-

ten lassen ihn nicht schlafen“, erwiderte der Major spöttisch.

„Aber er ruinirt sich. Und er ist mein Schwager!“ flüsterte Brazow. „Was wollen Sie thun, Major?“

„Entweder nichts oder Alles!“ antwortete dieser. „Entweder wir marschiren ab und überlassen ihn seinem Schicksal, oder ich lasse ihn verhaften, im Nothfall mit Gewalt. Was halten Sie für das Bessere?“

„Sie fragen mich?“ rief Brazow fast zornig. „Ich kann Ihnen nicht rathen. Natürlich wünsche ich keine Gewalt. Ohne Ihre unglückliche Unterredung mit Sophia wäre das Alles nicht geschehen. Dieser Narr, der David, muß geschwaßt haben!“

„O Herr Graf, was hat eine solche Unterredung mit einer offenbaren Insubordination zu thun?“ fragte der Major, die Achseln zuckend. „Hier sehen wir, wie mir scheint, nur die Früchte einer längst ausgestreuten Saat. Indessen, ich werde nicht zur Gewalt schreiten. Der Prinz mag bleiben. Vielleicht besinnt er sich eines Bessern und folgt uns später.“

Diese Worte waren fast spöttisch gesagt; Ombragowitsch konnte ein Lächeln boshaften Triumphs kaum unterdrücken. Andererseits war Brazow tief und leidenschaftlich erregt. Sein Schwager ungehorsam, möglicherweise ein Feind Rußlands, im offenen Widerstand



gegen die Regierung, welches Licht mußte das auf ihn den Gemahl Rina's werfen, den man in der letzten Zeit fast verantwortlich gemacht hatte für die Ruhe Garikas und die Treue Daniels! Und das Alles um dieser unseligen Unterredung willen, die der Major erschlichen hatte! In der That, der Graf war fast zorniger auf den Major, den er haßte, als auf Daniel, dessen Aufregung durch Eifersucht und gekränkte Liebe zu entschuldigen war.

„Prinz“, rief der Major jetzt, sich Daniel nähernd, „mein letztes Wort! Sie sind im Irrthum, wenn Sie glauben, daß Sie nicht nöthig hätten, der Ordre zu gehorchen. Ueberlegen Sie! Ich will Sie nicht zwingen, wenn ich auch könnte. Ich mag die Verantwortung für einen solchen Schritt nicht übernehmen, ja, ich will selbst von meiner Pflicht abweichen, um einen Mann, dem ich so nahe gestanden, nicht zu verletzen. Aber bedenken Sie, welche Verantwortung Sie übernehmen, nicht nur für sich, sondern auch für diese Milizen! Ich muß Sie jetzt verlassen. Folgen Sie mir, wenn Sie mit ruhigem Blut Alles überlegt haben. Ich werde dem, was vorgefallen, eine möglichst gute Deutung geben.“

Die Worte des Majors klangen freundschaftlich und versöhnend; der Spott, die Ueberlegenheit, das Hofmeisternde in seiner Miene aber schienen darauf berechnet,

den Stolz Daniel's noch empfindlicher zu kränken. Und er erreichte seinen Zweck.

„Ich bin sehr ruhig, Herr Major!“ antwortete Daniel, zitternd vor Zorn. „Sparen Sie Ihre Ermahnungen für russische Cadetten. Ich werde mich zu verantworten wissen, vorausgesetzt, daß ich das überhaupt nöthig habe!“

„Run gut, gut!“ antwortete Dmbrazowitsch mit verletzender Gleichgültigkeit. „Machen Sie das mit sich und Ihrer Pflicht ab. Adieu, Prinz! Ich hätte gewünscht, Sie hätten meinen Rath angenommen!“

Er grüßte oberflächlich und sprengte zu seinen Dragonern.

Michael Brazow hielt in peinlicher Unruhe noch auf dem Hofe. Es schien ihm unmöglich, seinen Schwager so leicht aufzugeben. Er suchte nach Worten.

„Daniel, Daniel!“ rief er endlich. „Kommen Sie, ich beschwöre Sie! Sie machen sich und alle unglücklich! Sie haben sich verblenden lassen. Jene Unterredung Sophia's mit dem Major war von der unschuldigsten Art. Er liebt sie, das wissen wir alle, und hatte sie um eine Unterredung beschworen, um —“

Die Fanfare, die auf den Befehl des Majors von den Trompetern angestimmt wurde, übertönte seine Worte.

„Genug, genug!“ rief Daniel laut. „So etwas erfährt man besser zu früh als zu spät. Sophia ist vor meiner Bewerbung sicher. Ich werde Garika und Dari schützen, da Sie selbst dazu nicht den Willen haben!“

Brazow wollte noch sprechen, aber die Art, wie sich Daniel von ihm abwandte, schien ihn zu erbittern.

„Sie werden es bereuen!“ rief er zornig. Und er sprengte dem Major nach.

Die Schwadron Dragoner hatte sich geordnet und setzte sich so eben in Marsch. Dem Major schien es sehr gleichgültig, ob ihm sonst noch Jemand folge; er sah nicht zurück. Brazow suchte seine Milizen mit den Blicken, aber er sah ihrer nur noch wenige. Die meisten hatten sich mit den Garikanern auf dem Schloßhofe vereinigt. Andere riefen ihm zu: „Wir bleiben, Herr Graf! Wir schützen Dari!“ Nur wenige, unter ihnen die Russen, die sich in Dari niedergelassen, meist ehemalige Diener der Familie Brazow, schienen bereit, seinem Commando zu folgen.

Der Graf erhob seine Stimme, sprengte in den Schloßhof zurück, zog den Degen, befahl, tobte, wettete — umsonst! Ueberall rief man ihm entgegen: „Wir bleiben!“ Er stellte den Widerspenstigen vor, daß sie ihr Leben wagten, daß sie unter dem Kriegsgefeß ständen und unzweifelhaft wegen Meuterei hängiert werden würden.

„Wir sind keine Ruffen!“ rief man ihm entgegen.  
 „Wir bleiben und schützen Haus und Hof, Weib und Kind!“

Einige riefen ihm zu, er möge doch selbst bleiben; aber das waren nur wenige. Andere riefen: „Sie sind ein Ruffe. Gehen Sie mit dem Major! Wir sind Garikaner und bleiben!“

Der Graf war außer sich vor Zorn, in den sich Scham über seine Ohnmacht mischte. Endlich schien er dieses vergeblichen Tobens müde zu sein. Er riß ein Blatt aus seiner Brieftasche, schrieb einige Worte mit Bleistift darauf und gab es einem Manne, der es Daniel überbringen sollte.

„Ihr werdet es bereuen!“ rief er dann. „Narren, die Ihr seid! Ihr werdet fühlen, wenn Ihr nicht hören wollt!“

Er sprengte aus dem Schloßhof, sammelte die Wenigen, die ihm treu geblieben, und zog dem Major nach, dessen Schwadron unter den lustigen Klängen eines Marsches den Berg hinabritt.

Daniel nahm das Papier, das der Garikaner ihm reichte. Es trug die Adresse Nina's.

„Dein Bruder ist rasend geworden“, stand darauf. „Er verweigert den Gehorsam und bleibt in Garika. Sorge dafür, daß er sich mit Sophia ausspricht, dann

kann noch Alles gut werden. Ich muß weiter mit dem Major; ich kenne nur meine Pflicht. Ihr habt nichts vom Feinde zu befürchten. Ich bin bald wieder bei Euch!"

„Gut“, sagte Daniel bitter lachend, „sie soll das Papier erhalten. Aber mit Sophia sprechen, nein, das fällt mir nicht ein. Ich müßte sie denn verhöhnen und ihr sagen wollen, was ich über sie denke! Komme, was komme! Ich lasse mich von diesem Major und von dem Grafen nicht behandeln wie ein Knabe. Das ist vorbei! O diese Sophia, diese Schlange!“

Und er brach in jenes bittere, krampfhaftes Lachen aus, das oft nichts weiter ist als ein Schluchzen, dem die Thränen fehlen. Dann stieß er mit dem Fuß auf die Erde und rief:

„Nun vorwärts! Jetzt muß gehandelt werden. Endlich einmal ist mir das Herz frei und ich habe diese Last abgeschüttelt! O ich wünschte, ich träte mit diesem Major zusammen. Er oder ich!“

Ganz seiner Aufregung hingegeben, stand er, als ob er allein sei, mitten auf dem Hofe, während die Menge ihn umgab. Einige beobachteten jenen dunklen Streifen, der die Reiterschaar der Tschetschenzen bezeichnete und inzwischen ein bemerkbares Stück vorgerückt war. Es ließ sich jetzt erkennen, daß diese Schaar sich vollkommen südlich, in der Richtung nach Tiflis bewegte.

Also hatten Garika und Dari für jetzt nichts zu befürchten. Ob dies nun den Muth der Garikaner hob oder ob wirklich ein kriegerischer Geist in sie gefahren, seit sie sich selbstständig und nicht mehr als Diener Rußlands fühlten, genug, sie schwangen ihre Waffen, ihre Augen leuchteten und ihre Wangen glühten.

In diesem Augenblick erschien der weißhaarige Alia Wassi in der Thür des Schlosses. In der Linken trug er hoch erhoben ein rothgelbes, zerrissenes Banner mit einem Löwen auf der Stangenspitze, in der Rechten ein breites, etwas gekrümmtes Schwert. Stolz aufgerichtet schritt der Greis langsam auf Daniel zu. Als die Menge ihn bemerkte, verstummte sie für einen Augenblick, dann aber brach unermesslicher Jubel aus.

„Das Banner von Garika! Das Schwert von Garika!“ jauchzte man von allen Seiten. „Da ist er, da ist Alia Wassi! Er hat Banner und Schwert bewahrt! Garika ist noch nicht todt!“

Aufmerksam gemacht durch den wilden Jubel, wandte sich auch Daniel dem Greise zu und schien überrascht, als er die alten Feldzeichen erblickte. Thatsache war es, er gestand es später selbst, daß er nicht gewußt, wo diese alten Zeichen geblieben, daß sie ohne sein Wissen im Schlosse verborgen gewesen, das Alia Wassi allerdings besser kannte als der Herr selbst. Aber sie waren da,

die alten Reichen, unter denen die Könige von Garika zum Siege gezogen, und selbst Daniel fühlte etwas von Begeisterung, schener Ehrfurcht und tiefer Bewegung.

Alia Baffi war bis dicht zu Daniel herangetreten; die Menge umdrängte beide. Als man bemerkte, daß Alia sprechen wollte, wurde es still auf dem Hofe, so still, daß man aus der Ferne noch die Trompeten der Dragoner herübertönen hörte.

„Fürst Daniel Garika“, sagte der Greis, „Du hast Dich als ein Mann gezeigt, würdig Deiner Ahnen, würdig der Könige von Garika. Du hast dem Fremdling den lange erzwungenen Gehorsam verweigert, Du hast nicht dulden wollen, daß die Männer von Garika zum Gemetzel geführt würden gegen ihre eigenen Freunde. Denn sind das unsere Feinde, die dort drüben niedersteigen von den Bergen, um den Russen Tod und Verderben zu bringen? Nein, sie kämpfen gegen denselben Feind, dem auch wir unterlegen sind, hoffentlich nicht für immer. Wohl haben die Männer der Berge Recht, uns als ihre Feinde zu betrachten, denn sie kämpften für uns, während wir dem Banner der Moskowiter folgten. Aber die Stunde ist gekommen, in der wir unsern Irrthum erkennen und uns verbünden mit denen, die es allein gewagt haben, der Macht des Czaren zu widerstehen. Ganz Georgien, Kolschis, Suanien, Mingrelieu, die Län-

der nördlich und südlich vom Kaukasus, soweit man die Schneespitzen des Elborus und Kasbek leuchten sieht, erheben sich, wie der Löwe von Garika; entfalten ihre Banner, wie ich dieses Banner entfalte, und wenden sich gemeinsam gegen die Unterdrücker. Nur wenige Meilen von uns stehen die Streiter des Sultans, siegreich gegen die Russen, und die großen Mächte des Westens, jede einzelne mächtiger als das Czarenreich, senden bereits ihre Flotten in das Schwarze Meer, und vor ihnen fliehen die Segel der Russen, vor ihnen flüchten die Moskowiter aus ihren Festungen am Meeresufer in das Innere des Landes. Wenn Georgien will, so wird es frei sein. Der Moskowiter hat die Völker im Süden des Kaukasus unterdrücken können, als sie uneinig waren und Niemand ihnen Hülfe sandte, aber er wird fliehen müssen, wenn vom kolkhischen Strande bis zum Ufer des Kaspi-Sees die streitbaren Männer sich erheben und der Sultan und die großen fränkischen Mächte ihre Tausende und aber Tausende ihm entgegenwerfen, wenn Schamyl mit seinen blitzschnellen Reitern sie wie der Sturmwind überfällt und wenn hinter jedem Strauch und jedem Felsen sich ein Feind gegen den langjährigen Unterdrücker erhebt. Nicht einer wird hinübergelangen über den Kaukasus, um den Tod der Moskowiter zu melden. Es schwankt die Macht des Czarenreichs, und wie eine Säule,



zu hoch gethürmt, wie jener Thurm von Babel, von dem die Schrift uns meldet, wird sie krachend zusammenstürzen und unter sich alle zerschmettern, die sie errichtet. Wollt Ihr zurückbleiben, Männer von Garika und Dari, wenn alle gegen die Moskowiter kämpfen? Wollt Ihr allein Eure Freiheit nicht erwerben? Wollt Ihr ferner dem Fremden Eure Häuser und Acker überlassen, ihm Steuern zahlen und Euch von ihm in ferne Länder zum Kriege schleppen lassen? Und Du, Daniel, ältester Sohn der Könige von Garika, Edel der Herren von Dari, Garika und Aureli, willst Du zögern und Dich des Namens Deiner Väter unwerth zeigen? Willst Du, bereits getäuscht und betrogen von den Russen, das Andenken Deines Vaters und Deiner Mutter schänden, indem Du ferner den Söhnen der Kosaken gehorchst, die nicht würdig sind, Deine Füße zu küssen? Nein, Du wirst es nicht. Wir haben gesehen, daß Du ein Mann sein kannst, wenn der Uebermuth und die Lücke der Fremdlinge Dich reizt. Du wirst an der Spitze der Männer von Garika stehen, mit Dir werden die Krieger von Georgien, Mingrelien, Imerethien und Gurien, die Sieger von den Bergen, die Männer der Kabarda, die Lesghier, die Tschetschenzen, die Swaner und Abchasen sich vereinigen. Wie eine Wetterwolke werdet Ihr auf die Feinde stürzen und sie verderben, und ehe der Win-

terschnee die Vorberge des Kaukasus einhüllt, ehe das Eis niedersteigt an den Kiongletschern, wirst Du wieder König von Garika sein, und die Männer, die sich bisher im schweigenden Groll vor der Macht der Fremdlinge gebeugt, werden Dir huldigen als dem wahren Erben dieses Reichs, als dem neuerstandenen, wahren und rechtmäßigen Herrscher dieses Landes! Tod den Russen! Es lebe der König von Garika!"

Die zitternde und doch weithin schallende Stimme des Greises, seine leuchtenden Augen, die Thränen, die über seine gefurchten Wangen rannen, das Banner, das er hoch in der Luft schwang, das Schwert, das er triumphierend erhob, Alles riß die ohnehin schon erregte Menge zu einer fast wahnsinnigen Begeisterung hin. Viele stürzten auf die Kniee vor Daniel, Andere küßten die Bannerstange und das Schwert. Der Ruf: „Tod den Russen! Es lebe der König von Garika!“ gemischt mit Ausbrüchen des Jubels und unterbrochen vom Schluchzen der Erregung, erschütterte den Schloßhof. Daniel selbst, ein Kind und Spielball des Augenblicks, wie er war, stand sprachlos und so heftig ergriffen, daß ihm Thränen aus den Augen strömten.

„Ja!“ rief er endlich und erhob die geballte Faust, „Tod den Feinden! Tod denen, die mich und Euch betrügen! Garika soll wieder ein freies und ein mächtiges

Reich sein! Ich will Euch führen, ich bin bereit. Nicht länger ertragen wir den Uebermuth der Feinde! Sendet Boten durch das Land! Ruft Alles zum Kampf! Tod oder Sieg, ich bin entschlossen!"

Inzwischen hatte Alia Baffi eine Bewegung nach dem Fenster hinauf gemacht, an welchem er vorher mit George gestanden. Jetzt überreichte er Daniel das Schwert. Er selbst hielt das Banner hoch erhoben in kräftiger Faust.

„Der Himmel selbst hat uns ein Zeichen gegeben, daß wir siegen werden!“ rief er, und die Menge verstummte, sobald sie seine Stimme vernahm. „Der Himmel selbst will uns zeigen, daß das Haus der Könige von Garika nicht erstorben ist, daß es nicht nur in Daniel lebt. Ihr wißt, daß unser Herr, den man in die kalte Ferne sandte, damit er dort sterbe, uns zwei Söhne hinterließ, Daniel, den erstgeborenen, und Giorgi, den zweiten. Wir glaubten, Giorgi sei gestorben in der Hauptstadt der Moskowiter. Er ist es nicht. Er ist zurückgekehrt, nachdem er bis jezt im Westen, im Lande der Freiheit gelebt; er ist gekommen, um uns zu melden, daß viele Tausende von Verbündeten uns nahen: er ist gekommen, um mit Daniel zu kämpfen und zu siegen oder zu sterben. Auf zwei Säulen, zwei starken, kräftigen Säulen ruht das Haus der Herrscher von Garika. Das ist ein Zeichen des Himmels, daß es nicht untergehen

soll und nicht untergehen wird. Zum ersten Male ist Giorgi Garika heute wieder in das Schloß seiner Väter getreten, an dem Tage, an welchem wir das Joch der Fremden abschütteln. Das ist ein Zeichen, daß der Geist des alten Löwen von Garika wieder aufleht und wieder eingezogen ist in diese Burg und dieses Land! Giorgi Garika, komm und grüße die Männer, deren Vorfahren in Treue für Deine Ahnen lebten und starben!"

Es herrschte Todtenstille. Eine tiefe, feierliche Bewegung hatte die Menge ergriffen. Die Meisten glaubten, daß der zweite Sohn ihres frühern Herrschers in der Hauptstadt des Russenreichs gestorben. Seine Wiederkehr erschien allen als ein Wunder, als ein Zeichen des Himmels. Sie hätten die Ankunft eines Engels, eines himmlischen Sendboten nicht mit größerer Ehrfurcht erwarten können. Selbst Daniel war erschüttert. Große Momente werfen auch in kleine Herzen einen Funken göttlicher Begeisterung und erheben sie über die engen Schranken ihrer gewöhnlichen Begriffe und Gefühle. In einem solchen Momente der Erregung war auch ihm der Bruder ein willkommener Gast, gewissermaßen ein Unterpfand für eine glückliche Lösung. Große Ereignisse lassen selbst dem kalten Zweifler das Seltsame als etwas Natürliches erscheinen.

Alle Blicke waren auf den hohen und schlanken jungen Mann gerichtet, der langsam über den Hof kam und, obwohl in die Tracht eines georgischen Landmanns gekleidet, in seinem Wesen, in seiner Haltung so viel Adel zeigte. Die Erregung des Augenblicks hatte alles Blut aus seinen Wangen getrieben und machte es ihm unmöglich, anders als langsam vorzuschieben. Dadurch erhielt seine Erscheinung etwas ganz Eigenthümliches; er glich einem Menschen, der so eben von einem schweren Krankenlager erstanden, ja, der aus dem Grabe zurückgekehrt ist. Er verneigte sich sanft gegen die Menge und legte die Hand aufs Herz, mit so viel Aufrichtigkeit und natürlicher Wahrheit, daß die Blicke der Garikaner heller aufleuchteten, zum Zeichen, wie sehr seine Erscheinung zu ihrem Herzen sprach. Geräuschlos theilte sich die Menge und bildete ihm eine Gasse. So schritt er im tiefsten Schweigen bis zu Daniel.

„Mein Bruder“, sagte er, mit seiner Bewegung kämpfend, „für mich haben unsere Aeltern nie aufgehört, die Könige dieses Landes zu sein. Ich grüße Dich als Herrscher, als König von Garika!“

Er entblöpte sein Haupt und neigte sich tief vor Daniel, über dessen Antlitz ein Strahl der Befriedigung leuchtete. Die Huldigung eines Bruders vor den Augen der Menge schwellte das eitle Herz Daniel's mit gewal-

tigem Stolz, um so mehr, da diese Huldigung so einfach, natürlich und ungekünstelt war.

„Sei mir willkommen, Giorgi!“ sagte er. „Wir haben uns noch nicht begrüßt. Ich glaube, ich konnte Dich an keinem bessern Orte und zu keiner bessern Stunde wiedersehen!“

„Daniel“, sagte Giorgi, „es gab eine Zeit, in der mein Herz traurig war, da ich hörte, Du hättest Deine Ahnen vergessen und seiest ein Freund unserer Feinde geworden. Um so stolzer und freudiger bin ich jetzt, da ich sehe, daß ein Garika im rechten Augenblick nie sein Blut verleugnet. Gebiete über mich! Ich bin hierher gekommen, um für die Freiheit Garikas zu sterben. Ich wäre früher gekommen, hätte ich früher hoffen dürfen zu siegen. Aber wir allein wären ohnmächtig gegen einen so starken Feind gewesen. Jetzt steht die Welt in Flammen gegen Rußland; wir haben nur unser Banner zu erheben, um die Feinde fliehen zu sehen. Laß mich mit Dir kämpfen! Stelle mich an den gefährlichsten Ort. Ihr habt mich todt geglaubt, Ihr alle“, fügte er mit erhobener Stimme zu der Menge gewandt, hinzu, während seine Wangen sich rötheten, „und doch lebe ich! So habt Ihr Garika todt geglaubt, und dennoch ist es jung und lebt und wird siegen. Nein, ich sollte nicht eher sterben, als bis ich die Männer von

Garika im siegreichen Kampf gegen Rußland gesehen, und wenn ich das gesehen, was liegt mir dann am Tod? Eine Stunde Sieg und Triumph ist mir mehr werth als ein ewiges Leben in Knechtschaft und Schmach!"

So tief war der Eindruck seiner Worte, denen die bewegte Stimme und der fremdartige Hauch der Sprache etwas ganz eigenthümlich Ergreifendes verliehen, daß die Menge kaum zu athmen wagte und daß alle ihn anblickten wie eine Erscheinung aus einer andern Welt.

„Männer, Freunde, Brüder“, fuhr er fort, die Stimme noch mehr erhebend, „ich komme zu Euch nicht als der zweite Sohn Garikas, nicht als einer, der mehr ist als Ihr! Dort steht Euer König und Herr, es ist Daniel! Ich bin es nicht! Ich komme als ein Freund, als ein Bote aus fernen Landen, wo ein glückliches Volk lebt, in Frieden und Freundschaft seinem Herrscher gehorchend, der in seinem Volke freie Männer ehrt. Ich komme, um unter unserem Könige Daniel mit Euch gegen diejenigen zu kämpfen, die nicht nur Euch, sondern ihre eigenen Brüder im eigenen Lande unterdrücken. Denn es sind Sklaven, die uns beherrschen, und wir wollen nicht die Sklaven von Sklaven sein! Männer von Garika, wenn die Macht Rußlands gebrochen ist, wenn dieses goldigrothe Banner von Garika siegreich von den Zinnen dieser Burg hinüberleuchtet nach dem freien Kau-

lasuß, dann werdet Ihr doppelt freie Männer sein, frei  
 von der Bedrückung Rußlands, frei auch von den Lasten,  
 die Euch früher beschwert haben. In dem Lande, in  
 welchem ich Schutz und Zuflucht fand und bis jetzt lebte,  
 immer der Heimat gedenkend, in diesem Lande ist Jeder  
 gleich und für alle nur ein Gesetz, ein Recht. So wird  
 es in Zukunft auch in Garika sein; mein Bruder wird  
 Euch danken für Eure Treue und Euren Heldenmuth,  
 indem er Alles von Euch nimmt, was Euch und Euren  
 Aeltern schwer zu tragen war. Die Russen haben Euch  
 viel genommen; er wird um so weniger nehmen und  
 verlangen, damit die Freude und der Wohlstand wieder  
 einkehre in Eure Hütten und damit Ihr Eure Herrscher  
 preist, nicht nur weil Ihr unabhängig von fremdem Joch,  
 sondern auch weil Ihr frei, glücklich und zufrieden seid.  
 Das verspreche ich Euch im Namen meines Bruders, an  
 dessen Edelmuth ich nicht zweifle. Jetzt aber heißt es  
 kämpfen für die Freiheit und Unabhängigkeit. Deshalb,  
 wer Waffen tragen kann, trage sie! Wer einen Mann  
 weiß, der noch nicht zu uns steht, der eile und hole ihn!  
 Niemand darf zurückbleiben in dem heiligen Kampf, in  
 welchem das alte Banner von Garika uns vorantreibt  
 und Euer König das Schwert des großen Daniel führt,  
 der dieses Reich gründete. Was macht die Reiter Schamyl's,  
 die Helden der Berge stark? Die Kraft ihrer Arme, die



Schärfe ihrer Schwerter, die Güte ihrer Flinten? Nimmermehr! Stark sind sie, weil sie für ihre Freiheit kämpfen und weil sie an den Sieg glauben, weil sie wissen, daß die Leiche jedes Einzelnen den verhassten Feind aufhält und ein Wall ist für die Freiheit ihrer Berge. Wenn Ihr diesen Glauben und diese Hoffnung, dieses Vertrauen auf Euch selber habt, so werdet Ihr stark sein wie die Männer der Tschetschenia, und der Russe wird vor Euch fliehen, wie er vor den Söhnen der Berge flieht. Schamyl selbst aber, der Euch bis jetzt mißachtete, weil Ihr geduldig das Joch der Knechtschaft trugt, wird in Euch Freunde und Männer begrüßen, wenn Ihr das alte Banner erhebt und Euch mit ihm auf die Feinde werft. Dann wird es zünden wie ein Blitz durch alle Länder dießseits und jenseits der Alpen des Kaukasus. Brüder, Freunde, ich schwöre es Euch, ich weiß, daß Hunderttausende von Kriegern aus den tapfersten Nationen der Welt gegen den Czaren heranziehen. Bald wird er gezwungen sein, selbst diejenigen seiner Streiter zu Hülfe zu rufen, die bisher den Kaukasus bändigen sollten. Männer, wollt Ihr diese Zeit vorübergehen lassen? Wollt Ihr nicht Theil nehmen an dem allgemeinen großen Kampfe? Soll es heißen, Ihr allein wäret zurückgeblieben und verdienter weder die Freiheit noch das Leben? Nein, im Gegentheil, Ihr werdet die

Ersten sein, damit Euer Name bis auf ewige Zeiten leuchte als das Vorbild für die Völker des Kaukasus! Und wenn auch kein anderes Volk sich erhoben hätte, Ihr werdet zu den Waffen greifen und Euer Beispiel wird Tausende entzünden! Es lebe unser Vaterland! Krieg den Russen!"

Wohl war es möglich, daß nicht alle ihn verstanden hatten, theils weil der Sinn seiner Worte ihnen nicht ganz verständlich war, theils weil er Redewendungen gebrauchte, die von der gewöhnlichen Landessprache abwichen. Aber in solchen Momenten reißt die Sprache des Herzens alle mit fort. Und daß Giorgi Garika von Herzen sprach, das verrieth der Klang seiner Stimme, das Glanzen seiner Augen und der Ausdruck seiner Züge. Als er das Wort: „Krieg den Russen!" rief und den Arm ausstreckte, erhoben sich alle Arme auf dem Schloßhof und alle Lippen wiederholten den Schrei. Wenn auch nur Hunderte riefen, so war es, als ob Tausende zugegen seien. Viele drängten sich um ihn und küßten seine Hände und die Zipfel seines Kleides. „Wie er seinem Vater ähnlich sieht!" riefen die Aeltern. „Er soll unser Führer sein!" jubelten die Jüngern. Alla Bassi's Blicke hingen fast trunken an den Zügen des jungen Mannes. Nur in Daniel regte sich bereits wieder etwas von den niedrigen Empfindungen einer kleinen

Seele. Er wußte am besten, wie schwer es ihm geworden, sich hinaufzuschwingen zu dem Entschlusse, der über seine Zukunft entscheiden sollte. Nur die Begeisterung der Menge, das Gefühl geschmeichelten Stolzes hatten ihn beharren lassen in der Erregung, die sich seiner bemächtigt. Und nun kam dieser Bruder, um ihm einen Theil, vielleicht den größern Theil des Triumphs zu entreißen! Und dieser Bruder hatte bereits in seinem, in Daniel's Namen Versprechungen gemacht, die Daniel freilich in dem jetzigen Augenblicke nicht ganz begriff, die aber auf Manches hindeuteten, was Daniel auch von Michael Brazow und dem Major besprechen hören, auf Ideen der Neuzeit, Freiheit der Völker! Und der Prinz war ein Aristokrat, wie nur je einer in Petersburg erzogen. Was waren ihm diese Leute? Diener, Steuerzahlende, im Nothfall Soldaten, nichts weiter! Mißtrauen und Eifersucht erkälteten wieder die Seele, die so eben von einem Strahle echt menschlichen und brüderlichen Gefühls erwärmt worden war.

„Ich danke Euch, meine Freunde!“ sagte George, die Männer, die ihm ihre Ehrfurcht bewiesen, sanft von sich drängend. „Ich selbst bin Euch fremd, leider! aber ich sehe, daß Ihr meine Aeltern geliebt habt, da Ihr ihre Kinder liebt. Laßt uns jetzt ans Werk gehen. Mein Bruder und Alia Baffi, die genauer mit den Verhält-

nissen bekannt sind, werden die Befehle geben. Ich aber werde stets da sein, wo die größte Gefahr ist. Zählt auf mich, wenn es gilt!"

Als er so den Männern die Hände drückte, mit Thränen in den Augen, leuchtete die reinste Seligkeit aus seinem Gesicht. In der That war dies einer jener Augenblicke, die ein langes Leben voll Entbehrung und Sehnsucht vergessen lassen können. Er stand am Ziele seiner Wünsche. Das Volk von Garifa jubelte ihm entgegen und wollte mit ihm und seinem Bruder den Kampf gegen den verhassten Erbfeind beginnen. Gab es eine andere Zukunft als diejenige, die er sah, aufsteigend im Rosenlicht des heitern Morgens? Und wenn auch eine andere kam, wenn er auch fiel, war dann nicht der Inhalt eines Menschenlebens erfüllt, war nicht der Name Garifa ehrenvoll gerächt, und ließ sich nicht hoffen, daß eine spätere Zukunft das Werk vollführen und beenden werde, zu dessen Anfang er hier beigetragen? Ja, es war ein Moment, wie er wenigen Sterblichen gegönnt ist. Nichts Aehnliches hatte George bis dahin gekannt. Es war ein Augenblick, schön genug, um zu sterben. Doch nein, noch nicht! Erst der Sieg, dann der Tod!

Alia Waffi stand zwischen den beiden Brüdern. Er überreichte George das Banner und begann nun schnell seine Befehle zu geben. Dieser Greis vereinte die Er-

fahrenheit des Alters mit der Kraft der Jugend, die Schnelligkeit des Kriegers mit der Umsicht des Diplomaten. Er zog ein Bündel gleichgeformter Papiere, Karten ähnlich, aus der Tasche und gab Jedem, den er mit einem besondern Auftrag fortschickte, eins dieser Erkennungszeichen. Diese sollten für Waffen sorgen, jene für Munition. Dieser Bote sollte nach Tiflis reiten, um einem Freunde zu melden, was geschehen; jener nach Mingrelien, ein dritter nach dem Lager der Türken, ein vierter zu den Tschetschenen; viele andere wurden nach den umliegenden Orten gesendet. Eine Abtheilung wurde beordert, Beile und andere Instrumente zu holen, damit man Holz fällen und Garika befestigen könne. Noch Andere sandte er nach seiner Wohnung, um die zahlreichen Waffen, die er dort im Laufe der Jahre angesammelt, herbeizuholen. Lautlos vernahmen die Männer die Befehle und verschwanden, sobald sie einen Auftrag erhalten. Es schien ein neuer Geist in dieses Volk gekommen; es erwachte aus einem langen Schlafe.

Endlich waren die ersten und wichtigsten Befehle ertheilt. Daniel und George, deren Aufmerksamkeit bis dahin ganz von den Anordnungen Alia's in Anspruch genommen gewesen, gingen in das Schloß. Dort, als sie sich beide allein sahen, warf sich George an das Herz des Bruders und pries, bald jubelnd, bald weinend, das

Glück dieses Tages und des Wiedersehens. Daniel schien sich Mühe geben zu müssen, diese Hingebung zu erwidern. Endlich warf er sich in einen Sessel, mürrisch und abgesspannt.

„Ja, ich will mich rächen an dieser Sophia!“ rief er. „Ja, wenn wir wieder Herren des Landes sind, so wird sie vor Neid vergehen! Eine Königin hätte sie sein können, die Närrin! Nun mag sie ihren Major nehmen. Und auch das nicht, der Rosak soll sterben von meiner eigenen Hand!“

Was George bis jetzt von seinem Bruder gesehen und was er über diesen von Alia, David und Nina gehört, ließ ihm keinen Zweifel, daß er einen kleinlichen und engherzigen Menschen vor sich sehe. Aber George hatte das Bedürfnis zu lieben, er wollte seinen Bruder lieben. Er hoffte, daß die größere Aufgabe, die neue, ernste Zeit, der heilige Kampf, der ihnen bevorstand, den Bruder hinausheben würde auf eine höhere Stufe. Vor allem lag ihm daran, das Herz des Bruders zu gewinnen, das Mißtrauen zu beseitigen, das er aus dem Benehmen desselben herausfühlte. Er bat also Daniel, von dem zu erzählen, was ihm widerfahren, und nach Art aller Liebenden und Eifersüchtigen war Daniel nur zu geneigt, sein Herz zu öffnen. Er hatte ja auch nichts Wichtigeres zu berichten. Bald zornig, bald den Thränen

nahe, bald hohnlachend, bald in einer Verzweiflung, die leicht errathen ließ, daß ein einziges süßes Wort Sophia's ihn zurücklocken könne in das Lager der Russen, erzählte er mit der ganzen Weitjchweifigkeit eines verjchmähnten Liebhabers seine wirklichen und eingebildeten Qualen. George hörte ihm geduldig zu, suchte ihn zu trösten, verwies ihn auf die Zukunft, auf den großen Kampf, vor dem alle persönlichen Leiden jchwinden müßten, aber er fühlte wohl heraus, daß Alia und deffen Leute recht gesehen; nur beleidigte Eitelkeit, nur Eifersucht und der Durst nach persönlicher Rache hatten Daniel's Gemüth bis zu einem solchen Grade erhizen können. Der edle und schöne Gedanke der Freiheit und Unabhängigkeit lag ihm fern. Mit schwerem Herzen gestand sich George, daß eine Zeit kommen könne, wo er diesen Kampf vielleicht ohne seinen Bruder würde führen müssen; gegen ihn, daran wagte er noch nicht zu denken.

Alia schien absichtlich dafür gesorgt zu haben, daß die Beiden nicht gestört würden, damit sie sich aussprechen könnten. Allmählig verstummten denn auch die Klagen Daniel's und er versank in eine düstere Träumerei oder vielmehr Erschlaffung. George hielt nun den Zeitpunkt für gekommen, von der Lage des Augenblicks, von den Mitteln des Kampfes, von den Möglichkeiten der Zukunft zu sprechen. Die reine und ideale Begeisterung

jener ersten Minute war dahin. Es begann die Arbeit, eine mühselige Arbeit, da sie damit anfangen mußte, dem Bruder Muth und Zuversicht einzuflößen, ihn zum Ausbarren zu zwingen.

George sprach, wie es ihm Herz und Verstand eingaben. Ob ihm Daniel zuhörte, wußte er nicht, denn der Bruder unterbrach ihn mit keiner Silbe. Nur einmal, als George die Worte „bürgerliche Freiheit“ aussprach, erhob Daniel den Kopf.

„Was willst Du damit sagen?“ fragte er mißmuthig. „Mir fiel schon vorher in Deiner Rede Manches auf. Was soll das heißen? Ich werde der Herr dieses Landes sein, wie meine Ahnen es gewesen sind.“

„Das sollst Du auch, und zwar in einem noch schönern, edlern Sinne!“ rief George eifrig. „Du sollst herrschen über ein Volk, das sich seiner Menschenwürde bewußt ist und dem gute Gesetze seine Freiheit sichern. Die Welt soll nicht sagen, daß wir dieses Land frei von der russischen Herrschaft gemacht hätten, um hier die Tyrannei einheimischer Despoten einzuführen. Daniel, es ist ein schönes Land und die Menschen sind gut und edel. Ich habe mehr von der Welt gesehen als Du, und ich sage Dir, Du kannst weit, weit wandern, ehe Du solchen Reichthum, solche Schönheit der Natur und so treue Menschen wiederfindest. Dieses Land ist ein Garten



Gottes: Es soll auch der Sitz glücklicher Menschen werden. Bildung und Freiheit sollen herrschen unter Deinem Scepter! Wenn die Russen ihre Eroberungen in diesem Lande vor Europa rechtfertigen wollen, so sagen sie, diese Völkerschaften seien Barbaren; sie eroberten diese Länder nur, um die Civilisation einzuführen. Wir müssen der Welt beweisen, daß dies eine Lüge ist und daß die Civilisation, die bürgerliche Entwicklung eines Volkes nur eine Frucht der Freiheit und Unabhängigkeit sein kann, oder daß sie wenigstens durch freie Männer eingeführt werden muß, nicht durch die Sklaven Rußlands. Wie, diese zusammengewürfelten Schaaren, diese durch eine mächtige Hand zusammengezwungenen Kosaken, Dschitsiren und Kalmücken wollen sich als Vertreter der Bildung und der Civilisation zeigen? Sie, die ihre übelriechenden Hütten verlassen und nichts mit sich nehmen als ihre Branntweinflasche und ihre Roheit, sie wollen die Befreier von Ländern sein, die schon vor Jahrtausenden blühten und in denen der Keim einer neuen und herrlichen Zukunft liegt? Man vergleiche einen Eschertessen mit einem Kosaken, einen Georgier mit einem Dschitsiren; man sehe den edlen Anstand, den natürlichen Stolz, die Mäßigkeit, die Tapferkeit, den natürlichen Adel des einen neben der sklavischen Demuth des andern, die sich zitternd vor dem Alleinherrscher

beugt und nur gezwungen oder betrunken oder in unermesslicher Uebermacht den Kampf mit jenen aufzunehmen wagt; man vergleiche sie mit einander, und man wird keinen Augenblick zweifelhaft sein, auf welcher Seite die Berechtigung, zur Freiheit und zu einer großen Zukunft ist. Deshalb, Daniel, ist es nothwendig, nicht nur die alte Unabhängigkeit zu erobern, sondern auch in diesen herrlichen Männern eines schönen Landes das himmlische Feuer anzufachen, das für die ganze Erde seit einem Jahrhundert neu emporlodert, nachdem es lange nur bei einzelnen Völkern unter der Asche fortgeglommen, das Feuer der Freiheit, der menschlichen, bürgerlichen Rechte. Die Herrscher von Garika sollen keine orientalischen Despoten sein! Man soll von ihnen nicht sagen, daß sie ihre Sklaven den Russen entrißen, um mit Skorpionen zu züchtigen, wo jene nur geißelten. Sie sollen die mächtigen Herrscher eines freien Volkes sein, verbunden mit den Ländern der Freiheit und Bildung, ihr Volk emporhebend auf die Stufe der Bildung, die unserm Jahrhundert geziemt. Dann wird der Thron dieser Herrscher fester wurzeln als je. Dann wird er nicht beim ersten Anstoß brechen und durch fremde Intriguen nicht erschüttert werden können. Tapferer werden die Garikaner kämpfen als die Männer der Berge, und vereint mit den muthigen Stämmen dieses Landes

werden sie unbezwinglich dastehen gegen List und Gewalt!"

Daniel hatte mit finsterner Miene zugehört. Offenbar ahnte er den Sinn der Worte George's, wenn er auch nicht ganz verstand, was dieser sprach.

„Was soll das heißen?“ sagte er dann mürrisch. „Ich werde der König und Herr dieses Landes sein und man wird mir gehorchen!“

„Ja, Du sollst König und Herr, aber die Garikaner sollen keine Sklaven sein!“ rief George. „Recht und Gesetz sollen walten; unparteiische Richter sollen urtheilen, das ganze Volk wird Dir durch seine Vertreter Rath ertheilen, Du wirst mäßig und sparsam leben, damit der Volkswohlstand gedeihe, gute Schulen werden Bildung verbreiten. Garika soll ein Vorbild werden für die tiefgesunkenen Länder, an dem sie sich zu neuer Macht emporarbeiten!“

„Ich habe von solchen Königen gehört“, sagte Daniel spöttisch, „von Königen, die thun müssen, was ihre Unterthanen wollen. Ich verstehe nicht viel von Politik, ich weiß nicht, wo das ist. Aber die Garikaner sind gewöhnt, zu gehorchen, und sie werden gehorchen. Und ich hoffe, Du, als der jüngere Bruder, wirst mit gutem Beispiel vorangehen. Wenn Du das nicht willst, so sage ich Dir, es wäre besser, Du wärest nicht gekommen!“

Seine Stirn war finster, sein Blick unbändig. George fühlte sein Herz erkalten, aber er schwieg. Schon oft hatte er mit Alia Bassi über die Reformen gesprochen, die in diesem Lande eingeführt werden müßten, wenn es von den Russen unabhängig sei. Der kluge Greis hatte das Wesen der Absichten George's, wenn auch nicht die Einzelheiten, wohl erkannt und dem jungen Manne von Herzen beigestimmt. Es lag auch auf der Hand, wie gefährlich es sei, die unsichere Zukunft eines Landes, das der mächtige russische Nachbar stets zurückzuerobern trachten würde, einem so schwankenden, eiteln, sich selbst unklaren Manne, wie Daniel war, anzuvertrauen. Es galt also in Zukunft, trotz Daniel den Plan durchzuführen, nicht nur die Russen zu verscheuchen, sondern auch dem Volke Freiheiten und Wohlthaten zu gewähren, die es in Liebe und Treue an ihre wiedergewonnenen Herrscher ketteten. Und noch waren die Russen nicht verscheucht, noch war der Anfang, das Schwerste nicht gethan! George, dessen Feuergeist so gern alle Schwierigkeiten mit einem Male übersflogen hätte, fühlte wie ein Adler, dessen scharfe Krallen an einen Felsen gekettet ist.

Jetzt erschien Alia Bassi. Daniel hätte am liebsten kein ernstes Gespräch mehr gehört, das zeigte seine verdrossene Miene, aber er fühlte wohl, daß er den Andern

nicht Alles überlassen dürfe, wäre es auch nur, um sich als Herrscher zu zeigen und eigenmächtig darein zu sprechen. Es handelte sich darum, die geeigneten Anordnungen zu treffen, um einem ersten möglichen Angriff der Russen zu begegnen. Denn obwohl diese ihre ganze Kraft gegen Schamyl und die Türken aufbieten mußten, so blieben ihnen doch Streitkräfte genug, um ein kleines Detachement nach Garika zu schicken, sobald sie die Vorgänge erfuhren. Aber auch dem kleinsten Detachement war man jetzt noch nicht gewachsen. Alia schlug deshalb vor, mit allen streitbaren Männern nach Westen, in den wildern, gebirgigen Theil des Landes zu ziehen und zu versuchen, sich mit den Türken in Verbindung zu setzen und Streitkräfte aus den Gegenden am obern Rion an sich zu ziehen. Erst wenn das Heer auf einige Tausend Mann angewachsen war, konnte es ernstlich in die kriegerischen Ereignisse eingreifen. Davon wollte Daniel nichts hören. Er wollte in Garika bleiben, es vertheidigen. Es ließ sich Manches für diesen Entschluß anführen, namentlich wenn man, wie Daniel, der Hoffnung war, daß von allen Seiten Tausende unter das Banner von Garika strömen würden. Deshalb gab auch Alia seinen Plan auf, obwohl er der klügere war. Es wurde beschlossen, Garika zu besetzen und mit Lebensmitteln zu versehen. Außerdem sollte aber am Morgen des nächsten Tages ein Zug

nach Kureli unternommen werden, in welchem höchstens zwanzig Dragoner zurückgeblieben waren. Man hoffte dort Waffen und Munition zu finden und durch einen ersten gelungenen Handstreich die Unentschlossenen zu er-muthigen, sich dem Aufstande anzuschließen. Dari, der Siz Nina's, sollte geschont und gar nicht befehrt werden, „Wir müssen indessen heute noch hinüberreiten und Ning von dem benachrichtigen, was geschehen“, sagte Daniel.

„Du willst die Schwester Brazow's wiedersehen!“ entgegnete Alia Bassi fast verächtlich.

„Nun ja, ich will ihr ihre eigene Schmach ins Gesicht schleudern!“ rief Daniel.

„Weshalb? Und weshalb Schmach?“ fragte George sanft. „Sie ist eine Dame. Willst Du ihr zürnen, daß sie Dich nicht liebt? Hast Du mir nicht selbst gestanden, daß sie Dir niemals wirkliche Liebe gezeigt? Sie hat Dir einen Andern vorgezogen; ist das ein Verbrechen? Du siehst daraus nur, wie sehr diese übermüthigen Russen uns verachten. Sie zieht einen armen Offizier von dunkler Herkunft dem Erben der rechtmäßigen Herrscher von Garika vor. Verachte sie, kümmere Dich nicht um sie! Aber sie zu schmähen, dazu hast Du kein Recht. Du würdest damit nur Deine eigene Schwäche verrathen!“

„Schöne Nebenbarten!“ rief Daniel zornig. „Laß mich in Ruhe, ich will mich nicht hofmeistern lassen. Ich thue, was mir gut scheint. Will mich Jemand nach Dari begleiten, gut! Wenn nicht, so reite ich allein!“

„Gehe mit ihm!“ sagte Alia leise, als Daniel hastig das Zimmer verließ. „Du wirst vielleicht verhindern können, daß er sich zu tief herabwürdigt!“

„Ja, ich glaube, unsere schwierigste Aufgabe wird sein, ihn von Thorheiten abzuhalten!“ sagte George seufzend.

„Und gehe hinab und zeige Dich den Männern auf dem Hof!“ sagte Alia. „Ich werde ein schönes Pferd für Dich satteln lassen; einen Anzug finden wir wohl für Dich. Daniel muß diese russische Uniform ablegen. Aber ich sage Dir, achte darauf; es wird ihm schwer werden; er ist ein Kind! Nun, wenn die Garifaner nur einen Garika lieben, so ist das genug. Und Du wirst dieser eine sein!“

George ging hinab. Er hatte in der kurzen Zeit seiner Anwesenheit im Lande sich die Sprache so weit zu eigen gemacht, daß er sich vollkommen verständlich ausdrücken und auch die Sprache der Landleute verstehen konnte. Er sprach mit diesem und mit jenem, erzählte von seiner Rettung in Petersburg, von England, von den Türken, von den Kurden, von der Macht der Fran-

josfen und Engländer. Die Niederlage Rußlands stellte er als ganz unzweifelhaft hin und schilderte das Glück, das die Garikaner in einem freien Lande genießen würden. Nicht allein, was er sagte, sondern wie er es sagte, gewann ihm alle Herzen. Sein freundliches Lächeln, seine treuen und sanften Augen, die leutselige Art seines Wesens — das Alles waren Erscheinungen, die man in Garika nie an einem Manne beobachtet, der den „Herrn“ angehörte. Lange blickte man ihm nach, wenn er zu einer andern Gruppe ging.

„Wie sanft er ist! Wie er lächelt! Wie ein Kind!“ sagten die Garikaner. „Dem könnte ich keine Bitte abschlagen! Er spricht, als ob er nicht mehr sei als wir. Sieht er nicht der Mutter ähnlich? Er hat etwas wie eine Frau. Ob er wohl tapfer sein wird im Kampf? Er sieht zart und fein aus, aber zuweilen blinzelt es in seinem Auge!“

„Sorgt Euch nicht, Kinder!“ sagte Alin Bassi, der gerade an ihnen vorüberging, lächelnd. „David war ein Kind, als er seine Schleuder warf. Und ich sage Euch, er wird der erste sein, wenn es zu kämpfen gilt. Denn ihn treibt das Herz, und wo das Herz ist, da ist auch der Muth!“

Bald standen zwei schöne Pferde gesattelt und gezäumt für Daniel und George auf dem Schloßhof. Man



hatte Daniel inzwischen darauf aufmerksam machen müssen, daß er jetzt nicht mehr die russische Uniform tragen könne, und er hatte sie erst abgelegt, als man ihm den reichen phantastischen Anzug brachte, den er vor einigen Jahren bei einem Reiterkampfspiel, einer sogenannten Fantasia, in Tiflis getragen. Für George war ein Anzug ausgewählt worden, den der Vater früher getragen und der wie für den jungen Mann gearbeitet schien. Stürmischer Jubel empfing die Beiden, als sie so geschmückt auf den Schloßhof traten. Eine kleine Reiter-schaar schloß sich ihnen an. Alia Baffi, trug überhaupt Sorge, ein Reitercorps zu organisiren. So ritten die Beider hinüber nach Dari, beide schweigsam. Daniel dachte an Sophia, und George sann darüber nach, welche Folgen der entscheidendste Schritt seines Lebens, den er heute gethan, ihm bringen würde.

Die Nachricht von dem, was geschehen, war ihnen nach Dari vorausgeeilt. Eine große Menge von Männern und Frauen war aus der Stadt herbeigekommen, um die Brüder jubelnd zu begrüßen und sie hinauf nach Dari zu geleiten. Natürlich war der plötzlich wieder erschienene George der Gegenstand der größten Aufmerksamkeit, und als er freundlich und hoch begeisternd zu der Menge sprach, antwortete ihm hingebendes Sauchzen. Daniel war zu sehr mit den Gedanken des bevorstehenden Wie-

dersehens Sophia's beschäftigt, um viel darauf zu achten. Er ritt mißgestimmt neben Georges Erst als auf dem Schloßhof selbst der Ruf: „Es lebe Daniel, der König von Garika!“ erscholl, richtete er sich auf. Sophia sollte ihn in seinem Glanze sehen! Er nahm seine stolze Haltung an,

Indessen Sophia zögerte sich noch nicht. In dem großen Empfangszimmer fanden die Brüder nur Nina, der Daniel mit einem spöttischen Lächeln die Botschaft ihres Vaters überreichte. George dagegen versuchte es, die junge Frau, die nicht wußte, was sie denken und thun sollte, zu beruhigen. Er stellte ihr vor, daß es Niemand einfallen, Michael vertreiben zu wollen, falls er bereit sei, sich ruhig den Anordnungen der Zukunft zu fügen, und seine sanften, tröstenden Worte schienen in der That einen lindernden Einfluß auf Nina zu üben; die freilich den Gedanken, daß man sich gegen das Miesenreich Rußland anlehnen könne, nicht zu fassen vermochte.

„Wo ist die Comtesse?“ fragte Daniel endlich. „Ist sie vielleicht dem Major gefolgt?“

„Welche Frage!“ antwortete Nina. „Ich habe gehört, daß von ihr zwischen Dir und Michael auf dem Schloßhofe von Garika die Rede gewesen ist. Sie mag es auch gehört haben und vielleicht kommt sie deshalb nicht!“

Das war jedoch ein Irrthum; denn in demselben Augenblick öffnete sich die Thür und Sophia trat ein, ruhig, ja fast unbefangen. Ihr scharfes Auge flog von Daniel auf George, und fast schien es, als sei sie bei dem Anblick des Letztern, der Daniel so ähnlich und doch so unähnlich sah, überrascht, denn ihr Schritt zögerte ein wenig und ihr Auge ruhte länger auf ihm, als es bei dem Anblick einer unbedeutenden Erscheinung der Fall zu sein pflegt.

„Ist das eine Masterade?“ fragte sie, sich leicht und kühl verneigend. „Wie sehen Sie aus?“

„Kennen Sie mich König!“ antwortete Daniel halb hochmüthig, halb spöttisch. „Wir haben heute die Muffen fortgejagt. Dies ist Prinz Giorgi Garika, mein Bruder!“

„Ich habe wunderbare Dinge vernommen“, sagte Sophia mit einem kalten Lächeln. „Se. Majestät, der König von Garika, scheint den Kopf verloren zu haben!“

„Comtesse!“ rief Daniel aufbrausend. „Ich verstehe keinen Scherz mehr und lasse mich durch kein Gänkeßpiel mehr täuschen. Doch meinetwegen! Besser den Kopf verloren als die Ehre!“

„Bravo!“ sagte Sophia lachend. „Wir sind noch bei dem ersten Act der Tragödie, die wahrscheinlich in Sibirien oder schlimmer enden wird. Doch was geht es mich an! Von Ihnen konnte man Alles erwarten, zur

Abwechselung auch eine solche Thorheit. Wahrscheinlich wußten Sie gestern, als Sie mit meinem Bruder sprachen, noch nicht, was Sie heute thun würden. Wie?"

Daniel stand einen Augenblick vollkommen stumm und sprachlos bei dieser unermutheten Frage, die so mitten in den Kern der Sache traf.

„Comtesse“, sagte er dann, „möglich, daß ich gestern noch schwankte. Aber es gibt Dinge, die einem plötzlich den dichtesten Schleier von den Augen reißen. Sie haben mir auf meine Frage geantwortet, nicht durch Michael, sondern durch das Rendezvous, das Sie sich mit Ombrazowitsch gegeben!“

George's Miene verrieth die Pein, welche ihm diese Antwort verursachte, die doch dem einfachsten Auge verrathen mußte, was in Daniel vorging. Sophia bemerkte es, denn sie blickte mehr auf George als auf Daniel, und das spöttische Lächeln, das fortwährend um ihre Lippen schwebte, zeigte, wie sehr sie sich dem Letztern überlegen fühlte.

„Wenn das der Grund zu Ihrem wahnsinnigen Benehmen von heute ist“, sagte sie, „so bedauere ich Sie, Majestät. Dann würde diese Tragödie, wie so viele, auf einem Mißverständniß beruhen. Indessen, was geht das mich an! Ich bedauere nur diejenigen, die Sie mit hineinziehen in die Folgen Ihrer Uebereilung.“

Und die leichte Wendung, die ihr Blick zu George hin nahm, vernieth, daß sie diesen meine.

„Lassen Sie das Sedermanns eigene Sache sein“, sagte Daniel, dessen Gesicht wieder einen finstern, verdrossenen Ausdruck annahm, da er fühlen mochte, daß seine Absicht, Sophia zu demüthigen, durch ihre eifrige Kälte vereitelt wurde. „Was Sie Uebereilung nennen, ist ein wohlüberlegter Schritt, der nur beschleunigt wurde durch die herrliche Entdeckung, die man mir mittheilte!“

„Hoffentlich sind Sie mir dankbar, da sie Ihnen eine Königskrone einbringt“, sagte Sophia.

„Ja, dankbar, das bin ich auch!“ rief Daniel. „Bei Gott, ich sehe endlich Klar, und —“

„Genug!“ unterbrach ihn Sophia streng. „Wenn ich einen leichten Ton angeschlagen, so that ich es, weil ich wirklich glaubte, wir seien im Carneval. Sie begreifen, daß Nina und ich unter den jetzigen Umständen nicht hier bleiben können. Sorgen Sie dafür, daß wir so bald als möglich und unter genügender Begleitung nach Eiffläs reisen können.“

„Das wird nicht angehen“, antwortete Daniel zögernd. „Wir können jetzt Niemand entbehren.“

„Nun, in der That, eine sehr ritterliche Antwort!“ rief Sophia bitter lachend. „Dann reise ich allein — bei Gott, ich thue es! Die Gegend ist noch sicher; so schnell

verbreitet sich das Fieber nicht! Und auch Nina darf nicht bleiben. Sie ist die Gemahlin eines russischen Offiziers und kann nicht unter dem Schutze doret bleiben, die — nun, ich finde keinen andern als einen lächerlichen Ausdruck, und deshalb will ich lieber schweigen, um Se. Majestät nicht zu reizen! Vielleicht übernehmen Sie es, Prinz Giorgi, zwei Damen an einen Ort zu senden, wo sie sicher vor dem Ausgang mit Deuten sind, die ihre Vermunft nicht mehr meistern können!“

Trotz des Spottes hatten der Ton ihrer Stimme und ihr Blick etwas Sanftes und Gewinnendes, als sie diese Frage an George richtete. Und sie verstand zu bitten, wenn sie wollte!

„In der That, Comtesse, wenn Sie hier nicht bleiben wollen, obgleich Ihre Person gewiß sicher wäre, so werden sich Männer finden lassen, die Sie nach Eiflis geleiten“, antwortete George ruhig.

„Ich danke Ihnen“, sagte Sophia. „Und was würden Sie sagen, meine Herren, wenn ich Sie jetzt von den russischen Dienern — es sind noch einige hier — als Verräther an Rußland verhaften ließe?“

Daniel stutzte; George lächelte, auch Sophia, obgleich ihre Stimme ernst klang.

„Fürchten Sie nichts, Majestät!“ fuhr Sophia zu Daniel gewendet fort. „Vielleicht wäre es gut, um

größeres Anheil zu vermeiden; aber gehen Sie ruhig Ihren Weg. Sie haben Ihre Rückkehr nach Sarika nicht gut bezeichnet, Prinz Georgi, indem Sie Ihren Bruder einen solchen Schritt than ließen. Sie hätten ihm besser rathen sollen.

George zögerte einen Moment mit der Antwort. Dann begann er seinen und seines Bruders Schritt zu rechtfertigen. Er hatte bereits begriffen, daß Sophia nicht ganz so sei, wie Daniel sie ihm geschildert, daß sie jedenfalls einen scharfen Verstand besitze, und nach Allem, was er von Daniel gehört und gesehen, mußte er sie fast entschuldigen, daß sie die Liebeswerbungen dieses Mannes nicht annahm. Er sprach schonend, da er eine Russin vor sich sah; allmählig aber hob ihn seine Begeisterung über diese Rücksicht fort. Er schilderte den Zustand eines Landes, das sich plötzlich von fremden Eroberern seiner Unabhängigkeit beraubt sieht, eine Beute von gewinn-süchtigen Menschen wird, ohne auch nur irgend einen Vortheil davon zu ziehen; er schilderte die Zukunft eines so schönen Landes unter einer kräftigen, aber milden und gerechten Herrschaft. Sophia hörte aufmerksam zu und wurde ernst, ja selbst Wehmuth zeigte sich in ihrem Blicke, den sie unverwandt und voll Theilnahme auf George gerichtet hielt. Zuweilen schüttelte sie still den Kopf. Daniel beobachtete beide mit steigendem Mißbe-

hagen. Stieg die Ahnung in ihm auf, daß Sophia seinen Bruder mit andern, günstigeren Blicken betrachtete, als ihn? Er ging unruhig im Zimmer auf und ab und schien zuweilen die Rede George's unterbrechen zu wollen. Nina weinte leise. Als George schwieg, trat eine Pause ein.

„Prinz“, sagte Sophia dann, wie es schien, mit aufrichtiger Trauer, „wenn alle Männer hier dächten und fühlten wie Sie, so würden die Russen hier nicht herrschen. Aber Sie werden bald begreifen, daß Sie mit Ihren Ansichten allein stehen, und deshalb werden die Russen hier auch noch ferner herrschen. Der einzige Rath, den ich Ihnen geben kann, ist derjenige, zurückzutehren oder sich zum Besten dieses Landes an Rußland anzuschließen. Jeder andere Schritt wird von traurigen, sehr traurigen Folgen begleitet sein, ich sage es Ihnen voraus!“

„Sie sprechen wie eine Russin“, antwortete George ruhig. „Ich werde handeln, wie der Sohn meines Vaters handeln muß.“

Die tiefe Stille, die nach diesen Worten in dem Zimmer herrschte, wurde durch ein Klopfen an der Thür unterbrochen. Daniel öffnete. Ein Diener brachte zwei Briefe. Der eine hatte ein offizielles Aussehen und war an Daniel gerichtet. Er war von dem General des Truppentheils, zu dem Ombrazowitsch hatte stoßen sollen, und lautete:



„An den Lieutenant der Miliz von Garika,  
Prinzen Daniel Garika.“

Wenn Sie nicht innerhalb vierundzwanzig Stunden mit Ihrer Miliz und mit dem zurückgebliebenen Theil der Miliz von Dari in meinem Quartier eingetroffen sind, so werde ich Sie als Meuterer kriegsrechtlich behandeln lassen, das heißt, ich werde eine Compagnie nach Garika schicken, werde Sie festnehmen und fesseln und Ihre Güter confisciren lassen. Dies zur Benachrichtigung für Sie, da Sie das Kriegsrecht nicht zu kennen scheinen. Stellen Sie sich innerhalb vierundzwanzig Stunden, so werde ich annehmen, daß Sie in Uebereilung und Aufregung gehandelt haben, und sichere Ihnen meine Fürsprache bei dem Generalgouverneur zu.“

Während Daniel noch mit ungewissem Auge diese bedenklichen Zeilen überlas, hatte George den Brief, den Alia Boffi an ihn gerichtet, durchflogen. Er enthielt die Nachricht, daß eine kleine Abtheilung Kosaken, mit Reisenden von Tiflis kommend, gefangen genommen sei und daß die Reisenden von dem Begleiter Giorgi's — Johnny — der inzwischen nach Garika gekommen, als die Freunde Giorgi's erkannt worden seien.

„Master Hywell und Mary!“ rief George mit einem Freudenschrei. „Sie sind hier! Nun fehlt mir nichts mehr! Ich muß zurück nach Garika!“

### III.

#### Die Tage der Sonne.

Wer sich hineinzudenken vermag in die Lage eines hochbegabten und feinfühlenden jungen Mannes, dessen ganzes Leben auf einen einzigen Zweck gerichtet gewesen ist und der, so freundlich und herzlich ihm auch seine Beschützer entgegengekommen sein mochten, doch niemals vergessen hat, daß er das Brod der Fremde und des Mit-leids aß, der wird das Entzücken verstehen, von welchem George's Herz geschwellt war, als er sich Mastet Hywell und Mary auf dem Boden der Heimat im Glanze sei-nes alten Namens und in dem schönern Glanze eines muthigen Führers seines Volkes zeigen konnte. Fast die ganze Nacht verging dem erregten jungen Manne, als er nach Garika zurückgekehrt war, im Gespräch mit Mr. Hywell, Biedenburg und Mary, die sich freilich früher als die Männer zurückzog. Indessen, so erfüllt George's Seele auch von den Ereignissen des Tages war, so ver-gaß er doch nicht, den innigsten Antheil an den Schick-

salen seiner Freunde zu zeigen und sich genau berichten zu lassen, wie es diesen ergangen.

Urmiah, woher die Reisenden kamen, ist, wie früher erwähnt worden, eine bedeutende persische Stadt im Osten des Gebirgs, das Persien und die Türkei trennt, bekannt durch eine Ansiedelung nordamerikanischer Missionäre, die es sich zum Zweck gemacht haben, die Sekte der Nestorianer zum Protestantismus zu bekehren und überhaupt das Christenthum in jenen Gegenden zu kräftigen, eine schwierige und bis jetzt fast erfolglos gebliebene Aufgabe, da der räuberische, unhändige Charakter der dortigen Christen und Mohammedaner derartigen Werken des Friedens sehr schroff, ja fast feindlich gegenübertritt. Jedenfalls aber hatten Mr. Hywell und seine Tochter dort eine sichere Zufluchtsstätte und dasjenige gefunden was Mary in jenen traurigen Tagen das Nothwendigste war: Aerzte, Arznei und eine sorgsame Behandlung. Wir wissen, daß schon bei der Abreise George's Mary's Zustand außer Gefahr war. Vierzehn Tage der Ruhe hatten seitdem hingereicht, sie so weit wiederherzustellen, daß die Aerzte es für unbedenklich erklärten, wenn sie die Weiterreise unternehme. Durch das turdische Gebiet wollte Mr. Hywell nicht mehr ziehen. Es erschien sicherer und bequemer, den Weg durch die russischen Provinzen zu nehmen, die auf der persischen Seite von den Türken nicht ange-

griffen wurden. Bedenken bot freilich auch dieser Weg, da man nicht wissen konnte, welche Ausdehnung der Krieg auf dem russischen Gebiet am Kaukasus gewinnen werde. Aber er schien immer der zweckmäßigste von allen. Die Nordamerikaner, denen der Name des Engländer nicht unbekannt war, sorgten für eine zahlreiche Begleitung und Empfehlungsbriefe, und mit dankerfülltem, etwas erleichtertem Herzen hatte Mr. Hywell Urmiah Anfang Mai verlassen.

Wenn Edmund Wiedenburger bei der englischen Familie geblieben war, auch nachdem sein Oheim nach Sinope zurückgekehrt, so mochte dies vielleicht einen innern Grund haben, die täglich wachsende Zuneigung, die er zu der sanften Mary fühlte. Aber es gab auch einen äußerlichen Grund dafür, den Wunsch Mr. Hywell's. Der sonst so energische Engländer war durch die Unglücksfälle der letzten Zeit so entmuthigt, daß er sich nicht in den Gedanken finden konnte, allein mit seiner Tochter in einem fremden Lande und in einer so bedenklichen Lage zu bleiben. Wiedenburger hatte ihm so viele Beweise von Anhänglichkeit, Aufopferung, Muth, Umsicht und Geistesgegenwart gegeben, daß Hywell ihn als seine Stütze, seinen rechten Arm betrachtete und in Erbsinn verfiel, als Wiedenburger einmal von der Nothwendigkeit seiner baldigen Abreise sprach. Er hatte freilich nicht

den Marth, den jungen Mann offen um sein Bleiben zu bitten; Wiedenburger aber, der selbst nichts sehnlicher wünschte, als bleiben zu können, vermochte leicht den Grund der Trauer seines ältern Freundes zu errathen und erfüllte denselben mit der größten Freude, als er erklärte, er halte es vielleicht doch für besser, noch einige Wochen zu bleiben und dann den Rückweg im Verein mit Mr. Howell und Mary anzutreten. Wie es nach solchen Erlebnissen nicht anders sein konnte, hatte sich zwischen diesen drei Menschen ein Band der innigsten Zuneigung geknüpft, sodaß es schien, als ob sie nur eine Familie bildeten, und wenn Wiedenburger trotzdem gegen Mary niemals den vertraulichen Ton anschlug, den ihm dieses Verhältniß gestattet hätte, so geschah es nur, weil er sehr wohl fühlte, daß er nicht zu weit gehen dürfe, wenn er sich nicht verrathen wolle. Mary gegenüber behielt er dieselbe achtungsvolle Zurückhaltung, die er ihr seit den ersten Wochen ihrer Abreise von Calcutta erwiesen. Aber Mary wußte recht gut, daß dies keine Kälte sei; Wiedenburger war ein erprobter Freund, der sein Leben für sie gewagt. Vielleicht liebte sie diese Zurückhaltung; vielleicht fand dieselbe einen Widerhall in ihrem eigenen Herzen. Mary fühlte, daß sie Wiedenburger gegenüber nicht den vertraulichen Ton einer Schwester anschlagen könne, wie es ihr George gegenüber so natür-

lich schien. Aber wenn sie hätte sagen sollen, weshalb sie das nicht könne, so wäre es ihr gewiß schwer oder unmöglich gewesen. Wenn sie vielleicht zufällig bemerkte, daß Wiedenburg in einem unbewachten Augenblick sie aufmerksam und mit einer gewissen Träumerei betrachtete, so versuchte sie entweder zu thun, als habe sie es nicht bemerkt, oder sie erröthete. Aber ihn zu fragen, wie sie es bei George gethan haben würde: „Was sehen Sie mich an? Was denken Sie?“ das wäre ihr unmöglich gewesen.

Es war ein Zufall, daß Mr. Hywell mit seiner Tochter gerade an dem Tage auf Sarika eintraf, an welchem dort ein so wichtiges Ereigniß stattgefunden. George hatte seinem Pflegevater natürlich keine Nachricht senden können, da er nicht wußte, wo sich derselbe befand. Mr. Hywell war ohne jede Anfechtung nach Tiflis gelangt, auf Grund der Empfehlungsbriefe aus Urmiah überall mit Zuborkommenheit behandelt. In Tiflis selbst hatte man ihm gesagt, daß es unmöglich sei, ihm ein sicheres Geleit durch den Kaukasus zu geben, denn man sah einen Angriff Schamyl's voraus. Man rieth ihm deshalb, durch Georgien und Mingrelieu, über Rutais nach Poti oder einem andern Punkt der Küste zu reisen und sich von dort aus mit einem Schiffe der englischen Flotte in Verbindung zu setzen. Im Uebrigen behandelte

man den alten Herrn mit großer Artigkeit. Noch hatte ja die russische Marine nicht die empfindlichen Verluste erlitten, die Rußland später so bitter gegen England stimmten; noch glaubte man in Tiflis so gut wie in Petersburg, daß die Demonstration für die Türkei so ernst nicht gemeint sei.

Natürlich nahm Mr. Hywell seinen Weg über Garika, das nur wenige Stunden von der großen Straße nach den westlichen Provinzen entfernt lag. Er hoffte dort entweder George selbst zu treffen oder etwas von ihm zu erfahren. Im Falle George jedoch noch nicht in Garika eingetroffen war, wollte sich auch Mr. Hywell dort nicht aufhalten. Er sehnte sich nach Ruhe, nach dem Aufenthalt in Gegenden, die ihm erlaubten, daran zu glauben, daß Mary nun endlich in Sicherheit sei; denn sein aufgeregtes Gemüth sah noch überall Schrecknisse. Da er in Tiflis gar nichts über Garika vernahm, so vermuthete er, George sei dort noch nicht angekommen. Er wollte jedoch den Versuch machen und sich in Garika erkundigen und war, von einem Duzend Kosaken begleitet, dorthin aufgebrochen. Der kriegerische Empfang, der ihm und seinen Begleitern zu Theil geworden, die Flintenläufe, die sich ihnen entgegenstreckten, hatten ihn nicht wenig überrascht. Glücklicherweise hatten die Kosaken, die nicht weniger erstaunt waren, sich ohne Widerstand erge-

ben, da ihre Pistolen nicht einmal geladen waren, und wenige Augenblicke später hatte Mr. Hywell ein donnerndes Hurrah gehört und Johnny war ihm mit glühendem Antlitz entgegengestürzt gekommen.

Das Alles erzählten sich die Männer in dieser ersten Nacht ihres Wiedersehens. George, vor Freude und Stolz glühend, schilderte die Erlebnisse des Tages in den rosigsten Farben, und da Mr. Hywell und Wiedenburg in Tiflis eine gedrückte Stimmung und unruhige Aufregung gefunden hatten, so waren sie geneigt, zu glauben, daß ein allgemeiner Aufstand im Lande — und von einem solchen sprach George — unterstützt von den Türken und Schamyl, zur Vertreibung der Russen führen könne. Doch wollte Mr. Hywell nichts davon hören, länger als einige Tage zu bleiben.

Während dieser Unterredung ging Alia Baffi, der vielleicht trotz seiner weißen Haare noch erregter war als George, ab und zu, um George Nachrichten zu bringen oder zu hören, was er zu dieser oder jener Maßregel meine. In allen Dörfern und Weilern war, wie der heißblütige Greis meldete, das Banner von Garika mit Jubel begrüßt und Zuzug in Masse verheißen worden; der kluge Feind der Russen hatte nämlich schon wochenlang vorher garikanische Banner nach dem Muster dessen, das sich in Garika befand, anfertigen lassen, über-



zeugt, daß dasselbe überall einen mächtigen Eindruck hervorrufen werde. Daniel hatte sich früh zurückgezogen. Das einfache, schlichte Wesen Mr. Hywell's und Wiedenburg's schien ihm keine hohe Meinung von den Freunden seines Bruders gegeben zu haben; er liebte den Pomp und äußern Schein. Auch die Schönheit Mary's war ihm gar nicht aufgefallen. Er bedurfte glühender Augen und verlockenden Lächelns, um angeregt zu werden.

Der Morgen war nicht fern, als die Männer sich trennten. Es war vorher zwischen ihnen bestimmt worden, daß sich Mr. Hywell und Mary unter der Führung eines ergebenen Dieners nach Dari begeben sollten, denn Garika war kein Aufenthalt für Mary, da es zu einer Festung eingerichtet werden sollte, während Dari dazu bestimmt war, neutral zu bleiben. Wiedenburg sollte an dem Zuge nach Kureli Theil nehmen. Mr. Hywell, vorsichtig besorgt für die Sicherheit seines jungen Freundes, hatte davon abgerathen; es schien, als traue er dem Frieden nicht recht und wolle Wiedenburg nicht den Russen gegenüber compromittiren. Aber George bestand darauf, einen Zeugen seiner ersten Waffenthath zu haben, und Wiedenburg, der George's Pläne mit dem Eifer einer jugendlichen, der Freiheit ergebenen Seele auffaßte, willigte gern ein.

Es war in aller Frühe des andern Tages — Ge-

orge hatte nur die Augen geschlossen, nicht geschlafen — als das Signal alle diejenigen, die Alia Waffi zur Theilnahme an der Expedition nach Kureli bestimmt hatte, auf dem Schloßhofe von Garika vereinigte. Es war eine Schaar von vierzig Reitern, gut bewaffnet, in gewissem Sinne das Elitecorps der Garikaner. Daniel übernahm das militärische Commando der ganzen Truppe; George führte die eine Hälfte, Alia Waffi die andere an. Ehe der Zug den Schloßhof verließ, hatte George die Freude, Mary an dem Fenster ihres Zimmers erscheinen zu sehen. Er grüßte hinauf und legte die Hand aufs Herz. Wiedenburger beobachtete ihn aufmerksam, und sein Gesicht wurde ernst. Er sah noch, wie Mary, als sie ihn bemerkte, ihrem Vater, der neben ihr stand, ein lebhaftes Zeichen machte, als wolle sie ausdrücken, er möge Wiedenburger zurückhalten. Aber der Zug verließ das Schloß. Wiedenburger blieb lange ernst. Wieder trat die alte Frage an ihn heran, ob Mary George liebe, und er glaubte sie mit Nein beantworten zu müssen. Er fragte sich auch, ob Mary in diesem Lande glücklich sein würde, wenn George's kühnste Pläne in Erfüllung gingen und er der Bruder eines Königs und der Gatte Mary's würde. Er vermochte sich keine Antwort darauf zu geben. Aber es war ihm doch in seinem tiefsten Innern, als könne das nicht sein, als müsse Mary in einem Lande leben, in

welchem so viel Reiz und so holde Anmuth nach ihrem ganzen Werthe, gewürdigt würden. Doch legte er sich aufs neue das Gelübde ab, jezt um so vorsichtiger zu verbergen, was er selbst für sie fühlte. Wenn George's Pläne gelangen, wenn Mary das glänzende Loos, das George ihr dann anbieten konnte, annahm, weshalb sollte er sich denn nicht freuen, Mary glücklich zu wissen?

„Sie haben doch nicht Furcht?“ rief George, als er das ernste Gesicht Wiedenburg's sah. Dieser lächelte. „Verzeihen Sie!“ fügte George sogleich hinzu. „Ich brauche mich nur an die Kurden zu erinnern, um zu wissen, was Ihre Hülfe werth ist! Bleiben Sie hier! Sie sollen mit mir General der Garifaner sein!“

„Wenn dies meine Heimat wäre, so würde ich handeln wie Sie“, sagte Wiedenburg, ernst in das Antlitz George's blickend, das von Muth und Zuversicht strahlte. „Aber meine Heimat hat auch ein Recht an mich. Dieser Zug soll, so Gott will! die Abenteuer beschließen. Ich muß zurück nach Wien; wo mich ein Leben voll eifriger und angestrenzter Arbeit erwartet. Ich betrachte diesen Zug als den Schluß einer bewegten Jugend. Nun beginnt der ganze rauhe und bittere Mannesernst!“

„Wir werden ihn hier auch noch nöthig haben!“ sagte George. „Aber jezt heißt es mit vollen Segeln in das Meer der Zukunft hineinsteuern, um hier aber-

mals das goldene Bliß zu finden, das die Argonauten auf diesem Boden entdeckten. Was halten Sie von meinem Bruder, Wiedenburg? Ich gebe viel auf Ihr Urtheil."

Wiedenburg zuckte die Achseln. Daniel, der halb mürrisch, bald stolz war, wenig mit George und ihm selbst sprach und darüber zu schimpfen begann, daß dieser Garitaner den Säbel zu hoch, jener zu niedrig geschwungen, war allerdings nicht ein Mann nach seinem Sinne. George erzählte ihm darauf ebenso leise, wie er seine Frage gethan, und in englischer Sprache, die Daniel nicht verstand, das Verhältniß seines Bruders zu Sophia. Wiedenburg schüttelte den Kopf.

"Seien Sie auf Ihrer Hut, George!" sagte er. „Nach Allem, was ich sehe, sind Sie diesem Bruder nicht willkommen, und seit ich weiß, daß nur Eifersucht und beleidigte Eitelkeit ihn zu diesem Kampfe auf Leben und Tod gedrängt, fürchte ich, daß er in einem gefährlichen Momente die Farbe wechseln wird. Versprechen Sie mir, daß Sie die Augen offen halten und dieses Land verlassen wollen, sobald Ihnen der Ausgang bedenklich erscheint."

"Nimmermehr!" rief George. „Ich liege oder ich sterbe! Ich sollte diese Männer verlassen, die ich zum Aufstande angefeuert? Das können Sie mir nicht im Ernst rathen!"

„Doch! Es war Ihr Bruder, der das Signal zum Ungehorsam gegen die Russen gegeben“, sagte Wiedenburg. „Mit den Russen mögen Sie kämpfen. Aber wenn nun Verrath im Innern sich gegen Sie wendet, wollen Sie dann thöricht genug sein, an dem Unmöglichen festzuhalten? Das wäre nicht mehr Muth, sondern die Tollkühnheit der Verzweiflung. Wenn hier nichts mehr zu hoffen ist, können Sie anderswo noch wirken!“

„Sprechen wir nicht davon!“ rief Georg hastig. „Verrath im Innern! Unmöglich! Nein, ich bleibe auf jeden Fall! Ich will nicht schwarz sehen, ich will es nicht. Ich bin glücklich und will es bleiben! Mein Herz soll nur mit dem Tode aufhören, diese Sonne zu genießen.“

Der schöne und an mannichfaltigen Reizen reiche Weg nach Kureli wurde in wenigen Stunden zurückgelegt, da die guten Pferde der Reiter wacker ausgriffen. Kureli, eine kleine Stadt, einst zum Gebiet der Herrscher von Garita gehörig, lag auf einem Hügel. Sie war früher befestigt gewesen, aber schon seit einem Jahrhundert lagen die Umfassungsmauern in Trümmern. An eine dieser Mauern, die etwas weniger gelitten, lehnte sich die neue russische Dragonerkaserne, deren Vorhof durch eine Mauer von der Stadt getrennt war. Die kleine Reitereschaar hielt vor der Stadt im Walde; man überlegte. Alia Wassi theilte mit, daß er bereits gestern einen

Boten nach Kureli gesandt, mit dem Auftrag, die waffenfähigen Männer möchten sich so gut als möglich bewaffnen und auf das erste Zeichen eines Angriffs herbeieilen. Diejenigen, denen Alia unbedingt vertrauen konnte, hatten außerdem noch die Weisung erhalten, sobald sie die Reiter-schaar herannahen sähen, sich auf den Hof der Kaserne zu begeben und das Schließen des Thors im Nothfall mit Gewalt zu verhindern. Es waren nur wenige Dragoner zurückgeblieben. Selbst wenn sie Widerstand leisteten, durfte man hoffen, sie bald zu bewältigen, und insgeheim wünschten Alia und George diesen Widerstand, um zu erproben, wie die Garikaner kämpfen würden. Uebrigens hatte diesen die Entwaffnung der Kosaken am vergangenen Abend bereits Muth gemacht.

Die erste Waffenthat! Man sah es an dem Erblichen und Erröthen George's, wie aufgeregt er war. Auch Daniel schien unruhig zu sein, und selbst Alia's Mienen wurden ernster. Nachdem man eine Zeit lang die Stadt und die Kaserne genau beobachtet und nichts Auffälliges bemerkt, setzte sich die Schaar in Bewegung und näherte sich auf einer Seite, auf welcher sie von der Kaserne aus nicht gesehen werden konnte, der Stadt. Die Einwohner von Kureli kamen ihnen, sobald die Schaar sichtbar geworden, mit Jubelgeschrei entgegengestürzt, und der Ruf: „Es lebe Daniel, der König von Garika! Es lebe Prinz

Giorgi! Nieder mit den Russen!" ertönte auch hier so enthusiastisch wie in Garika und Dari. Viele trugen bereits Waffen. Alia wechselte einige Worte mit denen, die er genauer zu kennen schien.

"Nun, wir haben leichtes Spiel!" rief er dann. "Von dem Duzend Dragoner, das zurückgeblieben ist, ist die Hälfte ausgezogen, um zu fourragiren. Wir wollen ohne weiteres auf den Hof sprengen!"

Und er galoppierte voraus. Die Schaar folgte. Ein einziger Schrei schien ganz Kureli zu erschüttern. Vor allen Häusern standen Männer, Frauen, Greise, Kinder und riefen ihr Lebehoch. Der Dragoner, der mit gezogenem Säbel vor dem Thor der Kaserne auf und ab ging, stuzte, trat zurück und wollte das Thor schließen. Aber in demselben Augenblick warfen sich einige Männer, die sich schon lange in seiner Nähe gehalten, auf ihn und wanden ihm den Säbel aus der Faust. Das Banner von Garika entfaltend, sprengte Alia Baji auf den Hof, auf dem kein Soldat zu sehen war. In der nächsten Minute war der Hof von der Reiter-schaar und den Bewaffneten von Kureli gefüllt.

"Ergebt Euch!" rief Alia den wenigen Dragonern zu, die an die Fenster der Kaserne geeilt waren. "Widerstand ist nicht möglich. Das ganze Land ist im Aufstand! Tod Jedem, der die Hand gegen uns erhebt!"

Dennoch fielen zwei Schüsse aus der Kaserne und einer von den Garikanern, ein junger schöner Mann, stürzte mit einem Schrei vom Pferde. Aber sein Fall war nur das Zeichen zum wildesten Wuthausbruch. Die Garikaner schossen ihre Pistolen gegen die Fenster ab, die Bewaffneten von Aureli drangen durch die Thür. Andere, die von hinten in die Fenster der Kaserne eingedrungen, vereinten sich mit ihnen. Nach einigen Minuten waren die wenigen Dragoner gefangen genommen. Nur einer, der verzweifeltsten Widerstand leistete und sich rühmte, den jungen Garikaner erschossen zu haben, wurde niedergemeßelt. Es war ein Sergeant und in Abwesenheit des Majors und der andern Offiziere der Commandant der Kaserne.

Die Gefangenen wurden gebunden; man suchte nach Waffen. Die Kaserne enthielt nicht unbedeutende Vorräthe an Säbeln, Karabinern, Pistolen und Munition. Außerdem befand sich auf dem Hofe ein kleines leichtes Feldgeschütz, zu welchem die vollständige Munition vorhanden war. Alia Baffi jubelte namentlich über diese leichtere Beute. Ein Geschütz! Er wußte, welchen Eindruck dies auf die Garikaner machen würde. Bald darauf sah man die Fourrageurs langsam aus dem Thal nach der Stadt heraufkommen. Auch sie wurden umzingelt und entwaffnet. Wiedenburg bemerkte, daß Alia Baffi



hierbei und bei allen seinen Anordnungen eine Klugheit und einen Scharfblick zeigte, die einem erfahrenen Militär Ehre gemacht haben würden.

So war diese erste Waffenthat glänzend beendet. Ein Geschütz, zahlreiche Waffen und Munition waren erbeutet, zwölf Gefangene gemacht worden! Auf der Kaserne wehte das Banner von Garika, und Alia Bassi traf Vorkehrungen, dieselbe besetzen und besfestigen zu lassen. Denn Kureli bildete im Falle eines ersten Mißlingens einen vortrefflichen Stützpunkt für den Rückzug nach dem westlichen Theil des Landes. Der Hauptvortheil aber war, daß der Ruhm dieser Waffenthat sich mit Blitzesschnelle durch das ganze Land verbreiten würde. Die Einwohner von Kureli hatten gezeigt, daß sie die Russen haßten, die Enkel ihrer frühern Könige liebten und Muth besaßen. Mehr als hundert ihrer Männer erklärten sich bereit, Daniel Garika überallhin zu folgen; fünfzig schlossen sich sogleich der rückkehrenden Schaar an. Den getödteten Garikaner trug man im Triumph nach seiner Heimat.

Ein Bote, der die Nachricht brachte, daß auf Garika nichts Besonderes vorgefallen sei, begegnete den Rückkehrenden und meldete, daß die Fremden sich nach Dari begeben hätten. Darauf hin beschloßen George und Wiedenburg, nach Dari zu reiten und Mr. Hywell und

seine Tochter dort zu begrüßen. Daniel erbot sich, ihnen den Weg zu zeigen; vielleicht wollte er auch nur Sophia wiedersehen. Man ritt scharf nach Dari und langte wenige Minuten nach der Ankunft Mr. Hywell's, seiner Tochter und Johnny's dort an. Daniel und George baten Nina, sich Mary's anzunehmen. Auch Sophia zeigte sich. Sie zuckte spöttisch die Achseln, als Daniel, nicht ohne Uebertreibung, ihr die Waffenthath von Kureli mittheilte. Doch war sie aufmerksam gegen Mary und freundlich gegen George.

Die nächsten Tage vergingen für George in einer Aufregung und Spannung, wie nur so außerordentliche Verhältnisse sie erzeugen konnten. Es schien in der That, als ob Alles den Aufstand begünstige. Täglich kamen Hunderte von Streifern aus allen Theilen des Landes, namentlich aus den westlichen Gegenden. Die Türken sendeten die Botschaft, daß sie Waffen schicken und sobald als möglich ein Corps detachiren würden, das mit den Garikanern gemeinschaftlich handeln solle. Von den Russen hörte man nichts. Auf allen Punkten bedrängt, mußten sie für den Augenblick zufrieden sein, sich in ihren Stellungen zu behaupten. Schon waren über zweitausend Streiter in Garika versammelt, und die herbeiziehenden Schaaren verkündeten, daß sie nur einen Vortrab für diejenigen bildeten, die nachkommen würden.

Die Inspection dieser Streiter, die Sorge für Bewaffnung und Unterhalt nahmen Alia's und George's ganze Kraft und Zeit in Anspruch. Daniel war zu solchen Dingen unbrauchbar. Er verbrachte seine Tage damit, von einem Ort zum andern zu reiten und sich huldigen zu lassen. Einzelne seiner eigenmächtigen Anordnungen konnten Alia und George nur mit Mühe rückgängig machen. Es zeigte sich mehr und mehr, daß er ein Despot sei. Er brauste auf und drohte mit dem Degen, wenn nicht augenblicklich Alles nach seinem Willen geschah. Es war also dem Bruder und Alia ganz recht, wenn sich Daniel von Garika fern hielt. Die größte Sorge des neuen Königs war, seine Truppen womöglich zu uniformiren. Aber das ließ sich nicht thun. Daniel, sonst ziemlich mäßig, trank jetzt viel. Er schien sich betäuben zu wollen. Es fehlte ihm die Begeisterung, die den Sieg erwartet und im Falle einer Niederlage den Tod für ein Glück hält. Gegen George blieb er kalt; es verdroß ihn, daß man diesem ebenso viel, ja mehr Ehre erwies als ihm. Alia schien er zu fürchten. Er fügte sich den Anordnungen desselben, aber nur grollend. Seine Miene verrieth, daß er den Augenblick herbeisehne, in welchem er sich dieses lästigen Dieners entledigen könne.

Vom Sonnenaufgang bis zum Spätnachmittag inspicirte George die Truppen und übte sie im Waff-

dienst. Mr. Hywell und Wiedenaburg leisteten ihm oft dabei Gesellschaft. Dann aber, pünktlich um dieselbe Zeit, ritt George hinüber nach Dari, um Mary und seine Schwester zu besuchen.

So unruhig es in Barika geworden, so still und friedlich war es in Dari geblieben. Sophia hatte ihren Wunsch, nach Eiflis geleitet zu werden, zuweilen wiederholt, doch ohne Drängen. Die Anwesenheit Mary's brachte Abwechslung in das bis dahin einförmige Dasein, und Sophia zeigte sich der jungen Engländerin von ihrer liebenswürdigsten Seite. Es schien, als wolle sie auf die Fremden einen möglichst guten Eindruck machen, und da ihr Wille von einem Geiste unterstützt wurde, der blendete, ohne freilich tief zu sein, so gelang ihr dies, wenigstens bei Mary, die viel zu unbefangen war, um den Charakter Sophia's von vornherein durchschauen zu können. Auch war Mary so froh, endlich einmal wieder in der Umgebung von Wesen zu sein, die wenigstens im Allgemeinen den Ansprüchen genügten, die sie an Frauen stellte, daß sie unwillkürlich Manches übersah, was ihrem feinen Gefühl sonst mißfallen haben würde. Eigenthümlich war es für den Beobachter, die einfache, seit den letzten Tagen sehr traurige Nina, die sanfte, anmuthige Mary mit ihren schönen und regelmäßigen Zügen und die lebhafte, aufmerksame und

gesprächige Sophia auf der Terrasse sitzen oder promeniren zu sehen. Offenbar fühlte Sophia in Mary die edlere, reinere Natur und bemühte sich, dieselbe durch Geist und Lebendigkeit wenigstens für Minuten zu überflügeln. War Daniel nicht zugegen, in dessen Gegenwart Sophia gewöhnlich einen bitteren und verletzenden Spott über die „neuen Könige und Weltverbesserer“ anstimmte, so entwickelte sich meist zwischen Sophia und Mary auf der einen und Wiedenburg und George auf der andern Seite eine lebhafteste und angenehme Unterhaltung. Dann ließ Sophia ihren Geist sprühen und wußte auch Mary zum Scherz mit fortzureißen. Sie schien nicht übel Lust zu haben, Wiedenburg und George in ihre Fesseln zu schlagen, und verrieth, als ihr dies trotz der Aufmerksamkeit, die ihr die Herren bezeugten, nicht recht gelingen wollte, ihren Unmuth durch seinen Spott über die Männer, die nur Idealen nachjagten. Mit ihrem scharfen Blick schien sie bemerkt zu haben, was Mary selbst vielleicht nicht wußte, daß diese für Edmund Wiedenburg mehr fühlte als für George, und sie deutete einmal an, daß es lächerlich sei, den Phantomen von Ruhm und Glanz nachzujagen und sich inzwischen das irdische Paradies einer schönen Frau durch einen Andern rauben zu lassen. Aber George war zu einfachen Sinnes, um darauf zu achten, ja, es muß

gesagt werden, auch in ihm, dem Manne von so edlem Geiste, schlummerte etwas von jenem orientalischen Selbstbewußtsein und aristokratischen Stolze, der an keinen Nebenbuhler denkt. Zwar achtete er Wiedenburg sehr hoch, aber ob er im Ernst glaubte, daß Mary den einfachen Kaufmann ihm, dem Enkel von Königen, der jetzt im Glanze seiner Abstammung und der ersten Erfolge prangte, vorziehen könne, wir bezweifeln es. Wenn er schüchtern, besangen, unsicher gegenüber Mary war, so erklärte sich dies einfach aus dem Verhältnisse, in welchem er bisher zu ihr gestanden, und aus der ungemeinen, schwärmerischen Verehrung, die er für sie fühlte. Mary schien ihm zu schön, zu hoch für jeden Mann. Die Nähe eines Nebenbuhlers würde ihm vielleicht eher Muth gegeben, sein Selbstbewußtsein gereizt haben. Gerade jetzt aber war das Betragen Wiedenburg's so ruhig, so zurückhaltend, daß George's Eifersucht vollkommen in den Schlaf gewiegt wurde. Ob ihn Mary liebe, daran zweifelte er. Daß sie ihm Wiedenburg vorziehen könne, daran dachte er nicht.

Am liebsten war er mit Mary allein, führte sie durch den Park, sprach mit ihr von der Vergangenheit, mehr noch von den Plänen für die Zukunft. Mary lauschte ihm mit Aufmerksamkeit und ging mit aufrichtiger Theilnahme, mit schwesterlicher Innigkeit auf seine

Pläne ein. Sie wußte, wie sehr sie von ihm geliebt wurde, aber sie dachte an keine andere Liebe als diejenige des Knaben, mit dem sie in England auf dem väterlichen Landgut durch Feld und Wald gestreift war. Sie kannte sein treues, aufrichtiges Gemüth, und sie wußte, daß sie lange von ihm getrennt würde, vielleicht für immer, denn wer konnte voraussehen, welchem Schicksal George entgegenging! Das gab ihrem Wesen, wenn sie mit ihm allein war, eine hingebende Weichheit und Innigkeit, die George mit Entzücken und Zuversicht erfüllte und selbst Wiedenburg, wenn er sie zuweilen aus der Ferne beobachtete, täuschte. Es schien dem jungen Deutschen jezt, als ob er das Gefühl Mary's für George doch nicht richtig beurtheilt habe, oder als ob das, was früher nur Freundschaft gewesen, jezt allmählig in ein innigeres Gefühl übergehe. Aber so schwer diese allmählig wachsende Ueberzeugung auf ihm lastete — denn jezt erst recht fühlte er, wie theuer ihm Mary war — so zeigte sich der Druck, der sein Herz beschwerte, doch nur in seinen mehr als gewöhnlich ernstern Zügen und in dem Wunsche, den er jezt öfter als früher gegen Mr. Hywell aussprach, daß er nun bald in Wien sein und über unablässiger Arbeit dieses bunte, schillernde Wanderleben vergessen möge. Wiedenburg gehörte zu den seltenen Naturen, die von Grund des Herzens bescheiden

sind und bei Andern zuerst die Vorzüge, bei sich selbst die Schwächen sehen. Wenn George's Pläne glückten, was war er dann im Vergleich mit dem schönen, von der Natur so reich begabten George? War ihm George nicht ohnehin schon überlegen? Wie nun erst, wenn ihn Reichthum, Glanz und der Lorbeer des Sieges schmückten? Sein Herz flüsterte ihm wohl zuweilen zu, daß dies Alles für ein Wesen wie Mary keinen Reiz habe, aber sein Verstand sagte ihm immer wieder, daß George auch an und für sich liebenswürdig sei, und daß nur die Eifersucht ihm einflüstern wolle, sie werde hier nicht glücklich sein, sich nicht in diese ihr so fremden Verhältnisse finden können.

Indessen sollte das, was diesen Tagen in George's Augen den höchsten Reiz verlieh, die Anwesenheit Mary's, nicht mehr lange währen. Mr. Hywell bestand zu George's Verzweiflung fest auf seinem Vorsatze, an einem bestimmten Tage nach der Küste aufzubrechen. Es war allgemein bekannt, daß einige englische Schiffe dort fortwährend kreuzten. Mit diesen war eine Verständigung leicht möglich, und Mr. Hywell sehnte sich zu sehr danach, wieder auf englischem Grund und Boden — und darunter verstand er auch ein englisches Schiff — zu sein, um nicht an seinem Entschlusse festzuhalten. Die Möglichkeit eines russischen Ueberfalls konnte George,



so sehr er auch von seinem Siege überzeugt war, nicht in Abrede stellen. Und welchen Gefahren waren dann die Damen und namentlich Mary, die Tochter eines Engländer's, den man jetzt gewiß für einen Bundesgenossen George's hielt, ausgesetzt! George sah ein, daß er Mr. Howell und Mary nicht länger zurückhalten könne.

Es war an einem Sonnabend. Am nächsten Montag sollte Mary mit ihrem Vater und Wiedenburg Dari verlassen. Eine starke Schaar Garitaner sollte sie bis Antais, im Nothfall bis zur Küste geleiten. Jetzt gerade war George's Anwesenheit in Garika durchaus nothwendig. Es hieß allgemein, daß die Tschetschenzen, nachdem sie heiß mit den Russen gekochten, sich den Karassu hinaufzögen. Man konnte also die Ankunft einer Schaar von Tschetschenzen täglich erwarten, und noch wußte man nicht, wie dieselben sich zu den Garitanern stellen würden. George mußte also auf die schmerzliche Freude verzichten, Mary am Montag noch eine Strecke weit zu geleiten. Die Minuten, die er in Mary's Nähe zubringen konnte, wurden kostbar. Und sollte er sie nicht benutzen? Sollte er das entscheidende Wort nicht wagen?

Man war am Spätnachmittag auf der Terrasse von Dari versammelt gewesen. Daniel's Anwesenheit hatte die Unterhaltung gestört; Sophia, durch einige seiner Aeußerungen beleidigt, hatte sich zurückgezogen. George

hatte die eingetretene Verstimmung benutzt, um Mary zu einem Spaziergang im Park aufzufordern. Sie nahm seinen Arm und beide schritten durch die prachtvolle Waldlandschaft. George war verlegen, glühend. Mary hing so vertraulich, so innig an seinem Arm — sollte er nicht sprechen? Sollte er später schreiben? Wozu, wenn es jetzt nur eines kühnen Wortes bedurfte? Er sprach von der Schönheit der Gegend.

„Mary“, sagte er, „ich weiß, auch Sie finden dieses Land schön. Für mich ist es schöner als jedes andere. Es ist mir die Heimat. Wenn es mir gelingt, dieses Land frei zu machen, wenn der Kampf vorüber ist, wollen Sie dann nicht einmal mit Ihrem Vater hierher zurückkehren und sich an meinem Glücke freuen?“

„Es wird ein weiter Weg sein, George“, antwortete Mary lächelnd. „Und Papa, glaube ich, reist sobald nicht wieder. Ich denke, Sie kommen dann fürs erste einmal nach England!“

„Aber Sie gestehen doch, daß auch Sie in diesem Lande glücklich sein könnten?“ rief George.

„Ja“, antwortete Mary, „aber jetzt — ich bin offen, lieber George — jetzt sehne ich mich nach England.“

„Gewiß!“ rief George. „Ich meine auch nicht, daß Sie allein hier sein sollten, ich meine, Ihr Vater, Ihre

Fremde; diejenigen, die Sie liebten, müßten hier sein. Dann würde es Ihnen doch auch hier gefallen, selbst wenn Sie denken müßten, den größern Theil Ihres Lebens hier zuzubringen. Denken Sie, welches Glück, welchen Segen Sie hier verbreiten könnten, welche Verehrung diese einfachen Menschen für Sie empfinden würden! Hier, Mary, hier könnten Sie eine Fee, eine Göttin sein. Vielleicht wäre es hier doch noch schöner als in England!"

"Sie übertreiben, George, wie immer!" rief Mary lächelnd. "Ich würde hier nichts sein, als was ich in England bin, ein unbeachtetes Mädchen, ein Mädchen, dem wohl ist, wenn es nicht bemerkt wird, und das sich vollkommen mit der Bärtlichkeit seines Vaters und mit der treuen Anhänglichkeit einiger Freunde begnügt."

"Mary, Sie sind zu gut, zu bescheiden!" sagte George. "Aber denken Sie nun — verzeihen Sie mir, daß ich davon spreche! — wenn einmal die Zeit käme, in der Sie allein stehen, in der Ihr Vater —"

"O still, George", bat Mary, "ich habe in der letzten, so bösen Zeit leider so oft daran denken müssen! Jetzt will ich es nicht mehr! Wie ich das ertragen würde, ich weiß es nicht. Gott wird mich lehren auszuhalten!"

Sie neigte den Kopf und ihr Gesicht wurde so ernst,

daß George es nicht wagte, sogleich weiter zu sprechen. Er hätte daran anknüpfen können, daß ihr dann sein Herz und seine Hand zur Seite stehen würden, aber er wollte einen Gedanken nicht weiter ausspinnen, der Mary traurig stimmen mußte. Schweigend ging er weiter und suchte nach einem Gegenstande, die Unterredung wieder aufzunehmen. Da hörte er, daß man ihn rief. Es war David, der George meldete, es sei ein Bote aus Sarika gekommen, der Ali's Wunsch überbringe, Daniel und George möchten so bald als möglich zurückkehren.

„So muß ich heute zurück!“ sagte George mit trüber Miene. „Adieu, Mary! Morgen sehen wir uns!“

„Adieu, George!“ antwortete Mary, vertraulich ihre Hand in die seinige legend. „Auf morgen denn!“

„Es wird der letzte Tag sein!“ sagte George. „Und wer weiß, ob wir uns sehen. Ich bin nicht mehr mein freier Herr, Mary! Ich muß an meine Pflichten denken!“

Er versuchte zu lächeln, aber fast schien es, als wollten ihm die Thränen in die Augen treten.

„Nun, sei dem, wie ihm wolle!“ fuhr er, sich ermannend fort, „ich hoffe, Mary Hywell wird mich nicht vergessen!“

„Aber George!“ rief das junge Mädchen, ihn fast verwundert anblickend. „Ich Sie vergessen, meinen Bruder George!“

Es war das erste Mal, daß Mary wieder das Wort „Bruder“ gebrauchte, mit dem sie den Schübling ihres Vaters früher in England oft genannt. Und es geschah so warm und herzlich, daß George sie voll und freudig ansah.

„Nein, Mary wird denjenigen nicht vergessen, der für sie ebenso gern wie für sein Vaterland das Leben hingäbe!“ rief George. „Und wenn ich nun schreibe, Mary, oder wenn ich Sie wiedersehe —“

„Da ist ja George!“ unterbrach der hinzutretende Mr. Hywell den Redenden, dem das Geständniß seiner Liebe auf den Lippen schwebte. „Man sucht Dich überall, George. War David nicht bei Dir?“

„Er ging so eben von mir!“ antwortete George, und einen Augenblick stand er zögernd und überlegend, ob er nicht in seinem Geständniß fortfahren solle. Doch nein — wie war das möglich? Wußte er denn, ob Mary ihn liebe? Aber er konnte sich nicht enthalten, ihre Hand, die er noch immer in der seinigen hielt, zu küssen.

„Es sieht ja aus, als ob Ihr schon Abschied nähmet!“ sagte Mr. Hywell. „Gehen wir uns denn nicht morgen?“

„Ich hoffe es!“ antwortete George. „Aber wer kann es wissen! Wir sind im Kriege, lieber Vater! Heute roth, morgen todt!“

„Ich hoffe, George, Du wirst an Deine Sicherheit denken, wenn Du einsehen solltest, daß nicht Alles so glückt, wie Du jetzt denkst!“ sagte Mr. Hywell ernst. „Ich habe mit Wiedenburg darüber gesprochen, und er theilt meine Ansicht, daß es Dich nicht schänden würde, wenn Du Dich zurückziehst, sobald Du keine Hoffnung mehr hast. Natürlich nur dann!“ fügte er mit Entschiedenheit hinzu, denn er war ein Mann von strenger Ehre und hohem Pflichtgefühl.

„Wiedenburg's Freundschaft und Ihre Liebe, Mr. Hywell, geben mir diesen Rath, den ich nicht befolgen kann“, antwortete George. „Ich bin es gewesen, der den Funken des Aufstandes in dieses Land geschleudert. Hat Daniel oder Alia auch das erste Wort gesprochen, so war ich es doch, der den Plan entwarf. Nein! Wenn dieser Kampf mißlingt und unsere Niederlage Tausende mit Verderben trifft, so könnte ich nirgends mehr ruhig leben. Nur der Tod im Kampfe kann dann den Gluck mildern, mit dem vielleicht Tausende mich beladen würden. Entweder ich siege, oder ich zeige denen, die mir folgen, daß es mir Ernst bis zum Aeußersten ist, und das kann ich nur zeigen durch den Tod! Doch da sehe ich David wieder, der mich erwartet!“

Er drückte Mary und Mr. Hywell die Hand und eilte fort. Der Engländer sah ihm ernst und gedankenvoll nach.

„Er hat Recht!“ sagte er leise. „Auch Wiedenburg meint, er könnte nur dann fliehen, wenn sich Verrath im Innern erhebt. Ich weiß zwar nicht, woher er den fürchtet, aber Wiedenburg hat einen scharfen Blick. Bei Gott, es würde mich ein Stück Leben kosten, wenn ich diesen Knaben, den ich fast mein nenne, hier kläglich untergehen sehen müßte!“

Mary nahm den Arm ihres Vaters und kehrte mit ihm nach Dari zurück. Sie sah, wie ernst, fast düster das Gesicht ihres Vaters war. Und auch vor ihrem Geist stiegen dunkle Bilder auf. So schwieg sie, in Gedanken versunken.

Benige Minuten später verließen Daniel und George Dari. Als sie in Garika anlangten, fanden sie Alles dort in großer Bewegung, und schon von fern tönte ihnen die Commandostimme Alia Bassi's entgegen.

Dieser theilte ihnen mit, daß mehrere Corps Eschetschenzen auf dem nördlichen Ufer des Karassu bemerkt worden seien, und daß eine Feuersbrunst, die den Himmel nach Norden zu röthete, wahrscheinlich von einem Dorfe herrühre, das sie angezündet. Man müsse also auf der Hut sein, denn da noch keine Verständigung mit den Führern der Eschetschenzen erfolgt sei, so dürfte man einen Angriff der Eschetschenzen erwarten, die Garika noch für russisches Gebiet hielten. Deshalb hatte Alia aus

Vorsorge die Bewohner der Stadt Garika aufgefordert, sich mit ihren Habeſeligkeiten nach dem Schlosſe zu begeben.

Aber noch von einer andern Seite drohte Gefahr, und zwar eine größere. Mehrere Boten hatten übereinstimmend gemeldet, daß ein Detachement Ruſſen ſich auf Nebenwegen Garika näherte. Durfte man den Verſicherungen der Boten trauen, ſo beſtand es aus der Schwadron des Majors und einer Abtheilung Infanterie von ungeſähr dreihundert Mann. Es ſchien nicht unwahrſcheinlich, daß man den Major mit der Führung dieſes Corps beauftragt habe, da er das Terrain von Garika genau kannte.

Ferner war ein Brief Michael Brazow's angekommen, den ein Bauer überbracht. Der Graf ſprach in kalten Worten ſeine Verwunderung über die Vorfälle auf Garika aus, woher wunderliche Nachrichten nach Tiflis gelangt ſeien. Er hoffte, ſo ſchrieb er, daß Daniel ſich bald von der Thorheit eines derartigen Aufſtandsverſuches überzeugen werde. Inzwiſchen verlangte er, daß Nina und Sophia nach Tiflis oder wenigſtens nach einer Stadt geſendet würden, die nicht im Aufſtande ſei. Sobald Schamyl ſich zurückgezogen haben würde, was in wenigen Tagen der Fall ſein werde, da er nirgends die ruſſiſchen Reihen zu durchbrechen vermöge, werde der Graf



selbst könnten, um sich zu überzeugen, ob man Nina und Sophia aus dem Tumult des Aufstandes in Sicherheit gebracht.

„Nun“, sagte Daniel, „wenn wir seine Frau und seine liebenswürdige Schwester nach Tiflis senden sollen, so muß er wenig Aussicht haben, sie hier wiederzusehen. Entweder die Russen kommen noch gar nicht, oder sie hoffen nicht auf Sieg.“

Inzwischen wurde die ganze Nacht hindurch an den Befestigungen gearbeitet. Die Bataillon waren bis weit hin in die Wälder geschoben. Auf dem Schloßhofs von Garika und innerhalb der Befestigungslinien, die aus Erdwerken und Palissaden bestanden, lagerten die Bewohner der Stadt Garika. Uebrigens fürchtete man einen Ueberfall der Tschetschenzen nicht so sehr als einen Angriff der Russen. Das Gerücht von dem Aufstande in Garika mußte jedenfalls schon bis zu ihnen gedrungen sein, und es ließ sich nicht annehmen, daß sie gerade diese Stadt plündern würden, da im Osten und Norden genug Ortschaften sich befanden, die sich nicht dem Aufstande angeschlossen. Auch pflegten die Tschetschenzen sehr selten größere Flüsse zu überschreiten. Man konnte sich nicht erinnern, daß sie seit zwanzig Jahren auch nur einmal über den Karassu hinausgegangen.

George schlief nur wenige Stunden. Am Sonntag

Morgen war er bald nach Tagesanbruch mit Alia Baffi auf den Schanzen, die allerdings jetzt im Stande waren, selbst einem starken Angriff zu widerstehen. Einige der flügsten Boten waren in die Wälder ausgesendet worden. Sie kehrten nach einigen Stunden mit der Nachricht zurück, daß ein russisches Corps heranziehe, daß es aus ungefähr dreihundert Mann Infanterie und einer Schwadron Dragoner bestehe, und daß die letztere von dem Major Ombragowitsch aus Aureli commandirt werde.

Natürlich rief diese Nachricht die größte Aufregung hervor. Der Kampf stand bevor, ein ernster Kampf, wenn man bedachte, daß die Garikaner schlecht bewaffnet und ungeübt waren. Man überlegte, ob man den Russen entgegenziehen und sie im Walde angreifen solle. Alia Baffi aber war der Ansicht, daß es gut sein würde, den Muth der Garikaner nicht sogleich auf eine zu harte Probe zu stellen und sie hinter den Verschanzungen des Schlosses an das Pfeifen der Kugeln zu gewöhnen, ehe man sie zum offenen Kampfe hinausführe. Diese Ansicht schien die richtige. Die Posten wurden bis auf wenige Schildwachen zurückgezogen, die Befestigungen besetzt. Ein Bote eilte nach Dari, um dorthin zu melden, daß man einen Angriff erwarte, daß man aber bei der geringen Zahl der Angreifer mit Sicherheit auf den Sieg zählen dürfe.

Die Fischtschenzen wurden über dem Anzuge der Russen fast vergessen. Nur Alia dachte an sie und sandte einige Reiter nach dem Norden ab, um die Söhne der Berge aufzusuchen, ihnen zu melden, was geschehen, und sie zur Unterstützung Sarikas gegen die Russen aufzufordern.

Wie früher bereits angedeutet, war das Schloß von Sarika auf allen Seiten, die nördliche ausgenommen, die steil nach dem Karassu abfiel und an deren Fuße die Stadt lag, von Bart und Wald umgeben. Deshalb hatte auch Alia die Vertheidigungslinien nicht weit hinausgeschoben, da sie sonst zu ausgedehnt geworden wären. Sie begannen erst unmittelbar am Fuße des Schloßbergs und bei den Terrassen. Zweitausend Mann waren hinreichend, sie zu besetzen, und Alia hatte dafür gesorgt, an jeden bedeutenden Punkt einige der Männer zu stellen, zu denen er Vertrauen haben durfte. Es waren meist solche, die als Milizen schon früher unter russischer Führung im Feuer gestanden.

Das Geschütz war innerhalb des Schloßhofs aufgestellt, sodaß es den Weg, der zum Schloßhofs führte, bestrich. Alia hatte es mit Baumzweigen maskirt und wollte es selbst bedienen. Der Alte commandirte zugleich die äußerste Vertheidigungslinie. George und Daniel commandirten die innern Linien und das Schloß. Johnn,

der nach Garika zurückgekehrt war, nachdem er einige Tage in Dari zugebracht, befand sich bei George, sollte aber, wenn der Kampf ernst wurde, zur Bedienung des Geschüßes gebraucht werden.

Als alle diese Vorkehrungen getroffen waren, trat eine tiefe Stille ein. Aller Blicke waren auf den Wald gerichtet. Plötzlich sah man einige ausgestellte Bächen herbeigeeilt kommen. Sie riefen schon von fern, daß die Feinde nahten. Alia feuerte eine Flinte ab, ein Zeichen für die andern Bächen, daß sie sich ebenfalls zurückziehen möchten. Die Stille wurde jetzt lautlos, unheimlich, drückend. George war ruhig, aber bleich. Es war ihm, als ob ein schweres Gewitter am Himmel stände. Und doch hatte der Himmel niemals blauer über Garika geglänzt, und die Sonne strahlte fröhlich auf den Blättern und Blumen.

Einige Minuten darauf sah man Waffen und Uniformen zwischen den Bäumen glänzen. Die Infanterie stellte sich in kleinen Abtheilungen neben dem Wege, der nach dem Schloßthor führte, auf. Die Cavallerie hielt auf einem kleinen freien Platze im Walde. Man sah die Offiziere zusammentreten. Sie beriethen sich und betrachteten die Vertheidigungsanstalten, von denen Garika umgeben war. Viele gebrauchten ihre Fernröhre. Der Major war deutlich unter den Offizieren zu erkennen.

„Das ist er!“ sagte Daniel, zu George tretend und auf Ombrazowitsch deutend. „Wenn er in Schußweite kommt, so ist er verloren. Ich weiß, daß ich ihn treffen werde.“

Bald darauf erschien ein Dragoneroffizier zu Fuß mit einem weißen Fähnlein in der Hand. George, Daniel und Alla gingen ihm bis an die äußerste Vertheidigungslinie, die aus einem niedrigen, mit Gebüsch belegten und mit Baumstämmen besetzten Erdwall bestand, entgegen. Der Dragoner fragte, wer hier der Anführer sei. Daniel nannte sich, nahm das Papier und las es laut.

Es enthielt in russischer Sprache die Ankündigung, daß der Major Ombrazowitsch den Befehl erhalten habe, aufständische Bewegungen, die im Bezirke Sarika entstanden sein sollten, zu unterdrücken. Es wurde den Rebellen Straßlosigkeit und Verzeihung zugesichert, wenn sie sogleich die Waffen niederlegen und sich nach Hause begeben wollten. Im entgegengesetzten Falle werde die Gewalt der Waffen schonungslos die verletzte Autorität der Russen wiederherstellen.

„Ich denke, wir sind verpflichtet, den Sarikanern diese Aufforderung mitzutheilen“, sagte George.

„Bist Du toll? rief Daniel lachend. „Es sind gewiß nicht wenige unter ihnen, denen jetzt das Herz pocht.

Sie möchten von der Erlaubniß Gebrauch machen. Nein, im Gegentheil, wir müssen sagen, die Russen wollten Alles niedermegeln, Frau und Kind. Das wird sie muthig machen.“

„Keins von Beidem!“ sagte Alia. „Daniel ist hier Herr. Er allein hat zu entscheiden. Wir antworten den Russen, daß wir ihre unrechtmäßige Herrschaft nicht anerkennen und sie mit Gewalt zurückweisen werden, wenn sie uns mit Gewalt begegnen. Dies ist mein Rath!“

Daniel antwortete demgemäß. Der Offizier hörte ruhig die Antwort.

„Außerdem soll ich noch im Auftrage des Majors Ombrazowitsch privatim die Frage an Sie richten, Prinz Garika“, sagte er, „ob die Damen sich noch in Dari befinden, oder ob sie auf dem Wege nach Tiflis sind.“

„Antworten Sie, daß meine Schwester hoffentlich in Dari bleiben wird und daß ich mich um die Comtesse Brazow nicht kummere!“ antwortete Daniel spöttisch.

Der Offizier ging mit einer kalten Verneigung zurück. Sobald er dem Major seine Nachricht mitgetheilt hatte, hörte man Commandorufe. Die Infanterie löste sich zu einer Plänklerkette auf. Die Hälfte der Dragoner stieg vom Pferde, um mit dem Karabiner Theil an dem Kampfe zu nehmen. Auch Alia's Commandoworte ertönten.

Es schien die Absicht der Russen zu sein, auf dem Wege, der nach dem Schlosse führte, vorzudringen. Dort war der Hügel sanft geneigt. Aber hier waren demgemäß auch die Vertheidigungswerke am stärksten. Bald fielen die ersten vereinzelt Schüsse aus dem Walde. Durch die Baumstämme gedeckt, rückten die Plänkler langsam vor. Dann wurde das Feuer lebhafter. Alia eilte von Gruppe zu Gruppe. Er befahl, nicht eher zu schießen, als bis die Schützen ihres Schusses sicher seien. Hier und dort antworteten bereits die Flinten der Garikaner. Der Pulverdampf zog langsam durch den Wald. Es war das Vorspiel des Kampfes, der bis jetzt noch einem Manöver glich. Denn noch sah man nirgends einen Soldaten fallen, nirgends noch hörte man den Aufschrei der Verwundeten.

Plötzlich änderte sich die Scene. Der Major war ein guter Taktiker, ein geübter Offizier. Er hatte seine Anordnungen gut getroffen. Auf ein kurzes Signal schlossen sich einige Büge der Plänkler zusammen und eine Schaar von ungefähr hundert Soldaten eilte im Sturmschritt gegen die äußerste Verschanzungslinie. George, der mit Alia alle möglichen Fälle des Angriffs besprochen und auch auf diesen Fall vorbereitet war, rief seinen Garikanern einige Worte zu und eilte Alia zu Hülfe nach der bedrohten Stelle. Unwillkürlich wollten die ganzen Massen

der Vertheidiger sich nach dem bedrohten Punkte wenden, aber einige Commandoworte Alia's, mit donnernder Stimme gerufen, erinnerten die Garikaner an ihre Pflicht. Alia erwartete den Sturm, die Vertheidiger, die sich in seiner Nähe befanden, heranziehend. Schon eilte auch George zur äußersten Vertheidigungslinie nieder.

Das Alles hatte nicht fünf Minuten gewährt. Die Russen, unbeirrt durch das Gewehrfeuer, das sie empfing, warfen sich auf den Erdwall, der nicht über Manneshöhe war. Man sah viele von ihnen fallen, und aus den obern Vertheidigungslinien ertönte Jubelgeschrei, das jedoch verstummte, als die ersten Russen oben auf dem Wall erschienen. Dies war der Moment, den George erwartet. Die besten Schützen hatten für diesen Fall ihre Anweisungen erhalten, und wer von den Russen zwischen dem Gebüsch auf dem Erdwall erschien, fiel, von einer Kugel getroffen, zurück. Johnny stand neben George und feuerte unablässig seine beiden Büchsen ab, die ihm ein Garikaner, den er zu diesem Zweck unterrichtet, mit großer Kaltblütigkeit lud. Man sah keinen einzigen Garikaner zurückweichen. Sie feuerten unerschrocken. Hätten sie bessere Waffen gehabt und besser gezielt, so würden die Stürmenden fast aufgerieben worden sein, denn sie befanden sich zwischen den beiden Li-



nien des Erdwerks, das hier einen Winkel bildete. Aber auch jetzt war ihr Verlust bedeutend genug. Es ertönte das Signal zum Rückzuge, und sobald die Garikaner die Russen zurückeilen sahen, erhob sich ein Jubelgeschrei, das selbst die Flintenschüsse übertönte, die den Fliehenden nachgesandt wurden, und das nicht eher endete, als bis Alia Baffi die Hand erhob, zum Zeichen, daß man schweigen möge.

„Vortrefflich, Giorgi, mein Sohn!“ rief Alia George zu. „Nun haben sie alle Muth. Aber es wird noch besser kommen. Steh' nur fest auf Deinem Posten da oben, wenn wir uns hier zurückziehen müssen. Denn dahin wird es kommen. Das Ding hier unten ist nicht zu halten. Aber da oben werden sie sich den Kopf zerschellen.“

George kehrte nach seinem ersten Posten zurück. Johnny strich sich vergnügt seinen Backenbart.

„Wird noch anders kommen, Mr. George!“ sagte er. „Aber die Grauröcke da drüben sind zu schwach, und hier die Leute aus Garika haben für junges Volk Muth genug gezeigt. Uebrigens wette ich, daß die Russen genau auf derselben Stelle wieder angreifen. Es ist die bequemste. Nun, dann lassen wir den kleinen Peter spielen.“

Der kleine Peter war das Geschütz, Johnny's Liebling.

Für zehn Minuten trat nun eine Pause ein. Ueberall hörte man den jetzt gemäßigten Jubel der Garikaner. Alia veränderte seine Maßregeln nicht, nur wurden die Corps, die, gleich der Abtheilung George's, einem vorzugsweise bedrohten Punkte zu Hülfe eilen sollten, verstärkt, sodaß im Nothfall sechs bis siebenhundert Mann auf einem einzigen Punkte versammelt werden konnten. Alia belobte die Garikaner.

Inzwischen war drüben bei den Russen ein neuer Kriegsrath gehalten worden. Man sah aus der straffen, finstern Haltung der Soldaten, daß ihre Niederlage sie verdroß und daß sie entschlossen waren, sie zu rächen. Bei dem ersten Angriff hatten sie vierzig Mann an Todten und Verwundeten verloren. Die letztern fluchten und schossen, wenn ihnen dies noch möglich war, ihre Mäntel gegen die Verschanzung ab. Die Garikaner antworteten mit Schüssen. George verbot es.

Der zweite Angriff begann genau in derselben Weise wie der erste. Die ganze Schaar der Russen löste sich in Plänklerketten auf. Diesmal theilten sich sämtliche Dragoner. George, der von seinem erhöhten Standpunkt die Russen besser überschauen konnte als Alia, bemerkte jedoch, daß die Plänklerketten in der Nähe des Schloßwegs gedrängter blieben. Dies schien darauf hinzudeuten, daß abermals ein Angriff auf den ersten

Punkt stattfinden sollte, wie auch Johnny es schon vermuthet. George ließ Alia durch einen Boten darauf aufmerksam machen.

Das Gefecht wurde jetzt vorsichtiger geführt. Die Russen zielten langsamer und suchten die Verschanzten wirklich zu treffen, während man sie vorher nur hatte beschäftigen wollen. Einmal schien es, als concentrirten sich die Plänkler nach der Gegend der Terrassen hin. Daniel wandte sich mit seinem Corps nach jener Richtung. Plötzlich aber warf sich auf ein gegebenes Signal die ganze Masse wieder nach jenem ersten Punkt, der den Angreifenden die wenigsten Terrainschwierigkeiten bot. Im heftigsten Rennen stürzten die Russen auf den Ball los.

Diesmal war der Angriff so schnell und heftig geschehen, daß ungefähr sechzig Russen zugleich den Ball ersteigen und überspringen konnten, während die andern ihnen auf dem Fuße folgten. Nun mußte der Kampf heftig werden. Jetzt galt es, nicht den Kopf zu verlieren. Ein Theil der Garikaner, mit dem Bajonett angegriffen, wandte sich der obern Vertheidigungslinie zu. Alia warf sich mit ungefähr zweihundert Mann den Eindringenden entgegen, und auch die fliehenden Garikaner standen, als sie sahen, daß es Alia gelang, die Russen aufzuhalten. Troßdem gerieth die Schaar der Vertheidiger in Verwirrung. Alles drängte von oben her zur Hülfe herbei.

Inzwischen hatten die Russen Zeit gefunden, sich innerhalb der ersten und zweiten Vertheidigungslinie zu formiren. Alia mußte sich zurückziehen. Er gab den Befehl, die erste Vertheidigungslinie zu verlassen. George hielt, sobald er dies bemerkte, seine Garikaner zurück und befahl ihnen, langsam und sicher auf die Russen zu schießen, damit diese durch die Zahl der Fallenden entmuthigt würden. Dann stellte er auf der zweiten Vertheidigungslinie, die so angefüllt war von Bewaffneten, daß die Vordersten kaum laden konnten, die Ordnung wieder her. Johnny postirte sich neben das Geschütz und feuerte von dort aus.

Diesmal war der Verlust der Garikaner bedeutend. Während sich Alia mit seiner Schaar nach der zweiten Linie zurückzog, füllte sich der Raum zwischen beiden Linien mit Todten und Verwundeten. Aber auch die Russen litten bedeutend durch das Feuer der Leute George's, die in die dichten Reihen der Russen nur hineinschießen brauchten, um zu treffen. Ombrazowitsch hatte es indessen unzweifelhaft darauf abgesehen, die Verschanzungen zu forciren und auf Menschenleben nicht zu achten. Die Russen drängten vorwärts wie ein gewaltiger Keil. Alles hing davon ab, ob sie mit den Garikanern zugleich in die zweite Vertheidigungslinie eindringen würden, und allerdings schien dies wahrschein-

lich. Dann mußte der Kampf ein verzweifelter werden und es ließ sich noch nicht ermessen, ob die Garikaner, mit Bajonett, Säbel und Pistole von einer geschlossenen und disciplinirten Schaar angegriffen, Stand halten würden.

Da rief Johnny George und dieser Alia einige Worte zu. Der Grois verstand und donnerte seinen Beuten zu, sich nach rechts zu wenden. Johnny stand bei dem kleinen Peter und richtete ihn mit der ruhigsten Miene von der Welt. Durch die Schwentung Alia's war auf dieser Seite der Raum zwischen der zweiten Bertheidigungslinie und den Russen frei geworden. Ruhig entfernte Johnny die Sträucher, die das Geschütz maskirten und streckte die Lunte aus. Der Schuß donnerte. Das Geschütz war mit kleinen Kugeln, zerhacktem Blei und Nägeln geladen gewesen, da man im voraus eingesehen, daß eine einzelne Stüßkugel wenig Wirkung thun werde. Der Erfolg war entscheidend. Eine weite Lücke öffnete sich in den russischen Reihen und die ganze Schaar schwankte unwillkürlich zurück. Einzelne wandten sich zur Flucht. Inzwischen war Johnny schon damit beschäftigt, das Geschütz wieder zu laden.

Der Schuß hatte die beabsichtigte Wirkung gehabt. Es war Alia gelungen, sich mit seiner Schaar in die zweite Linie zu retten. Die für den Fall des Rückzugs

freigelassene Lücke wurde mit Blüheschnelligkeit durch bereitgehaltene Baumstämme und Erbsäcke geschlossen. Ein Hagel von Kugeln regnete nun auf die Russen. Vorher hatten sehr viele von den Sarikanern nicht zu schießen gewagt, aus Furcht, ihre eigenen Brüder zu treffen.

Der Major, kalt, unerschütterlich und bis jetzt unverwundet, ließ seine Truppen sich auflösen und befahl dann den Angriff auf zwei Punkten. Aber diese zweite Linie war viel stärker als die erste. Sie bestand aus einer steinernen Mauer, die allerdings an manchen Punkten verfallen, aber durch Erdaufschüttungen und Baumstämme zu einem Ganzen verbunden war, das den Vertheidigern ausreichenden Schuß gewährte. Die Russen hätten Vortrübren besitzen müssen, um die Mauer ersteigen zu können. Nur an den beiden Punkten, die Ombrazowitsch angreifen ließ, bot sich eine Möglichkeit, einzudringen, da dort die Ausfüllungen niedriger waren.

Der Kampf, der nun entstand, war heftig. Es schien, als wolle Ombrazowitsch die Vordersten opfern, um die Nachfolgenden über die Leichen ihrer Vornänner emporzuklimmen zu lassen. Die Russen arbeiteten sich in stummer Wuth vorwärts. Das Geschütz schwieg bis jetzt, obgleich längst wieder geladen. Johann wollte seinen kleinen Peter nur dann spielen lassen, wenn genug Leute

da wären, um zu tanzen, wie er George zurief. Diese Gelegenheit fand sich, als Dmbrazowitsch ein Corps von fünfzig Dragonern dem einen Sturmhaufen zu Hülfe schickte. Als die Dragoner in Schußlinie waren, feuerte Johann das Geschütz ab und abermals war die Wirkung gräßlich. Die Schaar Dragoner war im vollsten Sinne des Wortes zersprengt. George sah Dmbrazowitsch mit dem Fuß auf die Erde stampfen. Noch währte der Kampf einige Minuten, aber jede Minute kostete den Stürmenden ein Duzend Leute, ohne daß es ihnen gelang, die Verschanzung zu erklimmen. Da gab der Major ein Zeichen. Ein Tambour, der in seiner Nähe stand, ließ die Schlägel auf das dröhnende Kalbfell niederfallen, und augenblicklich wandte sich die ganze Schaar der Russen zur Flucht. In wilden Sätzen suchten sie aus dem Bereich der garikanischen Flinten zu kommen. Die Dragoner saßen nach ihren Pferden. Die Infanterie sammelte sich unter dem Commando des Majors. Ueber die Hälfte der Angreifenden lag todt und verwundet vor der ersten und zweiten Vertheidigungslinie.

„Auf! Wir müssen sie vernichten!“ rief Alia, während der Schloßberg von dem Jubelgeschrei der Garikaner erdröhnte, und er gab das Zeichen, den Russen zu folgen, die jetzt schnell, aber in geschlossenen Reihen den Rückzug antraten. Die zweitausend Garikaner war-

fen sich wie ein Rudel Wölfe in den Wald. Die Russen vertheidigten sich, in geschlossenen Reihen zurückgehend. Aber ihre Reihen wurden dünner und dünner. Endlich floh der Major mit dem Rest der Dragoner, die Infanterie löste sich auf, Jeder suchte sich auf eigene Hand zu retten. Die Niederlage war vollkommen. Alia zählte hundert Tödtte und weit über zweihundert Verwundete.

Als George mit ernstem, aber glühendem Antlitz nach dem Schlosse zurückkehrte, sah er Johnny, der mit zärtlicher Sorgfalt den kleinen Peter von dem Pulverdampf reinigte, mit welchem ihn die beiden Schüsse besiedt.

„Da kommt Mr. Wiedenburg!“ sagte Johnny und deutete auf einen Reiter, der im Galopp durch den Wald gesprengt kam. „Er kommt zu spät! Schade! Es war ein hübsches Treffen!“

George ging Wiedenburg entgegen. Ein zweiter Reiter folgte — Mr. Hywell.

„Wir haben gesiegt!“ rief George schon aus der Ferne Wiedenburg zu. „Der Kampf währte eine Stunde. Ueber dreihundert Russen, mehr als zwei Drittel der Angreifer, sind gefallen. Die Garikaner haben sich geschlagen wie Kerntruppen.“

„Ich wünsche Ihnen Glück“, sagte Wiedenburg, und jezt erst bemerkte George, daß der junge Deutsche sehr



bleich war. „Aber Sie müssen helfen. Auf Dari ist ein Unglück geschehen. Während Mr. Hywell und ich einen Hirsch verfolgten, ist das Schloß überfallen worden, von Tschetschenzen, glaube ich. Die Gräfin Brazow mit ihren Kindern, Comtesse Sophia und Miß Mary sind von den Räubern entführt worden. Rufen Sie Ihre Freunde! Wir müssen ihnen nachsetzen!“

George stand sprachlos. Die Freude des Siegs war vergessen. Vorüber waren die Bonnetage von Sarika.

---

#### IV.

#### Bei Schamyl.

Alia Bassi und Daniel waren herbeigekommen. Die wenigen Worte, die Edmund Wiedenburger ihnen zurief, genügten, auch sie in starre Bestürzung zu versetzen. Das Schweigen dieser fünf Männer, ihre bleichen Mienen bildeten einen seltsamen und unheimlichen Gegensatz zu dem freudigen Lärm, der auf dem Hügel von Garika ertönte. Im Vergleich zu den unruhig hin und her wogenden Massen der Garikaner bildeten diese fünf erstarrten Männer eine Gruppe des Entsetzens; es war, als ob sie stumm und blind seien für das, was um sie herum vorgehe, als ob sie versteinert worden.

In George's Zügen vor allen zeigte sich eine vollkommene Lähmung des Schreckens. Er wagte nicht aufzublicken; sein Auge starrte auf den Boden. Konnte sein Blick jemals wieder demjenigen Mr. Hywell's begegnen? War nicht sein väterlicher Freund mit Mary nur um seinetwillen hierher gekommen? Wären nicht beide

längst in Sicherheit gewesen, wenn er sie nicht durch seine dringenden Bitten bewogen, noch einige Tage zu bleiben? Er hätte sich freilich sagen können, daß keine menschliche Voraussicht derartige Fälle zu berechnen im Stande sei, aber in seinem augenblicklichen Entsetzen fühlte er sich als den alleinigen Urheber dieses Unglücks.

„Warum hat mich nicht eine Kugel getroffen!“ murmelte er dumpf vor sich hin.

„Und auch Sophia ist fortgeführt?“ fragte Daniel, als könne er es noch nicht glauben.

„Ja, die drei Damen, die Kinder und, wie es scheint, die Mehrzahl der Dienerinnen“, antwortete Wiedenburger. „Wir haben nicht so genaue Nachforschung halten können, es genügte uns, das Schloß verheert zu finden und die Räuber in weiter Ferne zu sehen, wie sie ihre Beute nach dem Norden entführten. Glücklicherweise waren wir zu Pferde. Wir hatten den Hirsch, der uns leider von Dari fortgelockt, zu Pferde verfolgt. Ich wende mich an Alia Waffi, als denjenigen, der dieses Land am genauesten kennt. Fragen Sie ihn, George, was er uns zu thun rath.“

George richtete die Frage mechanisch und ohne aufzublicken an den alten Mann.

„Den Eschettschenzen in ihre Berge zu folgen, scheint mir unmöglich und unzweckmäßig, da wir bis zu diesem

Augenblick noch gar nicht wissen, wohin sich die Tschetschenzen gewendet haben können“, antwortete Alia Bassi. „Für das Leben der Gefangenen ist nicht das Geringste zu fürchten, wenn ihnen nicht irgend ein Unfall auf den Gebirgswegen zustoßt. Die Tschetschenzen haben ohne Zweifel noch nicht gewußt, daß Garika im Kriege mit den Russen ist; sie haben geglaubt, die Frau, die Schwester und die Kinder Michael Brazow's seien eine gute Beute und sie werden ein hohes Lösegeld fordern. Derartige Fälle sind mehrfach vorgekommen. Alles, was wir jetzt thun können, ist, einen Boten abzusenden, der es versuchen soll, Schamyl selbst aufzufinden und ihm die Lage der Dinge so vorzustellen, wie sie in Wirklichkeit ist. Die Tochter des englischen Herrn wird dann mit ihren Dienerinnen ohne Zweifel sehr bald und gegen ein sehr geringes Lösegeld freigegeben werden; anders wird es mit Nina und der Schwester Michael Brazow's sein. Sage Deinem englischen Freunde, Giorgi, daß er weder für das Leben, noch für die Sicherheit und Ehre seiner Tochter etwas zu fürchten hat. Die Tschetschenzen rauben solche Frauen nur um des Lösegeldes willen. Sie sind zu klug und auch zu gleichgültig gegen vornehme Frauen, um mehr von ihnen zu verlangen, als daß sie ihnen gutwillig folgen und keinen Versuch zur Flucht machen.“

George zögerte, ehe er es wagte, Mr. Hywell anzureden, und als er es that, zitterte seine Stimme.

„Mein Vater“, sagte er, „das Leben hat für mich keinen Werth, wenn ich nicht Mary in Sicherheit weiß. Selbst mein Vaterland steht mir fern, wenn ich die Freiheit desselben auf Kosten der Ruhe Mary's erringen soll. Alle meine Bemühungen werden sich darauf richten, Ihnen Mary wieder zuzuführen. Ich fühle die Verpflichtung dazu; ich muß es thun, denn ich weiß, daß ich schuld an diesem Unglück bin.“

„Hier ist Niemand schuld, George“, sagte Mr. Hywell tonlos. „Das Schicksal will mich prüfen. Sage mir nur, was der alte Mann geantwortet hat, und ob ich zittern muß, oder ob ich hoffen darf.“

Georg berichtete schnell die Ansicht Alia's. Es leuchtete ein, daß sie die richtige sei. Seit Menschengedenken hatte man nicht gehört, daß ein Fall roher Gewaltthätigkeit gegen fremde Frauen von seiten der Tschetschenen sich ereignet. Sie wollten Lösegeld erpressen, das lag klar auf der Hand. Aber ist deshalb das Herz eines Vaters weniger bewegt, wenn er seine zarte Tochter in den Händen von Männern weiß, deren Sitten man eben so wohl roh als rauh nennen kann? Welche Möglichkeiten des Unglücks bietet eine solche gewaltsame Entführung und Gefangenschaft dar! Und was die düstere

Berzweiflung noch erhöhte, bis jetzt war er der Genosse Mary's in ihren Leiden gewesen, hatte er ihr zur Seite gestanden, war er entschlossen gewesen, sie eher zu tödten, als verderben zu lassen. Jetzt aber war sie allein, sich selbst überlassen, ohne die hohe moralische Unterstützung, welche die Gegenwart eines Vaters verleiht. Kaum hergestellt von einer fast tödtlichen Krankheit, war sie im Stande, diese neuen geistigen und körperlichen Anstrengungen zu ertragen? Mr. Hywell fühlte, um wie viel schwerer dieser Schlag ihn traf, als alle frühern, weil Mary von ihm getrennt war. Musste nicht Mary ebenfalls jetzt heftiger als je erschüttert werden?

Und was er fühlte, fühlten auch George und Edmund, nur daß bei ihnen der heimlich bohrende Schmerz des Vaterherzens durch die glühende, eifersüchtige, selbst rachdürstige Aufwallung der Liebe ersetzt wurde, bei Wiedenburg in scheinbar geringerem Maße, da seine Natur ernster und zurückhaltender war, bei George lebhafter, denn die unruhige Beweglichkeit, die seine Züge jetzt angenommen hatten, zeigte bereits den Kampf, der in seinem Innern stattfand.

Indessen, so viel und so eingehend jetzt auch berathschlagt wurde, auf eins kamen alle Ueberlegungen hinaus: eine augenblickliche Verfolgung konnte nicht stattfinden. Jeder einzelne von den Männern, mit Aus-

nahme Alia Bassi's, würde sehr gern einen Zug in das Gebirge unternommen haben. Auch an Daniel's Unruhe bemerkte man, daß ihm Sophia's Schicksal nicht gleichgültig war. Aber alle mußten sich den Einreden Alia Bassi's fügen, der das Hülfsmittel, einen Rundschaffer zu Schamyl zu senden, für das einzig zweckmäßige und mögliche erklärte. Er schlug zu diesem Zwecke einen Mann vor, den er freilich sehr ungern entbehrte, da er tüchtig, gewandt und tapfer war, der sich aber vortrefflich zu diesem Zweck eignete, da er einige Jahre in der Gefangenschaft bei den Tschetschenzen gelebt hatte. George erbot sich, denselben zu begleiten. Davon aber wollte Alia Bassi nichts wissen, und seine Miene wurde düster, als George nicht sogleich von seinen Bitten abstand.

„So groß das Unglück auch ist“, sagte er in der Landessprache zu George, „so ist es doch eine Kleinigkeit im Verhältniß zu dem Schaden, den Deine Abwesenheit uns bringen würde. Was sollten die Garikaner von ihrem Führer denken, wenn er einem jungen Mädchen nachliefe, das sich in keiner andern Gefahr befindet, als einige Monate bei den Tschetschenzen zubringen zu müssen! Die Fremde ist Deine Schwester, gut, aber die Garikaner sind Deine Brüder, und es sind ihrer Tausende, während jene nur eine ist. Sei unbesorgt;

wenn Dein Pfllegevater reich ist, so wird seine Tochter in wenigen Wochen oder Monaten frei sein. Aber Garika wird nur frei, wenn wir alle auf Tod und Leben kämpfen. Oder glaubst Du, die Russen und namentlich der Major würden ihre heutige Niederlage vergessen? Der Kampf hat erst begonnen; Du am wenigsten darfst fehlen!"

George beugte sein Haupt vor diesen schwer wiegenden Gründen, aber sein Herz zuckte deshalb nicht weniger schmerzlich. Er beruhigte sich auch nicht, als Mr. Hywell ungefähr in demselben Sinne sprach und nichts davon wissen wollte, daß George seine Garikaner auch nur auf eine Stunde verlassen solle. Sein Herz war nun einmal zerrissen. Auf der einen Seite bestürmten es die Pflichten gegen sein Vaterland, auf der andern verzehrte es die Sehnsucht, Mary zu befreien und Mr. Hywell wieder glücklich zu sehen. Es begann für ihn ein fortdauernder qualvoller Kampf, der nur mit der Befreiung Mary's oder mit seinem Tode enden zu können schien.

Gehen wir schnell hinweg über die nächsten Ereignisse. Der Kundschafter, Namens Kalurji, wurde noch an demselben Tage ausgesandt, vorher genau instruiert von Alia Bassi und versehen mit einem Briefe an Schamyl, den der sprachkundige Alia Bassi verfaßt hatte. Mr. Hywell



und Wiedenburg siedelten nach Garika über. Der erstere hielt es im Interesse seiner Tochter, die möglicherweise von einem russischen Corps bei der Verfolgung der Tschetschenzen gefangen werden konnte, für seine Pflicht, an den Generalgouverneur von Kaukasien zu schreiben und ihm die Sachlage, sowie sein Verhältniß zu George Garika genau auseinanderzusetzen. Auf diese Weise konnte auch Michael Brazow, dessen augenblicklichen Aufenthalt man nicht kannte, durch den Gouverneur von dem Vorgefallenen unterrichtet werden.

Die Lage auf Garika änderte sich nicht. Die Zuzüge wurden spärlicher. Von der Annäherung russischer Truppen hörte man bis jetzt nichts. Unbestimmte Gerüchte von Siegen und Niederlagen der Türken oder Russen drangen bis nach Garika. Alia Bassi erhielt von einem Freunde aus Tiflis die Mittheilung, daß die Russen alle ihre Streitkräfte gegen die Türken verwenden müßten und überhaupt auf den Aufstand bis jetzt kein großes Gewicht legten, da derselbe noch keine große Ausdehnung gewonnen. Von Schamyl sah und hörte man nichts mehr. Sein Zug schien nur einer seiner gewöhnlichen Raubzüge gewesen zu sein. Hatte er die Absicht gehabt, Tiflis zu nehmen, so war dieselbe vereitelt worden. George war nicht gut auf den Tschetschenzenführer zu sprechen, der die günstige Gelegenheit, die Russen zu

vernichten, unbenutzt vorübergehen ließ und sich damit begnügte, zu plündern und zu schrecken. Alia Bassi sagte ihm wiederholt, daß von Schamyl nicht eher etwas zu erwarten sei, als bis ihm auch von den Türken und Franken die Unabhängigkeit garantirt worden und Rußlands Kraft gebrochen sei.

So verstrichen ungefähr vierzehn Tage in banger, unheimlicher Erwartung. Garika und Kureli waren von Alia Bassi stark befestigt, die Schaar der Garitaner, die sich jetzt auf ungefähr dreitausend belief, so gut als möglich bewaffnet worden. Mr. Hywell hatte nach Sinope an Wiedenburg und nach Konstantinopel Briefe gesandt, in welchen er seine Freunde bat, ihm möglichst viel baareß Geld bereit zu halten. Diese Briefe, nebst einem andern an den englischen Gesandten in Konstantinopel, wurden von einem geschickten Boten in das türkische Lager getragen, um von dort aus weiter befördert zu werden.

Nach Ablauf jener vierzehn Tage kehrte Kalurfi zurück. Er erzählte viel von den Fährlichkeiten, die er überstanden, und brachte ein Schreiben Schamyl's an Alia Bassi. In diesem wünschte der Tschetschenzenführer dem Greise Glück zu seiner siegreichen Erhebung gegen die Russen, bedauerte die Gefangennehmung der Engländerin, fügte aber hinzu, daß er für sie ein Löse-

geld von zwanzigtausend Rubeln in Silber beanspruchen müsse, da seine Kasse erschöpft und der Vater der Engländerin, wie er gehört, ein reicher Mann sei. Kalursi berichtete, daß ein anderer Brief nach Tiflis gesendet worden sei, in welchem der Graf Brazow aufgefordert wurde, für seine Frau, seine Schwester und seine Kinder eine Summe von fünfzigtausend Rubeln in baarem Silber zu zahlen, eine Summe, die, wenn man bedenkt, wie selten das baare Silber zur Kriegszeit sein mußte, fast unerschwinglich schien.

Mr. Hywell war natürlich gern bereit, Alles zu geben, was Schamyl verlangte. Die Schwierigkeit bestand nur darin, zwanzigtausend klingende Silberrubel schnell herbeizuschaffen. Kalursi wurde abermals abgesendet, mit der Anfrage, ob Schamyl nicht wenigstens einen Theil der Summe in Anweisungen auf Konstantinopel und Erzerum nehmen wolle. Abermals vergingen vierzehn Tage. Die Antwort Schamyl's lautete ablehnend. Für den Tschetschenenführer hatte nur das baare Geld Werth, Anweisungen waren für ihn sehr schwer zu realisiren. Dagegen brachte der Bote etwas Anderes, was Mr. Hywell mit hoher Freude erfüllte: ein Päckchen Papierblätter, beschrieben von Mary's Hand und von ihr selbst dem Kundschafter zugestellt. Es war in der Absicht geschrieben, ihrem Vater, wenn sich Gelegenheit dazu biete,

Nachricht von ihrem Schicksal zu geben, zuweilen in Form eines Tagebuchs, zuweilen in Briefform, theils mit Bleistift, theils mit Tinte. Wir theilen den Inhalt dieser Blätter mit wenigen Auslassungen mit, da sie ein aus unmittelbarer Anschauung gewonnenes Bild der häuslichen Verhältnisse Schamyl's und zum Theil auch der innern Einrichtungen der Tschetschenen bieten.

„Es war acht Uhr morgens. Ich hatte so eben nach meiner Uhr gesehen und verließ mein Zimmer, um nach der Terrasse zu gehen, auf der ich gemeinschaftlich mit der Comtesse Sophia und der Gräfin Brazow, auch, wie ich hoffte, gemeinsam mit meinem Vater und Mr. Wiedenburg den Kaffee trinken wollte. Es war ein schöner Morgen. Sophia und Nina saßen unter der Laube am Kaffeetisch. Die erstere sagte mir, daß sie gesehen, wie mein Vater und Mr. Wiedenburg ihre Pferde bestiegen, und daß sie gehört, dieselben wollten einen Hirsch verfolgen. Ich hatte mich so eben niedergesetzt, als eine Dienerin über uns ein Fenster öffnete und mehrmals ein Wort rief, das mir klang wie Modiane, Modiane. Sophia und Nina erhoben sich schnell; es wurden hastig einige Worte zwischen ihnen und der Dienerin gewechselt. Dann rief mir Sophia zu, daß die Dienerin behauptete, die Tschetschenen seien über den Karassu gegangen und kämen auf Dari zu, daß sie es

aber noch nicht glauben könne. Beide eilten darauf in das Innere des Schlosses, und da ich meinerseits nicht wußte, was ich beginnen sollte, so folgte ich ihnen auf dem Fuße.

Wir gelangten auf diese Weise bis zu einem thurm-ähnlichen Theile des Schlosses, von dessen Plattform aus wir Dari und das Thal des Karassu ganz deutlich überschauen konnten. Schon der erste Blick verrieth uns, daß die Dienerin mit ihrem Rufe: „Modiane!“ (Sie kommen!) Recht gehabt. Eine Schaar von vielleicht zweihundert Reitern kam den Berg herauf; eine andere Schaar war in Dari zurückgeblieben, um es zu plündern. Die Eschetischenzen — denn daß es solche und nicht russische Reiter seien, ließ sich sogleich erkennen — waren kaum noch fünf Minuten vom Schlosse entfernt. Kein Wunder also, wenn wir alle im ersten Augenblick wie erstarrt standen.

„In den Wald! Retten wir unsere Kostbarkeiten und flüchten wir in den Wald!“ rief die Comtesse Sophia.

„Meine Kinder, meine Kinder!“ rief Nina Brazow. „Ich bleibe bei ihnen.“

„Run, wir nehmen sie mit uns!“ rief Sophia. „Rur schnell! In den Wald werden sie uns nicht folgen!“

Ich zweifle nicht daran, daß der Rath, welchen uns die Comtesse gab, der einzig vernünftige war. Wenn wir

in einen unzugänglichen Theil des Waldes flohen, so hätten wir, wenn wir auch einen Theil unserer Habe den Plünderern preisgaben, gewiß unsere Freiheit gerettet. Aber dieser Entschluß hätte unmittelbar, nachdem er gefaßt, ausgeführt werden müssen. Noch zögerten wir jedoch. Auch die Comtesse Sophia schien nur ungern zu fliehen. Vielleicht hatte sie dieselbe Idee, die auch mir durch den Sinn fuhr, daß wir nämlich die Eschetschenzen durch die Erklärung, Garika und Dari seien im Kriege mit Rußland, von Plünderung und Gewaltthatigkeiten abhalten könnten. Inzwischen hörten wir bereits das Lammgeschrei der Dienerinnen. Diener, welche Widerstand hätten leisten können, befanden sich fast gar nicht auf dem Schlosse, da sie nach Garika beordert worden. Auch hätte ihr Widerstand nichts genügt. Mit dem Rufe: „Meine Kinder!“ eilte Nina Brazow zuerst fort. „Nehmen Sie in Eile, was Sie finden können“, rief mir die Comtesse zu, „und treffen Sie mich dann auf der Terrasse!“ Damit verschwand auch sie.

Ich suchte mein Stimmer zu erreichen, was mir aber nicht leicht wurde, da ich mich aus diesem Theile des weitläufig und winlig gebauten Schlosses gar nicht herauszufinden wußte. Endlich fand ich meine Thür. Ich nahm, was mir das Wichtigste schien: ein Bild meiner Mutter, meine Börse, mein Notizbuch. Dann aber wurde ich zwei-

selbst, was ich nun noch weiter nehmen sollte. Alles schien mir gleich wichtig. Plötzlich fiel mir ein, daß es vielleicht besser sei, das Bild nicht zu nehmen, da man es mir gewiß rauben würde, wenn man mich gefangen nehme, und ich schob es unter einen Schrank. Mein Reisetui mit allerlei Kleinigkeiten stand gerade vor mir. Ich nahm es, da mir in den Sinn kam, daß man gerade die Kleinigkeiten des Lebens oft am schwersten entbehrt. So eilte ich der Terrasse zu.

Dort fand ich bereits Sophia, die verschiedene Gegenstände, unter ihnen einen großen Schawl und ein Zergerol trug. Sie rief mit lauter Stimme nach Nina. Wir hörten die Kinder schreien. Sophia stampfte mit dem Fuße auf die Erde.

„Kommen Sie!“ rief sie. „Wir können auf meine Schwägerin nicht warten. Ich kenne die Gegend gut genug!“

Sie eilte über die oberste Terrasse und ich folgte ihr. Aber plötzlich sahen wir einige Reiter am Fuß der Terrasse im Park. Die Eschetschenzen hatten vermuthlich unsere Flucht vorausgesehen und sie verhindern wollen. Wir standen erschreckt still.

„Nun hilft's nicht mehr“, sagte Sophia. „Wir müssen bleiben und, was uns lieb ist, verbergen. Denn vielleicht ist es nur auf eine Plünderung abgesehen, ob-

wohl die Tischtschenzen in neuerer Zeit auch die Frauen mit fortführen.“

„Wie? Die Frauen? Uns?“ rief ich tödtlich erschreckt.

„Ja. Man gibt sie dann nur gegen Lösegeld zurück“, antwortete die Comtesse. „Seien Sie auf Alles gefaßt. Im Uebrigen, sagt man, thäten die Tischtschenzen den Frauen nichts zu Leide!“

Der Gedanke, von meinem Vater getrennt zu werden, erfüllte mich mit entsetzlicher Angst. „Vater, mein Vater!“ rief ich, so laut ich konnte. Aber schon nahm die Comtesse meinen Arm und zog mich mit fort.

„Kommen Sie hinein“, sagte sie. „Es ist besser, wir empfangen diese Gäste im Innern und gemeinschaftlich.“

Im Erdgeschoß des Schlosses ist auf der Gartenseite ein großer Raum, früher wahrscheinlich eine Waffenhalle, jetzt zum Aufenthalt der Diener bestimmt, welche die fremden Gäste begleiten. Aus diesem Raume hörten wir Nina's Stimme und Sophia eilte dorthin. Ich konnte ihr kaum folgen, da der Gedanke an die Möglichkeit, von hier fortgeführt zu werden, mich fast gelähmt hatte. An dieser Lähmung fühlte ich, daß ich meine Kräfte nach der Krankheit doch noch nicht in ihrem ganzen Maße wiedergewonnen, denn niemals hatte ich wäh-



rend all der traurigen Abenteuer bei den Kurden eine solche körperliche Schwäche gefühlt. Doch währte dieselbe nicht lange. Ich habe immer gefunden, daß die Furcht vor der Gefahr mich mit größerem Schrecken erfüllt als der Anblick der vorhandenen Gefahr. Die letztere erfordert Widerstand und stiehlt dadurch meine Kraft.

Als wir in jenen Raum eintraten, fanden wir die hintere Hälfte desselben angefüllt mit unsern Dienerinnen, den eingeborenen Dienern und einigen Kindern. Unsere englischen Diener und Mr. Wiedenburger's Diener standen mit ihren Gewehren im Arm an der Thür. Sobald Sophia sie erblickte, rief sie ihnen in englischer Sprache, die sie gut spricht, zu, sie möchten um Himmels willen die Gewehre wegstellen, Widerstand sei ganz vergebens und würde uns nur in größere Gefahr bringen. Die Diener gehorchten schweigend und widerwillig.

Auch Nina bemerkten wir jetzt. Sie hatte in jedem Arm eins ihrer Kinder. Die Dienerinnen hatten sich vor sie gestellt, gleichsam um sie zu schützen, ein neuer Beweis, daß sie ein gutes Herz hat und die Liebe ihrer Untergebenen besitzt. Sie trat jetzt vor und fragte Sophia, was zu thun sei. Es schien mir, als sei sie ruhiger und gefasster geworden, seit sie ihre Kinder so nahe bei sich sah.

„Schließen wir die Thür!“ sagte Sophia. „Vielleicht haben wir Zeit, einige Worte mit den Eschetschenzen zu

sprechen. Sagen Sie ihnen, Nina, daß dieses Land im Augenblick kein russisches mehr ist. Im Kriege gilt jede List.“

Die Thür wurde von innen verriegelt. Die Diener schoben einige Bänke und Schemel vor dieselbe. Dann trat eine tiefe Stille ein. Ich stand neben Nina und Sophia, in banger Erwartung dem Ausgang oder vielmehr dem Beginn dieses Abenteuers entgegend. Plötzlich wurde es im Schlosse lebendig. Es widerhallte von Schritten und Rufen. Es mochten nicht viel über hundert Tschetschenzen in dem Schlosse sein, aber es war, als ob Tausende ihr Wesen trieben. Einige Männer mit spitzen Mützen und Flinten in den Händen erschienen an den Fenstern. Man wußte also, wo wir waren, und bewachte uns.

Das Gefühl der Gräfin und das ihrer Schwägerin mochte noch düsterer sein als das meine. Wenn man mir meine Habe raubte, so war dies ein Unglücksfall, der mir bereits einmal bei den Kurden widerfahren, den ich mit Ruhe ertragen und dessen Nachtheile leicht wieder gut gemacht werden konnten. Aber für Nina und Sophia Brazow handelte es sich um die Plünderung und vielleicht Zerstörung ihrer Heimat, um den Verlust von hundert Gegenständen, die ihnen durch die tägliche Gewohnheit lieb geworden. In diesem Wanderleben, das

ich nun schon fast seit einem Jahre führte, hatte ich auf das Heimatsgefühl verzichten gelernt, wenn ich mich auch um so stärker nach meiner wirklichen Heimat sehnte. Es gab in meinem Herzen etwas, das einer dumpfen Resignation nahe kam. Dieser Himmel war mir überhaupt fremd; was lag also daran, ob er fünfzig Meilen näher oder ferner über mir glänzte! Nur der Gedanke der Trennung von meinem Vater durchschauerte mich; das war ein Elend, das ich bis dahin noch nicht kennen gelernt hatte. Die Sehnsucht, er möge kommen und mein Schicksal theilen, — kämpfte in mir mit dem Wunsche, daß er frei bleiben möge von dem Anblick und den Folgen dieses Auftritts. Aber wenn es vielleicht auch Unrecht war, so behielt jene erstere Sehnsucht doch das Uebergewicht in meinem Herzen. Ich wußte ja auch, daß mein Vater unglücklicher sein werde, wenn er mein Schicksal nicht theilte, als wenn er gezwungen würde, mich zu begleiten. Im Uebrigen vertraute ich der Versicherung, die mir Sophia gegeben, und demjenigen, was ich über die Tschetschenzen gelesen. Ich wußte, daß sie die Freiheit der Person nicht achteten, wenn sie glaubten, aus einem Raube Nutzen ziehen zu können; aber ich hatte nie vernommen, daß sie den Herzen der Frauen hatten Gewalt anthun wollen.

Diefe Ungevißheit dauerte wohl eine halbe Stunde,

vielleicht länger. Plötzlich näherte sich der Lärm unserer Thür. Man wollte sie öffnen, und als man sie verriegelt fand, stieß man so heftig dagegen, daß sie aufsprang. Nun sahen wir eine verworrene Masse von Köpfen, spitzen Mützen und Flinten in der Thür erscheinen. Nina und Sophia waren auf die Thür zugetreten, wichen jedoch bestürzt zurück, als die Bänke und Schemel mit Gewalt fortgeschleudert wurden. Die wenigen Worte, die zwischen Nina und den Eschetschenzen gewechselt wurden, verstand ich natürlich nicht. Ich erfuhr jedoch später ihren Inhalt.

„Was wollt Ihr?“ rief Nina. „Weshalb überfällt Ihr das Haus Eurer Freunde?“

Und indem sie ihre Kinder an sich preßte, versuchte sie muthig zu scheinen und würde auch den Eindruck einer muthigen Frau gemacht haben, wären nicht ihre sonst so frischen Wangen blaß gewesen.

„Freunde?“ rief ein junger Krieger. „Seit wann sind denn die Russen unsere Freunde?“

„Die Russen nicht, wohl aber die Garifaner!“ antwortete Nina. „Eure Verbündeten sind doch auch Eure Freunde!“

„Wir haben davon gehört“, rief derselbe junge Mann, der einer von den Führern zu sein schien. „Aber wir wären Narren, daran zu glauben, und auf jeden

Fall gehört dieses Haus einem Russen. Wir haben nicht viel Zeit, Männer. Laßt Euch nicht aufhalten!“

Die Scene, die nun folgte, will ich nicht einmal mir in die Erinnerung zurückrufen, noch weniger mag ich sie schildern. Sie übertraf die schlimmsten Befürchtungen. Wie eine Schaar Wilder stürzten sich diese Männer, deren zum Theil edle Gestalten und Gesichter mich Besseres hatten erwarten lassen, in den Saal und auf uns zu. In wenigen Minuten waren wir geplündert. Nie habe ich entseßlichere Minuten erlebt. Ein Schrei der Verzweiflung aus dem Munde aller Frauen und Kinder erschütterte den Saal und ging dann über in ein wildes Jammern und Schreien. Meine Halskette, meine Uhr, meine Börse, mein Kästchen waren mir im Nu entrisßen. Zum Glück schützte mich mein einfacher grauer Anzug vor dem viel traurigern Schicksal Nina's und Sophia's, die nach einigen Minuten ihrer seidenen Kleider beraubt waren und sich vor Scham und ohnmächtiger Wuth auf dem Boden niedergekauert hatten, um sich vor den fremden Männern und vor sich selbst zu verbergen. Es schien mir, als hätten wir alle nach diesem Beginn das Schlimmste zu fürchten. Ich kann mich nicht mehr erinnern, was ich in jenen Minuten gedacht habe. Aber bei der Erinnerung an die unsagliche Qual, die mich ergriffen, ist es mir, als ob selbst jetzt noch mein

Herz von einem Krampfe ergriffen werde. Ich weiß nicht, ob mir meine Besinnung geblieben wäre, wenn diese Scene lange gedauert hätte. Ich war wie betäubt. Zum Glück aber trieben die Barbaren ihr schmähhches Handwerk mit solcher Schnelle und Geschicklichkeit, daß sie schon nach drei oder vier Minuten nichts mehr zu rauben hatten. Wer nur irgend ein kostbares oder auffälliges Kleidungsstück trug, verlor auch dieses. Meine Dienerinnen waren jedoch so glücklich wie ich. Ihre einfachen englischen Anzüge verlockten das Auge der Eschetschenzen nicht.

Diese Plünderung war gleichsam ein Sturmwind, der Alles vor sich niedertwirft und jedes Gefühl des Widerstandes durch die plötzlich hervorgerufene Betäubung erstickt. Gesprochen war wenig worden. Jeder von den Eschetschenzen hatte genommen, was ihm zunächst war. Die Menschen schienen gleichsam Puppen, die man plünderte. Jetzt ertönten einige schärfere Rufe. Gleich darauf ergriff mich einer von den Männern bei der Hand und zog mich mit sich fort. Da ich sah, daß man auch Nina und Sophia emporriß, so folgte ich freiwillig. Allein wäre ich nicht gegangen.

Mein Führer ging so schnell, daß ich ihm kaum folgen konnte. Als wir im Freien waren, bildete man einen Kreis um uns und trieb uns mit Worten und

Schlägen wie eine Heerde Vieh vorwärts. Nina erhob jammernd ihre Stimme. Aber man rief ihr zu, sie möge schweigen; wenn ihr Mann sie lieb habe, so werde er sie bald auslösen. Nina wiederholte mir dies in französischer Sprache, und es beruhigte mich, da es meinen bereits wankend gewordenen Glauben, daß es nur auf eine Erpressung abgesehen sei, wiederherstellte.

Die Tschetschenzen, mit allerlei nützlicher und unnützer, werthvoller und werthloser Beute beladen, erinnerten mich jetzt lebhaft an die Kurden nach unserer ersten Plünderung. Selbst in jenem Augenblicke, obwohl von ganz andern Empfindungen erfüllt, ging mir der Gedanke durch den Kopf, wie sehr verschieden diese Menschen in der Wirklichkeit von dem Bilde seien, welches wir uns gewöhnlich von ihnen entwerfen. Was ich später erfahren und gesehen, hat meine ersten Eindrücke im Allgemeinen nur bestätigt. Allerdings besteht ein Unterschied zwischen den Kurden und den Kaukasiern. Während jene nichts als ein Räubervolk sind, ohne eine andere Anhänglichkeit an ihre oft wechselnde Heimat als diejenige, die auch das Thier besitzt, das sein Nest vertheidigt, handeln die Tschetschenzen nach einem bestimmten Plane und vertheidigen ihre Freiheit und Unabhängigkeit mit einer Ausdauer, die ihnen die Bewunderung Europas erworben hat. Auch ist ihr Aeußeres edler und

freier; man findet unter ihnen wahre Heldengestalten, Männer von ritterlichem Anstand, die Königen zum Muster dienen könnten. Ihre Züge tragen fast den Stempel der reinsten Schönheit. Aber lieb habe ich sie nicht gewinnen können; selbst achten kann ich sie nicht. Die guten Eigenschaften, welche die meisten Naturvölker besitzen, werden bei ihnen aufgewogen durch ihren Hang zur Räuberei, ihren Eigennuß, ihre an Falschheit grenzende Schlaueit. Sie sind so, wie sie vor tausend Jahren gewesen sein mögen; zuweilen mußte ich sie mit den alten Deutschen vergleichen, die ihre Unabhängigkeit gegen die Römer vertheidigten. Aber so sehr ich auch die guten Seiten ihres Charakters, ihre Kraft und Entschlossenheit anerkennen muß, so fehlen ihnen doch diejenigen Eigenschaften, die nach unsern Begriffen den Helden machen, die Großmuth nach dem Siege, die Milde des Herzens, der Adel des Gemüths. Sie hassen den Fremden; die Gastfreundschaft, die sie unter einander üben, die Treue, mit der sie an einander hängen, sind gleichsam ererbte Eigenschaften, die sie ohne wahres Bewußtsein dessen, was sie thun, üben. Denn wären sie sich ihrer guten Handlungen bewußt, so würden sie auch die schlechten vermeiden lernen. Sie thun die letztern wie die erstern aus Gewohnheit und Instinkt. Der Politiker mag die Wichtigkeit dieser Kämpfer



zu würdigen wissen; sie beschäftigen Rußland im Süden und ihre Vernichtung würde gewiß zu beklagen sein, da sie ein von der Natur reich begabtes Volk in die Arme einer verderbten Civilisation, wie die russische ist, führen würde, anstatt sie der wahren Cultur, der Ausbildung des Geistes und des Herzens zugänglich zu machen. Aber ich kann mich nicht für sie begeistern. Selbst wenn ich von dem persönlichen Mißgeschick absehe, das mir widerfahren, muß ich erklären, daß sie rücksichtslos, roh und oft hinterlistig sind. Ihre geistigen Eigenschaften stehen auf einer niedrigen Stufe, und sie empfinden nicht das geringste Bedürfnis, sich über ihren jetzigen Standpunkt zu erheben. Davon sind vielleicht nur einige der Führer, wie Schamyl selbst, ausgenommen.

Ich glaube kaum, daß die Tschetschenzen den Vergleich mit den Hindus und selbst mit den Beduinen aushalten können. Sie stehen ungefähr auf gleicher Stufe mit den Indianern und eingeborenen Mexicanern. Vielleicht irre ich mich, vielleicht ist es mir nicht gelungen, tief genug in das Wesen dieses Volksstammes einzudringen, aber die Schilderung meiner Erlebnisse wird beweisen, daß ich zu meinen Ansichten von meiner Seite aus berechtigt bin.

Also man trieb uns vorwärts wie eine Heerde Vieh. Wie gern hätte ich Nina oder Sophia irgend

einen Shawl oder eine Decke gereicht! Aber selbst wenn ich eine solche besessen hätte, würde man sie ihnen doch wieder abgenommen haben. Ich dachte daran, als wir so den Berg hinabgetrieben wurden, daß diese Menschen die Bundesgenossen George's werden sollten, und konnte nicht anders, als ihn und die Prüfungen, denen er entgegenging, beklagen. War es möglich, daß George mit seinem empfänglichen und empfindlichen Herzen, mit seinem feinen Gefühl hier auf die Dauer glücklich sein konnte? Ich weiß wohl, daß er die Absicht hat, wenn nicht diese, doch ihnen ähnliche Menschen auf eine höhere Stufe der Cultur zu erheben, aber im besten Falle wird er die Früchte nicht mehr ernten. Wie kann das, was Jahrtausende lang Wurzeln geschlagen hat, in einem einzigen Menschenalter ausgerottet werden!

Schon nach einer halben Stunde waren wir am Ufer des Karassu. Die Weiber und Kinder von Dari erhoben ein Jammergeschrei, als sie uns erblickten. Eine von den Frauen kam aus dem Haufen auf uns zugeeilt und rief einige Worte, indem sie eine schmutzige, zerrissene Decke, fast ihr einziges Kleidungsstück, emporhob. Die Eschetschenzen warfen es Nina zu und diese hüllte sich in die Decke ein. Sie sagte mir später, daß jene Frau früher auf dem Schlosse gedient habe. Ich fragte sie, warum sie die Eschetschenzen nicht um eine Decke für

Sophia bitte. Nina wollte es thun. Aber eine neue Prüfung stand uns bevor. Wir sollten den Karassu überschreiten, und die Tschetschenzen dachten nicht daran, uns den Uebergang zu erleichtern. Glücklicherweise war der Fluß, obwohl reißend, doch sehr seicht, und die Einwohner von Dari hatten durch denselben eine Reihe von Steinen gelegt, die eine natürliche Brücke bildeten. So kamen wir hinüber, ohne uns mehr als die Füße zu benehmen.

Ich will die Mühseligkeiten des Marsches, der nun folgte, nicht genauer beschreiben, sondern nur einige der bedeutendern Ereignisse erwähnen. Wir gingen nicht, wir liefen. Die Tschetschenzen zwangen uns, gleichen Schritt mit ihren Pferden zu halten, und sie hatten Eile, da sie das Herannahen eines russischen Corps befürchten mochten. Erst nach ungefähr zwei Stunden machten sie auf einem steilen Berge Halt. Von diesem aus konnte man das ganze Thal des Karassu deutlich überschauen. Ich war so ermattet und wohl auch geistig so erschöpft, daß ich auf die Felsen niedersank, und der Gedanke, ich könnte krank werden, erfüllte mich mit Schrecken. Es gelang mir jedoch bald, mich zu sammeln, und die Ueberzeugung, daß ich wieder kräftig genug sei, Anstrengungen und Aufregungen zu ertragen, flößte mir ein gewisses Selbstvertrauen ein und trug

mehr als alles Andere dazu bei, mich aufrecht zu erhalten.

Die Tischtschenzen begannen nun eine Musterung. Offenbar war es nicht ihre Absicht, sich mit werthlosen Gefangenen zu belästigen. Sie hielten unter einander Rath. Eine Zeit lang hoffte ich, daß man mich wegen meines einfachen Anzugs für eine Dienerin halten und zurückschicken werde. Aber die Erkundigungen, die sie bei einem Burschen aus der Dienerschaft einzogen, und die Antworten, die der vor Furcht zitternde Bursche gab, mochten sie darüber aufgeklärt haben, daß ich ein werthvoller Gegenstand sei. Ich gehörte nicht zu denen, die seitwärts geführt wurden. Die letztern bildeten die bei weitem größere Zahl. Unsere Diener und die ganze männliche und weibliche Dienerschaft des Schlosses wurden freigegeben. Es blieben außer Nina mit ihren beiden Kindern, Sophia und mir nur meine beiden englischen Begleiterinnen und eine einzige Dienerin zurück. Sobald diese Auswahl getroffen war, ging es weiter. Nina hatte für ihre Kinder Wasser und für Sophia eine Decke verlangt. Das erstere konnte man ihr nicht reichen, da kein Wasser in der Nähe war, aber Sophia erhielt einen Shawl.

Ich habe leider aus Erfahrung die Beobachtung machen gelernt, wie leicht man sich im Unglück bei klei-

nen Erleichterungen tröstet. Als ich Nina und Sophia bekleidet und mit ruhigern Mienen sah, fühlte auch ich mich erleichtert. Vor mir lag allerdings eine traurige Zeit, eine Zeit der Trennung von meinem Vater und voraussichtlich voller Entbehrungen. Aber ich glaubte mich der Ueberzeugung hingeben zu können, daß wir in der That für unsere Räuber nichts seien als geraubte Gegenstände und daß die entseßlichen Tage, die ich in der Nähe Kaschir-Uga's verlebte, nicht wiederkehren würden.

Mit derselben Eile ging es weiter, meist bergan. Nina, die ihre Kinder trug, mußte am ersten ermüdet werden. Wir boten ihr an, abwechselnd die Kinder zu tragen, aber sie wollte es nicht annehmen. Bald darauf mußten wir eine Schlucht passiren. Sie fiel so steil ab, daß selbst die Eschetschenzen genöthigt waren, von ihren Pferden zu steigen. Ich hielt mich an dem niedrigen Gesträuch, mit dem die Felsen hin und wieder bekleidet waren, aber der Abhang war doch so steil, daß mich Schwindel ergriff. Nina ließ eins ihrer Kinder aus den Armen fallen. Es rollte die Felsen hinab. Die Gräfin stieß einen Schreckensruf aus und sank nieder. Glücklicherweise hatte einer von den Eschetschenzen das Kind ergriffen. Sie mochten indessen eingesehen haben, daß wir auf diesem Wege uns in Todesgefahr befanden, und jede von den Frauen wurde von einem oder zwei Männern

geführt. Rina erholte sich erst allmählig von ihrem Schrecken, aber sie blieb so schwach, daß sie den gegenüberliegenden, nicht viel weniger steilen Abhang nicht hinaufklettern konnte. Sie mußte auf ein Pferd gesetzt werden.

Da wir uns jenseits der Schlucht auf einer Hochebene befanden und die Tschetschenen schneller reiten wollten, so mußten auch wir andern Frauen uns bequemen, uns hinter die Männer zu setzen. Damit wir nicht fielen, nöthigte man uns, die rechte Hand in den Gürtel des Tschetschen, hinter dem wir saßen, zu stecken. Nicht nur Frauen, sondern auch Männer werden begreifen, was wir empfanden. Und doch blieb diese Art zu reisen von jetzt ab die einzige. Unser erstes Nachtquartier schlugen wir unter freiem Himmel auf. Hier erhielten wir zum ersten Male etwas hartes Brod und Wasser. Als man uns befahl, uns ohne Decken auf die Felsen niederzulegen, bat ich Rina, ein ernstes Wort mit den Barbaren zu sprechen. Die unglückliche Frau begann in der That, demjenigen Tschetschen, welcher der Anführer zu sein schien, bittere Vorwürfe zu machen. Sie erklärte, sie werde sich bei Schamyl beklagen, der gewiß nicht wolle, daß gefangene Frauen in dieser empörenden Weise behandelt würden. Dies half. Man gab jeder von uns einige warme Decken. Ich legte mich nieder und sprach mein Nachtgebet empor zu dem sternenhellen Himmel,

meines Vaters gedenkend, der gewiß mit allen Qualen der Sehnsucht an mich dachte. Es gelang mir zu schlafen. Die Ermüdung war so groß, daß sie meinen erregten Geist überwältigte.

Am folgenden und am dritten Tage dieselbe Art zu reisen. Die Gebirge wurden wilder. Wir zogen durch mehrere Engpässe. Ich mußte zuweilen die Augen schließen, um nicht vom Schwindel ergriffen zu werden. Während dieser Tage sprachen wir Frauen, obwohl wir gewöhnlich nahe bei einander waren, wenig. Wir hingen unseren eigenen traurigen Gedanken nach. Sophia schien von einem düstern Troze erfüllt. Zuweilen beschuldigte sie sich der Thorheit, in Dari geblieben zu sein. Nina erschien mir als die Ruhigste. Ihre Kinder befanden sich wohl, sie erhielten von Zeit zu Zeit Brod und Wasser und waren munter und gesund. So litt wenigstens ihr Mutterherz keine große Qualen mehr. Meine beiden englischen Begleiterinnen, bereits in Kurbistan an Entbehrungen und Gefahren gewöhnt, ertrugen ihr Schicksal mit stiller Resignation. Ich suchte sie zu trösten, soviel ich vermochte.

Es war am Nachmittag des dritten Tages, als wir von einem hohen Berge aus einen Thurm erblickten, den eine Menge Zelte umgaben. Wir näherten uns also dem Lager Schamyl's. Dieser Gedanke versetzte uns

von neuem in Aufregung. Unser Schicksal mußte sich nun entscheiden. Sobald wir uns dem Berge näherten, umgaben uns Hunderte von Tschetschenzen und Lesghiern und starrten uns mit neugierigen, zum Theil wilden Blicken an. Wir stiegen von den Pferden, erschöpft zum Umfallen. Da trat ein junger Mann auf Sophia zu und wollte ihr den Schawl von den Schultern ziehen. Stolz stieß sie ihn zurück. Die Augen des Tschetschen funkelten, er erhob die Hand. Aber ein alter Mann, ich glaube, es war einer von den Würiden, den Führern, drängte den jungen Mann zurück und sprach einige harte Worte zu ihm. Dann führte man uns in den Thurm, den wir aus der Ferne bemerkt hatten. Er enthielt in seinen Mauern nichts als einige Erhöhungen, die wohl als Feuerherde dienten, da sie Spuren von Asche und Kohlen zeigten. Hier ließ man uns allein. Einige Stunden lang kümmerte sich Niemand um uns. Unsere Flucht war natürlich nicht zu befürchten.

Hier saßen wir nun, schweigend oder doch nur selten ein Wort sprechend, und erwarteten den Ausspruch Schamyl's. Er ward uns an diesem Tage noch nicht zu Theil. Zum Abendessen brachte man uns etwas getrocknetes Fleisch und ein Getränk, das eine Art Bier oder Meth sein mochte und einen unangenehmen süßlichen Geschmack hatte. Wir hätten uns gern Feuer an-



zünden lassen, denn wir fanden es sehr kühl, aber man erfüllte unsere Bitte nicht, ich weiß nicht, aus welchem Grunde.

Am andern Morgen, bald nach unserm Erwachen, ungefähr bei Tagesanbruch, hörten wir Musik. Nina erklärte, die Melodie, die, wie es schien, von Hörnern geblasen wurde, sei die Melodie eines russischen Marsches. Eine Minute lang gaben wir uns dem Gedanken hin, die Tschetschenzen hätten das Lager verlassen und die Russen näherten sich. Aber es war ein trauriger Irrthum. Schamyl hat sich eine Art militärischer Musik gebildet, die russische Weisen spielt. Ueberhaupt scheint der Tschetschenzenführer nicht frei von der Sucht, die Russen, die er so heftig bekämpft, in manchen Aeußerlichkeiten nachzuahmen. Kaum hatte die Musik aufgehört zu spielen, als ein noch junger Mann eintrat, der, wie wir durch Nina, die es von den Begleitern des Mannes erfuhr, hörten, ein Sohn Schamyl's, Kasi-Machmet, war. Er sprach nicht zu uns, aber die Raib's, die ihn umgaben, richteten einige Fragen an Nina. Sie waren so artig, sich nach ihrer Gesundheit zu erkundigen, und suchten unsere Fortführung mit der Nothwendigkeit des Kriegs, der keine Rücksichten kenne, zu entschuldigen. Sie behaupteten auch, in Georgien hätten eine Menge Fürsten Schamyl ihre Unterwerfung unter seinen Schutz

angezeigt. Vielleicht bezog sich dies auf die Vorfälle in Garika. Nina bat um einige Vergünstigungen, namentlich in Bezug auf ihre Kleidung, und um die Erlaubniß, an ihren Gatten schreiben zu dürfen. Letzteres wurde erlaubt. Man brachte ihr eine hölzerne Feder und ein kleines Gefäß, das Tinte und außerdem, wie mir schien, zerpfückte Leinwand enthielt, ich weiß nicht zu welchem Zwecke. Aber alle Tintenfässer waren von derselben Art, wie ich später beobachten konnte. Nina schrieb einige Zeilen an ihren Mann, die ihn von ihrer und unserer Lage benachrichtigten. Man versprach ihr, den Brief durch einen Boten sogleich nach Tiflis zu senden. Im Uebrigen erklärte man, die Ansicht des Häuptlings über unser Schicksal noch nicht zu kennen. Wir waren jedoch um Vieles ruhiger geworden als bisher, da es uns schien, als ob man uns jetzt mit einer gewissen Rücksicht behandle.

Ungefähr eine Stunde später kam ein Bote Schamyl's, um uns einzuladen, zu Schamyl zu kommen. Nach kurzer Berathung unter einander lehnten wir diese Aufforderung mit der Erklärung ab, daß wir in unserem jetzigen Zustande unmöglich vor irgend einer Person von Bedeutung erscheinen könnten. Es schien, als habe diese feste und entschiedene Erklärung einigen Eindruck gemacht, denn nicht lange darauf gab man der Dienerin Nina's die Weisung, einem Tschetschen zu folgen, und sie kam

mit einigen der nothwendigsten Kleidungsstücke zurück. Nina erhielt einen Schawl, Sophia eine blaue Blouse und eine Mantille. Wir konnten uns trotz unserer traurigen Lage kaum enthalten, zu lächeln, als wir uns anblickten. Eine Viertelstunde später ertheilte man uns die Weisung, uns zur Abreise nach Dargo-Beden, der Residenz Schamyl's, vorzubereiten. Wir wußten nun, daß uns Schamyl in seiner Nähe behalten wollte, und fügten uns, so gut es uns möglich war, in unser Schicksal. Unsere Reise nach Dargo-Beden währte etwa vierzehn Tage und führte durch einen der wildesten Theile des Gebirges. Sie war noch schwieriger als die Reise der ersten Tage, die ich andeutend geschildert.

Gewöhnt an die nicht endenden Unannehmlichkeiten der Reise, lernten wir zuletzt sie gar nicht beachten und erwarteten mit einer gewissen Spannung unsern Einzug in die Residenz Schamyl's, einen Ort, den so Wenige bis dahin kennen gelernt hatten. Kurz vor demselben mußten wir in einem großen Dorfe — einem Aul — Halt machen. Der Mullah (Vorsteher) desselben erklärte der Gräfin Nina, daß wir hier warten müßten, bis Schamyl in Dargo-Beden angekommen sei. Dieser Mullah war der erste wohlwollende Mann, dem wir begegneten. Als er bemerkte, daß der älteste Knabe Nina's krank sei, schenkte er ihr ein kleines Geldstück und sagte

ihr, sie möge sich dafür ein Huhn kaufen und ihrem Knaben Suppe kochen. Als das Huhn gekauft war, fehlte ein Topf. Wir erhielten ihn erst mit vieler Mühe, und der Besitzer hatte ihn nur unter der Bedingung hergegeben, daß er siebenmal gescheuert würde, nachdem er gebraucht worden. Durch einen mir bis jetzt noch unbegreiflichen Zufall erhielt auch die Dienerin Mina's ein Stück Seife, wofür sie ein Halsband gab, das sie ebenfalls wahrscheinlich durch ein Wunder gerettet. Unsere Freude über den Besitz dieses Stückchens Seife mag am besten schildern, was wir zu erdulden hatten. Uebrigens litten wir immer noch Mangel an Gewürzen. Etwas Brod und Milch waren Vederbissen für uns. In diesem Aul erhielten wir zum ersten Male einige Pflaumen und Aprikosen, die uns gutmüthige Frauen über die Mauer des Hauses warfen. Wir verbrachten den größten Theil des Tages auf einer Terrasse, von der aus wir den Aul und die prächtige Gebirgslandschaft überblicken konnten. Das Dorf lag auf einem steilen Felsen, zu welchem auf allen Seiten Treppen hinaufführten. Ganz in unserer Nähe befand sich ein tiefer Graben, und es erregte unsere nicht geringe Verwunderung, als wir sahen, wie eine junge Frau und nach ihr eine Wiege mit einem Kinde in diesen Graben hinabgelassen wurde. Der Mullah erklärte uns dies später. Die junge schöne Frau hatte den Mörder ihres Man-

nes aus Rache getödtet und mußte nun drei Monate in diesem Gefängnisse zubringen. Nach Ablauf dieser Zeit mußte sie die Hand des ersten Mannes, der sie zur Gattin forderte, annehmen. Ueberhaupt kann, wie wir erfahren, keine Frau hier länger als drei Monate Wittwe bleiben. Später sahen wir zwei russische Gefangene in einen andern Graben hinablassen. Mina bat den Mullah, sie von der Strafe zu befreien, und da er in diesem Aul Richter war, so erfüllte er ihren Wunsch und ließ die Gefangenen, die sich jene Strafe durch einen vereitelten Fluchtversuch zugezogen, auf seinen Feldern arbeiten.

Durch die Güte dieses Mullah erhielten wir auch ein Stück Leder, aus welchem wir uns — mit welchen Anstrengungen, da fast alles Nothwendige uns fehlte, will ich gar nicht beschreiben — Schuhe verfertigten, eine Wohlthat für uns, da unsere dünnen Stiefelchen uns nur wie Sandalen an den Füßen hingen. Hätten wir Geld gehabt, so hätten wir uns Manches kaufen können, denn die Dienerin, die uns Nadel und Zwirn besorgte, erzählte uns, daß es förmliche Läden in dem Aul gebe. Aber wir alle zusammen besaßen nicht eine Kopeke. Wir waren einzig und allein auf das Wohlwollen der Kaufasier angewiesen, und dieses war — den Mullah ausgenommen — nicht groß.

Wir blieben drei Tage in diesem Aul. Dann er-

hielten wir die Nachricht, daß Schamyl von seinem Zuge zurückgekehrt sei und daß wir aufbrechen mußten. Eine Reiterchaar nahm uns in ihre Mitte. Das Wetter war schön, der Weg führte durch ein Paradies. Felder und schattige Baumgruppen, blumenbedeckte Wiesen mit try-stallklaren Bächen, Heerden von schönem Vieh, die auf den Wiesen weideten, boten sich in ununterbrochener Reihenfolge unsern Blicken dar. Alle Höhen waren mit Aul gekrönt, zu denen steile Wege emporführten. Nina erzählte uns lachend, daß ihre Dienerin geäußert, diese Tschetschenzen müßten Teufel sein, sonst würden sie nicht so hoch wohnen, aus Furcht, sich den Hals zu brechen. Darauf gelangten wir in einen Hohlweg zwischen zwei Felsen, der nur wenige Fuß breit war und wo einer hinter dem andern reiten mußte. Wenn dies der einzige Zugang zu Dargo-Beden war, so konnte wohl niemals ein Feldherr bis dorthin vordringen. Ich hörte jedoch später, daß an andern Stellen der Zugang weniger schwierig ist. Diesen Hohlweg verlassend, sahen wir auf weiter Ebene den berühmten Aul von Andi vor uns, den Wohnsitz der echt kaukasischen Rasse, der tscherkessischen Aristokratie, die jedoch die alte Einfachheit der Sitten bewahrt zu haben scheint. Denn als wir weiter zogen, bemerkten wir einige Frauen, mit weißen Krügen auf dem Kopf, verschleiert und in sehr einfachen Anzügen,

die man uns als Frauen des Naibs, das heißt des obersten Vorstehers dieses Auls, bezeichnete. Wir blieben die Nacht in Andi, wo uns die Frauen des Naibs eine Mahlzeit bereiteten, die uns in Mannichfaltigkeit und Schönheit der Gerichte eine Göttermahlzeit dünkte. Am folgenden Morgen brachen wir nach Beden auf. Der Mullah hatte uns Schleier gegeben, da es nicht Sitte sei, sagte er, daß vornehme Damen in dieser Gegend ohne Schleier reisten.

An dem alten Dargo vorüber, das im Jahre 1845 von dem Fürsten Boronzow zerstört und jetzt nur ein Trümmerhaufen ist, zogen wir nach der neuen Residenz Schamyl's. Ein Trupp Lanzenreiter mit einem Knaben von ungefähr vierzehn Jahren kreuzte unsern Weg. Wir erfuhren, daß dieser Knabe ein Sohn Schamyl's sei, Machmet-Kabi, wenn ich recht verstanden. In Dargo-Beden führte man uns zuerst in eine große Scheune, dann aber in die Wohnung Schamyl's selbst. Der erste Theil unserer Abenteuer, die Reise, war vorüber."

Wir fahren in den Aufzeichnungen Mary's bis zu dem Punkte fort, wo die andern Personen unserer Erzählung wieder handelnd in das Schicksal der jungen Engländerin eingreifen.

„Es war schon Abend, als wir in einen großen Hof geführt wurden, in welchem sich eine Menge Frauen

befanden. Ein einziger Mann stand dort auf einem Balkon. Er war von starker Gestalt und in Weiß gekleidet. Ich konnte seine Züge wegen der Dunkelheit nicht unterscheiden. Nina sagte mir, sie habe gehört, es sei Schamyl selbst. Darauf führte man uns in einen zweiten Hof, den eine bedeckte Gallerie auf allen Seiten umschloß. Eine Menge Frauen umringten uns und halfen uns von den Pferden steigen. Nachdem wir in ein Zimmer getreten, wollte man uns entkleiden. Aber wir legten nur unsere Schleier ab, und als die Frauen bemerkten, wie einfach und mangelhaft unser Anzug selbst nach ihren Begriffen sei, schienen sie sich höchlich zu verwundern.

Ein junges Mädchen von anziehender Miene, welchem die Dienerinnen viele Rücksicht erwiesen, kam in unser Zimmer und betrachtete uns. Es war eine Tochter Schamyl's, dreizehn Jahre alt. Gleich darauf erschienen auch die drei Frauen Schamyl's. Die erste, Badete, mager, mit nichts-sagendem Gesicht, schwarzen Augen, dünnen Lippen und langer, gebogener Nase, aber von zierlicher, beweglicher Gestalt, war, wie ich hörte, die Tochter eines der einflußreichsten Untergebenen Schamyl's; ihr Sohn hieß Djemmal-Eddin und befand sich damals in russischer Gefangenschaft. Die zweite Frau hieß Schuanette, eine geborene Armenierin, ungefähr drei-



zig Jahre alt, groß, etwas voll, frisch und munter und von sanften Zügen. Sie flößte uns ein gewisses Vertrauen ein, und Nina fragte sie nach ihren und ihrer Genossinnen Kindern. Sie dankte freundlich und erwiderte, die Kinder würden uns besuchen, wenn wir uns erst eingerichtet hätten. Aminette war die dritte Frau Schamyl's, höchstens siebzehn Jahre alt, sehr lebhaft und von interessanter Miene. Sie war etwas sorgfältiger als ihre Genossinnen gekleidet; mir schien sie die geistig begabteste von den Dreien. Mit ihnen zusammen nahmen wir unsere Abendmahlzeit, die aus Thee, Honig und Weizenbrod bestand. Zufälligerweise wurden uns auch Bonbons gereicht, an denen sich Nina's Kinder ergötzen. Wahrscheinlich hatte man sie irgendwo erbeutet. Im Uebrigen hörte ich, daß die Orientalinnen derartige Bekereien sehr liebten.

Die Frauen verließen uns bald. Wir musterten die beiden Zimmer, die man uns zur Verfügung gestellt, und bemerkten ein schmales Fenster ohne Scheiben, einen großen Kamin, weiße Fußteppiche und Bänke mit schmutzigen Rissen, die sich rings um den Fuß der Wände zogen. Im Begriff, uns zur Ruhe zu begeben, erhielten wir nochmals einen Besuch. Es war Zaidete, die mit dem Intendanten Schamyl's, Radjio, zu uns kam, um uns eine Büchse mit Thee, ein Brod Zucker und einen

Brief zu überreichen, der an Nina adressirt war. Nina erbrach denselben mit großer Ungeduld, aber ihre Hoffnung, daß es ein Brief des Grafen Brazow sei, bestätigte sich nicht. Der Brief war von einem Freunde Brazow's, Commandanten eines Postens an der Militairstraße, der von unserm Unfall Nachricht erhalten und uns jene Geschenke sendete, die uns in der That sehr erwünscht kamen.

Mir wurde die erste Nacht in der Residenz Schamyl's sehr lang, da ich wenig schlafen konnte. Ich erhob mich mit Tagesanbruch und musterte unsere Zimmer und die äußern Räume. Der Hof war von mehreren Gebäuden umgeben, sämmtlich von Holz; wie bereits erwähnt, umschloß ihn eine bedeckte Gallerie. Später erfuhr ich, daß in dem gegenüberliegenden zweistöckigen Hause Schamyl wohne. Ueber seiner Wohnung befand sich ein offener Boden, auf dem man Fleisch trocknete. Das Haus Schamyl's enthielt einige Fenster mit Glasscheiben. Von unsern Fenstern aus bemerkte ich auch einen Pavillon, den die Raibs bewohnten. Von einem Fenster dieses Pavillons soll Schamyl sein Volk anreden, wenn er es für nöthig hält, zu demselben zu sprechen. Das Ganze machte mir einen sehr beschneidenen, durchaus nicht imponirenden Eindruck. Doch waren die Räumlichkeiten groß. Mehrere Hundert

Menschen mochten leicht Wohnung in diesem Gerail finden.

Gegen neun Uhr morgens brachte man uns Butter, Zwiebeln, Del, gekochtes Hammelfleisch und Brod zum Frühstück. Der Tag ging uns hin mit Betrachtungen über unsere Lage und Gesprächen mit den Sultanninnen, die uns abwechselnd mit ihren Kindern besuchten. Gegen Abend endlich kündigte uns Radjio den Besuch Schamyl's an.

Er kam nicht in unser Zimmer, sondern setzte sich unter der Gallerie auf eine niedrige Bank, die man ihm hinstellte. Sein Anzug war weiß; ein dunkler Bart umschloß sein ruhiges, etwas blaßes Gesicht. Er machte mir den Eindruck eines aufmerksam beobachtenden Mannes, der große geistige Fähigkeiten besitzt, nicht den Eindruck eines Kriegers. Alles an ihm war mehr fein und zart als groß und heldenmüthig. Zu seiner Seite befanden sich Radjio und ein Dolmetscher, der Indris genannt wurde. Doch wurde der letztere nur selten gebraucht; Rina sprach in ihrer Landessprache mit dem Smam, und mit wenigen Ausnahmen verstanden sie sich.

Nachdem uns Schamyl eine Zeit lang mit vollkommener Ruhe beobachtet hatte, fragte er nach unserer Gesundheit. Rina antwortete ihm, wir befänden uns Gott sei Dank wohl, doch hätte unsere gute Constitu-

tion den meisten Antheil an diesem guten Zustande, denn man habe uns nicht eine überflüssige Aufmerksamkeit zugewandt.

„Ich bin selbst erstaunt, daß Ihr so glücklich eingetroffen seid“, antwortete Schamyl, „und ich sehe darin ein deutliches Zeichen der himmlischen Vorsehung, die Euch ohne Zweifel dazu bestimmt hat, mir dazu zu dienen, meinen Sohn Djemmal-Eddin wiederzuerhalten, der mir, wie ich hoffe, gegen Euch ausgetauscht werden wird. Ihr wißt ohne Zweifel, daß mein ältester Sohn, Djemmal-Eddin, bei der Belagerung von Achulko von den Russen gefangen und gezwungen worden ist, im russischen Heere zu dienen. Es ist der sehnlichste Wunsch meines Lebens, ihn wieder bei mir zu sehen, und ich hoffe, daß die Gefangennahme so vornehmer russischer Damen, wie Ihr es seid, mir die Gelegenheit dazu geben wird, Unterhandlungen mit den Russen wegen seiner Auslieferung anzuknüpfen.“

Als Nina uns mit sichtlich bestürzter Miene diese Worte des Imam Schamyl mittheilte, erschrakten auch wir. Wie leicht konnte unsere Gefangenschaft bis ins Unendliche hingezogen werden, wenn die Russen nicht sogleich auf die Vorschläge Schamyl's eingehen wollten! Ja selbst im besten Falle mußten mehrere Monate über diesen Unterhandlungen hingehen. Der Imam mochte

die Bestürzung in unsern Mienen lesen; er fuhr fort: „Es wird also von dem Czaren abhängen, ob Eure Gefangenschaft lange währt oder nicht. Wie ich gehört, soll der Czar nicht abgeneigt sein, meinen Sohn hierher zu senden. Er hofft, daß die Erzählungen desselben Einfluß auf uns üben werden. Darin irrt er sich. Indessen die Absichten des Czaren sind mir gleichgültig, wenn ich nur meinen Sohn wieder habe. Inzwischen werdet Ihr mit aller Sorgfalt, wie Mitglieder meiner Familie behandelt werden. Nur die eine Bedingung muß ich stellen, daß Ihr keine geheimen Briefe empfangt. Ich mache Euch zur strengsten Pflicht, Alles, was Ihr thut, offen zu thun; sonst kenne ich keine Rücksichten und werde weder Euer Leben noch das Eurer Kinder schonen. Erinnert Euch, was vor einiger Zeit mit einigen russischen Offizieren geschehen ist. Sie brachen ihr Wort und ließen sich einen Brief in einem Brod zustellen. Ich erfuhr es und ließ sie sämmtlich enthaupten. Es befindet sich noch eine vornehme Dame, eine russische Gräfin, die meine Krieger in Stauropol gefangen nahmen, hier in diesem Hause. Ich hätte sie längst in Freiheit gesetzt, aber sie hat meinem Willen mehrere Male zuwider gehandelt, und deshalb zeigte ich ihr, daß ich Herr bin.“

Auch diese Worte, uns von Nina verdolmetscht, waren nicht geeignet, unsere Gemüther zu erheitern.

Mochte man die Sache ansehen, wie man wollte, so befanden wir uns immer in der Gefangenschaft von Barbaren, die aus unserm Besitz den möglichst großen Vortheil ziehen wollten, unbekümmert darum, was wir und die Unserigen dabei litten. Dieses Gefühl machte sich in Nina's Antwort Luft.

„Eure Drohungen sind unnütz“, sagte sie. „Wir werden Euch nicht belügen. Wenn wir Briefe erhalten, so werden wir Euch den Inhalt mittheilen. Aber Ihr solltet nicht vergessen, daß wir mit keinem andern Rechte uns hier befinden, als mit dem der rohen Gewalt. Wir sehen nicht ein, weshalb gerade wir, die wir nie Krieg gegen Euch geführt, für die Gefangenschaft Eures Sohnes büßen sollen.“

„Man muß die günstigen Umstände benutzen“, antwortete der Imam. „Ich hoffe, der Czar wird sehr gern für so vornehme Frauen ein Lösegeld und meinen Sohn geben. Wir sind im Kriege, da hört die Milde auf.“

Er erkundigte sich darauf nach meiner Person. Nina gab ihm, wie vorher verabredet worden, die Antwort, ich sei die Tochter eines reisenden Kaufmanns, der sich zufällig auf Dari befunden. Aber den wenigen Worten des Imam nach zu schließen, war er von den Verhältnissen ziemlich gut unterrichtet. Jedenfalls mochte er

erfahren haben, daß mein Vater ein reicher Mann sei, denn er sprach von einem hohen Lösegeld. Nina machte ihm bemerklich, daß ich eine Engländerin, also das Kind einer Nation sei, welche die Kämpfe der Kaukasier stets begünstigt habe und auch jetzt wieder gegen die Russen kämpfe. Aber er erwiderte darauf sehr ruhig, der Kaukasus sei reich an Kriegeren, doch arm an Geld, und Geld bedürfe man zum Kriege. Wenn die Engländer die Kaukasier unterstützen wollten, so werde es ihnen eine Kleinigkeit sein, zwanzigtausend Rubel für mich zu zahlen. Er erwähnte übrigens bei dieser Gelegenheit, daß bereits ein Bote bei ihm eingetroffen sei, um wegen unserer Freilassung zu unterhandeln und daß er diesem seine Bedingungen mitgetheilt. Wegen seines Sohnes werde er noch außerdem mit dem Fürsten Boronzow in Verbindung treten.

Darauf fragte er uns nach den Zuständen in Garika. Nina antwortete ihm, daß sie wenig davon wisse und daß er uns vielleicht bessere Auskunft darüber geben könne. Was er antwortete, klang nicht eben günstig für die Hoffnungen George's. Er sagte, die Georgier und also auch die Garikaner seien keine tapfern Krieger; sie würden nichts gegen die Russen ausrichten können, wenn er sie nicht unterstütze, und noch scheine ihm die Zeit zum großen Kampfe nicht gekommen, obgleich derselbe

vielleicht bevorstehend sei. Darauf erhob er sich, machte uns eine Art Verbeugung und ging.

Wir verbrachten den ganzen Abend in traurigen Betrachtungen. Nina und Sophia verhehlten sich keinen Augenblick, wie schwierig es sein werde, ein hohes Lösegeld für sie aufzubringen, um so mehr, da die Männer des Gebirges keine andere Zahlung kannten als in barem Silber. Dadurch allein — selbst wenn wir die Angelegenheit der Auswechselung von Schamyl's Sohn ganz außer Rechnung ließen — konnte unsere Gefangenschaft auf viele Monate ausgedehnt werden. Welche Zeit stand uns also an diesem für uns so trübseligen Orte bevor! Ich kann sagen, daß ich an diesem Abend etwas in mir fühlte, was ich bis dahin noch nicht gekannt, eine stille, dumpfe Verzweiflung. Ich suchte in ruhigen Betrachtungen Trost, und es gelang mir endlich, wenn auch sehr schwer, mich mit dem Gedanken zu beruhigen, daß auch diese Monate vorübergehen und diese Erinnerungen in der Freude über die Vereinigung mit meinem Vater verlöschen würden. Zugleich faßte ich den Entschluß, mir die Zeit dadurch abzukürzen, daß ich meine Erlebnisse insgeheim niederschrieb. Ich that dies schon in den nächsten Tagen und hatte mir dazu Glück zu wünschen. Denn am gestrigen Tage flüsterte mir Nina zu, daß ein Mann unter dem Fenster stehe, der



ihr in georgischer Sprache zugeflüstert, daß er ein Unterhändler sei und unsere Briefe an sich nehmen wolle. Ich übergab ihm darauf Alles, was ich bis dahin geschrieben, und fügte Grüße und Tröstungen für meinen Vater hinzu. Auch Nina und Sophia schrieben einige Worte. Noch habe ich keine Nachricht, ob diese Aufzeichnungen meinem Vater zugegangen sind.

Auch was uns Schamyl von der jungen Russin erzählt hatte, die in Stauropol gefangen worden sein und sich in Dargo-Beden befinden sollte, beschäftigte uns sehr lebhaft. Sophia und Nina hatten nichts von einer solchen Entführung gehört. Wir beschloßen, die Frauen Schamyl's zu fragen und den Versuch zu machen, wenn es irgend möglich sei, unsere Leidensgefährtin kennen zu lernen. Unser Wunsch ging eher in Erfüllung, als wir gehofft hatten.

Eines Abends nämlich — es war am fünften Tage nach unserer Ankunft in Schamyl's Residenz — als wir eben im Begriff waren, uns niederzulegen, kam eine dunkle Gestalt wie ein Schatten in unser Zimmer gehuscht. Wir glaubten zuerst, es sei eine Dienerin, denn sie alle hatten diesen leisen, schleichenden Gang. Aber als sie den Schleier, der sie verhüllte, zurückschlug, erkannten wir ein feines, blasses Gesicht von hoher Schönheit, das wir bis dahin noch nicht erblickt hatten. Sie

sprach einige Worte in russischer Sprache, und als Nina und Sophia ihr in derselben Sprache antworteten, sank sie in die Kniee, küßte Nina's und Sophia's Hände, brach in Thränen aus und war längere Zeit unfähig, ein Wort zu sprechen.

Ich will in Kurzem wiedergeben, was mir Nina und Sophia später über das Schicksal unserer Leidensgefährtin mittheilten.

Die Gräfin Helene G. stammte aus einer in Rußland angesehenen und geehrten Familie von ursprünglich deutscher Herkunft. Ihre Aeltern waren nicht reich gewesen, und in einem Proceß, den einige russische Familien des geringen Erbtheils wegen erhoben, verlor sie den letzten Rest ihres Vermögens, da ihr Vormund sich ihrer nicht, wie er gesollt hätte, annahm. Als Waise wohnte sie bei einem Freunde ihres Vaters und begleitete die Familie desselben nach Stauropol, als er dort ein hohes Militärcommando übernahm. Obgleich, wie Jeder bemerken mußte, von großer Schönheit und — wie mir Sophia sagte und wie ich auch selbst einsah — von einer in Rußland nicht gewöhnlichen Bildung, fand sie doch keinen Mann, mit dem sie sich für das Leben hätte verbinden wollen. Einige Anträge schlug sie aus, da sie ihr Herz nicht befriedigten. Doch ließ sie durchblicken, daß sie einen jungen Mann geliebt, der jedoch nicht die Mittel besaß, einen eigenen Herd zu gründen.

Vor zwei Jahren nun war ein Tschetschenenführer, Aïmar-Eddin, von den Russen in einem Gefecht gefangen und nach Stauropol geführt worden. Da man wußte, daß er aus einer der ersten Familien der Gebirgshäuptlinge stammte, so behandelte man ihn mit Achtung und Aufmerksamkeit, denn es war die Politik der russischen Regierung, so viel als möglich auf die Gefangenen einzuwirken und sie für sich einzunehmen. Aïmar-Eddin lebte also im Hause des Obersten D. — des Beschüßers der Gräfin Helene — nicht wie ein Gefangener, sondern mehr wie ein Gastfreund. Der Oberst war angewiesen, mit seiner Familie dem Gefangenen alle mögliche Aufmerksamkeit zu erweisen. Dieser speiste am Tische und verbrachte die Abende in der Familie. Im Allgemeinen pflegten die gefangenen Tschetschenen sich wenig um diese Gunst zu kümmern und suchten die Einsamkeit, um ihren Gedanken an die Berge nachhängen zu können. Aïmar-Eddin jedoch schien sich in der Familie sehr wohl zu fühlen, und bald bemerkte Helene, daß sie selbst der Grund der Vorliebe sei, die der Sohn der Berge für das russische Familienleben gefaßt hatte. Er sprach ganz gut russisch, da er sich schon früher einmal in russischer Gefangenschaft befunden hatte und überhaupt große natürliche Anlagen zu besitzen schien, und benutzte jede Gelegen-

heit, mit Helenen allein zu sein und derselben kleine Aufmerksamkeiten zu erweisen. Zu Anfang lächelte sie darüber; später, als der Gefangene kühner wurde, zog sie sich scheu zurück. Der Oberst jedoch, dem sie sich durch dessen Frau mittheilte, nahm die Sache leicht, sprach davon, daß Aimar-Eddin bald gegen einen gefangenen russischen Offizier ausgewechselt werden würde, und bat sie, die Harmonie, die bis jetzt zwischen der Familie und dem Gefangenen geherrscht hatte, nicht durch allzu große Vorsicht und Zurückhaltung zu trüben. Sie erfüllte also den Wunsch ihres natürlichen Beschüßers, war freundlich gegen Aimar-Eddin und legte auf diese Weise den Grund zu ihrem spätern Unglück. Denn Aimar-Eddin, wenig bekannt mit den Formen der civilisirten Gesellschaft, glaubte wahrscheinlich in der Freundlichkeit Helenens die Erwidern seiner Reigung lesen zu dürfen. Er sprach davon, ob sie ihn in seine Berge begleiten wolle, und treu der Weissung, die sie von dem Obersten erhalten, antwortete sie scherzend und ausweichend, aber nicht gerade ablehnend.

Kurze Zeit darauf wurde Aimar-Eddin wirklich ausgewechselt, und Helene, der dieses Spiel um so unangenehmer gewesen sein mochte, da sie, wie erwähnt, einen Andern liebte, athmete auf. Vier Wochen später erschien eine kleine Gesandtschaft von den Bergen vor den

Thoren von Stauropol und verlangte den Obersten zu sprechen. Sie theilte demselben mit, daß Aimar-Eddin in aller Form um die Hand Helenens anhalte, daß er versprochen, sie treu zu lieben, niemals eine andere Frau neben ihr zu wählen, ihr alle Annehmlichkeiten zu verschaffen, genug, sie ganz wie ein Fräulein zu behandeln. Sie habe nicht einmal nöthig, zum Islam überzutreten, wenn sie nur darein willige, daß ihre Kinder als Mohammedaner erzogen würden. Natürlich lachten der Oberst und Helene, der ersterer diesen Antrag mittheilte, über die Anerbietungen Aimar-Eddin's. Man gab der Gesandtschaft die Antwort, daß Helene schon einen Andern gewählt habe — was richtiger war, als der Oberst vermuthete — und eine Woche lang sprach man in Stauropol nur von dieser komischen Werbung. Aber der Ernst folgte bald darauf.

Die Bauern und die Wachen in der Umgebung von Stauropol berichteten einige Wochen später, daß man ein kleines Häuflein Tschetschenzen bald hier, bald dort bemerkt habe. Man hielt dies jedoch für Irrthum, da man nichts von Räubereien hörte, die doch gewöhnlich von derartigen Tschetschenzenschaaren verübt werden, und traf keine Vorkehrungen. Nur Helene hatte, wie sie sagte, eine Vorahnung und war entschlossen, Stauropol zu verlassen und auf eine Zeit lang nach Odeffa zu rei-

sen, wohin eine ihrer Freundinnen sich verheirathet. Sie machte deshalb einige Abschiedsbesuche in der Umgegend.

Stauropol liegt, wenn auch nicht allzufern vom Kaukasus, doch inmitten einer so vollkommen friedlichen Bevölkerung, daß man dort, wie mitten in Rußland, ohne jede Besorgniß und besondere Vorkehrung reist. So war auch Helene, als sie ihren letzten Besuch machte, nur von einer Tochter des Obersten und einem Diener begleitet. Als sie am Abend zurückfuhr, wurde der Wagen indeß plötzlich angehalten, Helene fühlte sich ergriffen, auf ein Pferd gesetzt und fortgeführt. Sie wußte sogleich, was mit ihr geschehen und wer sie entführte; Schmerz und Schrecken raubten ihr Sprache und Besinnung. Als sie im Morgengrauen des nächsten Tages die Augen aufschlug, erkannte sie in der That Aimar-Eddin neben sich. Doch sprach er nicht mit ihr. Man ritt fast ohne Unterbrechung bis nach Dargo-Beden, wo Aimar-Eddin seinen Wohnsitz hatte, da er zur unmittelbaren Umgebung Schamyl's gehörte. Hier wurde sie in den Harem Schamyl's geführt, als Gefangene.

Es ist leicht zu begreifen, was nun folgte. Aimar-Eddin, die Frauen des Harems und Schamyl selbst bemühten sich, sie zu überreden, die Gattin des jungen Eschetschenzenführers zu werden, den sie ihr als ein Musterbild von Schönheit, Ritterlichkeit und außerdem

als sehr reich schilderten. Sie schienen die Weigerung, bei der Helene beharrte, nicht begreifen zu können und bemitleideten sie fast wegen ihrer Beschränktheit. Aber soviel auch Helene in ihrer zweijährigen Gefangenschaft leiden mochte, sie blieb fest. „Sterben, wenn es sein muß, aber nicht die Gattin eines solchen Mannes werden!“ Das blieb ihre Antwort.

Helene hatte schon am Tage unserer Ankunft von uns gehört und die glühendste Sehnsucht empfunden, endlich einmal wieder mit Frauen, die ihr gleich standen, sprechen zu können. Unter dem Vorwande, daß sie krank sei — und leider war sie in der That durch Kummer und Entbehrungen sehr leidend geworden — bat sie um ein wärmeres Zimmer, und man gewährte ihr ein solches in dem Flügel, in welchem wir wohnten. Auf die Gefahr hin, entdeckt und in einen strengern Gewahrsam geführt zu werden, hatte sie die erste günstige Gelegenheit benutzt, uns aufzusuchen. Und nun war sie bei uns, zugleich ergriffen von der höchsten Freude über die Gegenwart von mitfühlenden Wesen und von um so größerem Schmerze über unser gemeinsames Schicksal.

Was ich hier auf dem Raume weniger Blätter zusammendränge, nahm in der Form der Erzählung und des wechselseitigen Gesprächs mehrere Stunden, bis über Mitternacht hinaus, in Anspruch. Auch Helene,

deren Ungehorsam also nur in der Weigerung bestand, einer Laune Aïmar-Eddin's und dem ungerechten Zwang Schamyl's zu widerstehen, hatte davon gehört, daß wir gegen den Sohn Schamyl's ausgewechselt werden sollten und daß man sich auf eine lange Anwesenheit unsererseits vorbereitet habe. Man überlegte, ob es nicht eine andere Rettung gebe. Aber vergebens. An Flucht war nicht zu denken, an eine Befreiung durch die Russen ebenso wenig. Selbst die Vermittlung George's, auf die ich bisher so viel Gewicht gelegt, erschien mir als werthlos, seit ich wußte, wie wenig Bedeutung Schamyl dem Aufstande der Garikaner beilegte.

Helene verließ uns spät in der Nacht, weinend, wie sie gekommen. Wir alle wünschten, wir möchten uns wiedersehen, und gelobten ihr, nichts von ihrem Besuche zu verrathen.

Die Tage und Wochen vergingen mir in aufreibender Einsamkeit. Ich besaß nicht das Talent, wie Nina Brazow und auch Sophia, mich für die kleinen häuslichen Intriguen, die in dem Harem Schamyl's spielten, zu interessiren, sondern füllte meine Tage damit aus, daß ich schrieb und mich von einigen Dienerinnen in Handarbeiten unterrichten ließ, wie sie auf jenen Bergen versertigt werden. Nina plauderte viel mit den Sultaninnen, den Frauen Schamyl's. Sophia schien von einer verzehren-



den Ungeduld nach Freiheit ergriffen zu sein, und ich begreife allerdings, daß ihr Charakter am wenigsten für eine solche Gefangenschaft geeignet war.

Schamyl schenkte uns, so oft er sich in Dargobeden befand, seine bis ins Einzelne gehende Aufmerksamkeit. Abgesehen davon, daß er sich oft nach unserm Befinden und unsern Wünschen erkundigen ließ, obwohl dieselben, auch wenn wir sie aussprachen, nicht immer erfüllt wurden, suchte er uns auch durch kleine Handlungen der Menschenfreundlichkeit zu beweisen, daß wir sein Wohlwollen besäßen. Er ließ Nina's Kinder zuweilen zu sich kommen und beschenkte sie mit Bonbons und Confitüren. Auch schickte er, als er bemerkte, daß der ältere Knabe blaß und kränklich aussah, eine Frau, welche in jenen Gegenden die Heilkunst ausübte. In der That wurde der Kleine nach wenigen Tagen munter und kräftig. Wie ich hörte, hatte ein Theil der Kur darin bestanden, daß man das Kind eine Nacht lang in die Haut eines frisch geschlachteten Hammels eingeschlagen. Doch in der Hauptsache blieb Alles unverändert. Schamyl bestand auf der Auswechselung seines Sohnes und auf fünfzigtausend Rubeln für Nina und Sophia, ja, wir hörten, er habe anfangs noch mehr verlangt und das Volk verlange auch jetzt noch eine größere Summe. Man hatte dort gar keinen Begriff davon, wie schwer es

schon ist, fünfzigtausend Rubel in Silber zusammenzubringen.

Wir erhielten endlich Briefe. Mit welchem Entzücken ich das Blatt, auf dem ich die Handschrift meines Vaters erkannte, an meine Lippen drückte, kann ich nicht schildern! Die Nachrichten, die wir erhielten, waren freilich im Ganzen nicht sehr tröstlich. Graf Brazow schrieb seiner Frau und Schwester, daß man mit möglichster Eile in der Auswechselung verfahren wolle, daß aber gewiß der Winter darüber herankommen werde. Ähnliches schrieb mir mein Vater, der zugleich an Schamyl die Bitte gerichtet hatte, nach Dargo-Beden kommen zu dürfen, um in meiner Nähe zu sein. Diese letztere Bitte wurde natürlich abgeschlagen. Mit den Briefen zugleich waren Kleider und eine Menge Toilettengegenstände für uns angekommen. Wir schenkten viele von der letztern an die Frauen Schamyl's. Doch war Chuanete die einzige, die uns wirkliche Zuneigung bewies. Aminete, die jüngste, kümmerte sich fast gar nicht um uns. Baïdete zeigte sich nur dann freundlich, wenn sie glaubte von uns Vortheil ziehen zu können. Sie war übrigens kränklich. Chuanete dagegen blieb sanft, freundlich und wohlwollend gegen uns. Ich hörte, sie sei die Lieblingsfrau Schamyl's, und ich fand das sehr begreiflich, denn während Baïdete von morgens bis abends mit einem gro-

hen Schlüsselbunde und in einem unbegreiflichen Negligé durch das Haus rannte und lärmte, war Chuanete stets, und sah man sie auch am frühesten Morgen, die Sauberkeit und Sanftmuth selbst. Und überdies war sie viel schöner als Baibete. Diese letztere schien uns wirklich quälen zu wollen, wie sie alle Andern quälte. Als Chuanete krank war, verbot man uns, in der Gallerie spazieren zu gehen, was man uns bis dahin erlaubt hatte. Baibete war schuld daran; sie hatte geäußert, wir trügen unheilbringende Gegenstände an uns, die der Kranken schaden würden, wenn wir in ihre Nähe kämen. Das wurde noch schlimmer, als Schamyl, nachdem die Ankunft seines Sohnes Kasim-Nachmet festlich begangen und ein großer Kriegsrath, dem auch Daniel-Bey, der bekannte Unterfeldherr Schamyl's, beiwohnte, gehalten war, Dargo-Beden verließ, um eine Expedition gegen die Russen in eigener Person anzuführen. Wir waren im Anfang des September, und schon fiel zuweilen Schnee. Wir begannen von der Kälte zu leiden, denn unsere Zimmer waren nicht fest zu schließen, das Fenster hatte keine Scheiben, der Kamin füllte, sobald man Feuer anzündete, unser Zimmer mit Dampfwolken, die uns fast erstickten. Dazu kam, daß man uns schlechtere Nahrungsmittel sandte, uns überhaupt vernachlässigte. Das Gerail glich während Schamyl's

Abwesenheit einer Schulstube ohne Lehrer. Alles ging darunter und darüber. Der jüngste Sohn Schamyl's, ebenfalls Nachmet geheißen, amüßte sich während der Abwesenheit seines Vaters wie nur irgend ein ungezogener Bursche auf einem englischen Landgut. Er lief wie toll auf den Dächern umher, zerbrach Schlösser und Niegel und hielt es für eine ganz besondere Belustigung, brennende Scheite Holz auf den Hof zu werfen. Während er sich an dem Knistern und Funkensprühen ergözte, fürchteten wir ernstlich, das leichte Holzgebäude könne Feuer fangen. Diese Freude währte jedoch nicht lange. Nach vierzehn Tagen kehrte Schamyl zurück, und der kleine Eulenspiegel wanderte zuerst in das Gefängniß des Serrails und dann nach einem benachbarten Orte, wo seine Erziehung unter strengerer Obhut fortgesetzt werden sollte. Uebrigens änderte die Rückkehr Schamyl's unsere Leiden nicht sogleich. Schamyl, dessen Expedition wahrscheinlich nicht glücklich ausgefallen war, zog sich in seine Wohnung zurück und blieb, wenigstens für uns, unsichtbar. Als sich jedoch bald darauf unter den Sultanninnen ein Streit über ein Stück Atlas entspann, das wir für Aminete bestimmt hatten und das Bairdete dieser nicht zu gönnen schien und den Töchtern Schamyl's zuwenden wollte, mischte sich auch Schamyl wieder in die Angelegenheiten des Harems. Er nahm das Stück

Atlas fürs erste an sich, hatte aber bei der Gelegenheit einen Blick auf unsere Wohnung geworfen und den kläglichen Zustand derselben erkannt. Er befahl, uns Glasfenster zu geben, sah selbst nach, ob sein Befehl befolgt sei, und untersuchte bei dieser Gelegenheit auch den Küchentopf, der für uns am Feuer stand. Er entdeckte in demselben nichts, als einige Hülfsfrüchte, die in bräunlichem Wasser schwammen. Er wurde zornig gegen Daidete, die uns zu dieser mageren Kost verdammt hatte, und sandte Zucker, Thee, Reis und Butter. Auch wenn wir nicht wußten, daß Schamyl abwesend sei, konnten wir es sogleich daran bemerken, daß Daidete uns auf eine schmalere Kost setzte.

So nahte der Winter heran, der entsetzlich, vielleicht unerträglich geworden wäre, wenn nicht Graf Drazow seiner Frau und seiner Schwester und mein Vater mir wärmere Kleidungsstücke und Bücher geschickt hätte. Inzwischen gingen die Unterhandlungen fort. Ja, eines Tages, als wir uns nach der Ursache des freudigen Lärms erkundigten, der das ganze Serail erfüllte, erfuhren wir, daß Schamyl die Nachricht empfangen habe, sein Sohn befinde sich schon auf dem Wege nach Stauropol, da der Czar in die Auslieferung desselben eingewilligt habe. Von diesem Tage an durften wir uns freier bewegen und blieben von nun an theils durch die

Briefe, die wir erhielten, theils durch die Mittheilungen, die uns die wieder genesene Schuanete machte, stets von dem Gange der Unterhandlungen unterrichtet. Denn in dem Serail Schamyl's ging es nicht anders zu als in jedem abend- oder morgenländischen Palaste, und wenn die Frauen Schamyl's auch vielleicht keinen directen Einfluß auf die Entschlüsse des Imam hatten, so wußten sie doch stets, was geschah, und kannten die Gründe seiner Entschlüsse. Schuanete theilte uns mit, daß Schamyl mit Sehnsucht der Auslieferung seines Sohnes entgegen sehe und deshalb gern bereit sei, unser Lösegeld geringer anzusetzen, daß aber das Volk, dessen Wünsche er beachten müsse, auf einer sehr großen Summe bestehe, ja, daß man von einer Million spreche. Schamyl verfiel, um seine Pläne zu fördern, auf ein Mittel, würdig eines so klugen Mannes. Er ließ die Weisung an einen berühmten Eremiten ergehen, in Dargo-Beden zu predigen, und wahrscheinlich auf den Rath Schamyl's wählte der fromme Mann die Mäßigkeit und die Verachtung irdischer Güter zum Thema seiner Predigten. Dies wirkte auf das Volk. Zugleich schrieben die russischen Beamten oder Offiziere, die mit der Auswechselung beauftragt waren, daß sie die ganze Unterhandlung abbrechen würden, wenn man eine höhere Summe als fünfzigtausend Rubel beanspruche. Dies fruchtete. Die Unterhandlungen nah-

men einen schnellen Fortgang, denn das Volk übertrug nun die ganze Angelegenheit dem Gutsdünten des Imam. Doch hatten wir noch einige schlimme Tage zu bestehen. Schamyl war wieder abwesend; wir wußten, daß man kämpfte, denn natürlich unterbrach unsere persönliche Angelegenheit den Gang der kriegerischen Ereignisse nicht. Das Gefecht näherte sich Dargo-Beden so sehr, daß wir deutlich den Donner der Kanonen hören konnten. Auch belehrten uns einige Worte Chuanete's, daß Schamyl bereits Vorkehrungen für den Fall eines ungünstigen Ausgangs des Kampfes getroffen habe. Seine Frauen, Kinder und die Dienerschaft sollten dann nach einem noch mehr entlegenen und gesicherten Ort gebracht werden. Bairdete zeigte auch bei dieser Gelegenheit wieder ihren Haß gegen uns. „Täuscht Euch nicht!“ sagte sie. „Wenn die Russen kämen, Euch zu befreien, so würden sie nur Eure Leichen finden!“ Und wir fürchteten, sie möge Recht haben. Indeß ging diese Gefahr, sowie die eines Erdbebens, das uns heftig erschreckte, vorüber. Der Kampf entfernte sich. Doch wurden einige Verwundete nach Dargo-Beden gebracht. Unter ihnen befand sich Aimar-Eddin. Er starb einen Tag später, nachdem er, wie Chuanete uns mittheilte, den Muriden, die ihn in seinen letzten Stunden umgaben, gesagt, sie möchten Schamyl bitten, daß er nun Helenen die Freiheit schenke.

Ich erwähne bei dieser Gelegenheit, daß sowohl Nina und Sophia als auch ich uns in unsern Briefen dringend für die Unglückliche verwandt hatten. Doch war die Vorsicht von uns gebraucht worden, Brazow und meinen Vater zu bitten, sie möchten thun, als ob sie nicht durch uns, sondern durch Andere die Nachricht von dem traurigen Schicksal der Gräfin erhalten hätten. Wir hatten übrigens Helene nur noch einmal wiedergesehen, da sie in ein anderes Gebäude geführt worden war.“

---

Das letzte Blatt aus dem Tagebuche Mary's, datirt vom März 1855, enthält folgende Worte:

„Schamyl ist so eben bei uns gewesen. Er meldet uns, daß in diesem Augenblick die Auslösungssummen für uns bereits gezahlt und daß wir in wenigen Tagen mit den Unserigen vereint sein würden. Er war sehr froh. Aber wir, wir weinten vor Freude! Ich werde meinen Vater wiedersehen! Alles Leid ist vergessen!“

Ende des zweiten Bandes.



# Der Held von Garika.

---

Roman aus den Ländern des Kaukasus

von

Adolf Mühlburg.

Dritter Band.

Leipzig,  
Ernst Julius Günther.  
1866.

**Druck von Heinr. Merck in Prag.**

## I.

### Das Wiedersehen.

Es war an einem schönen Märzorgen des Jahres 1855, als ein großer Zug, den man auf den ersten Blick für einen kriegerischen hätte halten können, sich die Abhänge hoher Berge nach einem Thal hinabbewegte. Ungefähr fünftausend Tschetschenzen begleiteten Schamyl, der, umgeben von seinen zahlreichen Muriden, mit seinen Söhnen Kasi-Machmet und Machmet-Kabi in ihrer Mitte ritt, das Gesicht ernst, ruhig, das Auge aufmerksam, sogar zuweilen besorgt in die Ferne gerichtet.

Ungefähr fünfhundert Schritte hinter ihm sah man einige schwerfällige Wagen mit vier Rädern, sogenannte Arbas, wie man sie in dieser Art nie zuvor auf diesen Bergen gesehen, nicht nach dem dortigen Gebrauch mit Ochsen, sondern mit Pferden bespannt. Auf dem ersten derselben saßen Nina Brazow mit ihren Kindern und Sophia, auf dem zweiten Mary Hywell und die Gräfin Helene, auf dem dritten die Dienerinnen Nina's und Mary's. Obwohl

es für die Frauen unmöglich war, die dichten Reihen der Reiter mit ihren Blicken zu durchdringen, so waren doch aller Augen unverwandt vorwärts gerichtet, als hofften sie jeden Augenblick, die Wolken der Reiter sich theilen und diejenigen, nach denen sie sich so heiß sehn-ten, erscheinen zu sehen. Aller Wangen, obwohl bleich von dem langen Kummer und den vielen Entbehrungen, waren doch jetzt geröthet. Nina weinte leise; Sophia's Züge waren ernst und gedankenvoll; Helene und Mary hatten die Hände in einander verschlungen.

So ging der Zug abwärts in das Thal, das sich hier bereits mit dem Grün des Frühlings zu bekleiden begann. Plötzlich wurde Halt gemacht. Die Reihen der Reiter wichen nach beiden Seiten zurück, sodaß Schauml mit seinen Muriden den vordersten Platz einnahm. Die Arbas der Frauen fuhren bis in seine Nähe.

Sobald diese Wagen die Höhe eines kleinen Hügels erreicht hatten, sahen die Frauen unten im Thal auf der gegenüberliegenden Seite eines kleinen Flusses Waffen blinken und bemerkten ein nicht unbedeutendes russisches Truppcorps, das so eben Halt machte und sich in einer langen Reihe aufstellte. Noch war es unmöglich, irgend einen Einzelnen in dieser Ferne zu erkennen, aber von einem gemeinsamen Gefühl ergriffen, erhoben sich Nina, Sophia und Mary und wehten

mit ihren Tüchern. Täuschten sie sich oder war es Wirklichkeit, es schien, als wehe auch da unten im Thal etwas Helles. Mary's Augen hasteten wie verklärt auf der Ferne. Sie blieb aufrecht während der ganzen folgenden Scene. Die Gräfin Helene saß stillschweigend, das Antlitz in die Hände gedrückt. Sie schien zu weinen.

Schamyl stieg vom Pferde und lagerte sich auf einer kleinen Erhöhung auf dem Rasen. Einer seiner Begleiter hielt einen schwarzen Schirm über ihn zum Schutz gegen die blendende Sonne. Daniel-Bey hatte sich zu ihm gestellt. Von Zeit zu Zeit erhob sich Schamyl, um durch ein Fernrohr zu blicken, das vor ihm auf der Erde aufgepflanzt war.

Es währte nicht lange, so sah man von den Russen eine kleine Schaar sich trennen, und als sie näher kam, erkannte man, daß es die Wagen seien, welche das Geld trugen, begleitet von einigen Reitern in russischer Uniform. Einer von den Letztern sprengte den andern voraus. Es war ein Armenier, der die Unterhandlungen als bevollmächtigter Dolmetscher geleitet und sich durch seine Geschicklichkeit die besondere Gunst Schamyl's erworben hatte. Sobald er nahe genug gekommen war, stieg er vom Pferde, übergab dasselbe einem der Begleiter Schamyl's, der ihm zu diesem Zwecke entgegengeeilt war, und näherte sich Schamyl, der ihn mit einem

Bächeln, aber trotzdem mit einem gewissen Mißtrauen empfang.

„Ich danke Dir“, sagte Schamyl. „Es freut mich, daß Du zu mir kommst. Du siehst, ich bin selbst gekommen, weniger um meinen Sohn zu empfangen, was unsern Gebräuchen nicht angemessen wäre, als um diese edlen Gefangenen zu begleiten, denen ich, um mein ganzes Wohlwollen zu zeigen, die Gefangene von Stauropol hinzugefügt habe. Auch will ich darüber wachen, daß nicht irgend ein trauriger Zwischenfall die Austauschlung störe. Kein Raib soll die Grenze überschreiten. Wo große Männer sich befinden, muß Ruhe, Frieden und Gerechtigkeit herrschen. Kannst Du mir Deinerseits die Versicherung geben, daß ich keinen Verrath der Russen zu fürchten habe?“

„Gewiß nicht!“ antwortete der Armenier. „Du kannst vollkommen sicher sein!“

„Befindet sich mein Sohn wohl?“

„Gott sei Dank, ja!“

„Man sagt, er spreche unsere Sprache nicht mehr?“ fügte Schamyl fragend hinzu.

„Er lebt seit so vielen Jahren in Rußland, daß er sie vergessen hat. Aber tadle ihn nicht deshalb, Imam; er wird sie in kurzer Zeit wieder vollkommen inne haben!“

„Also Du gelobst mir, daß meine Person ganz sicher ist?“ fragte Schamyl.

„Ich bürgе Dir dafür“, antwortete der Armenier. „Die Russen achten Dich und kennen die Geseze der Ehre.“

„Und wie steht es mit der Belagerung von Sebastopol? Hat man neue Nachrichten?“

„Nein. Man schlägt sich tapfer auf beiden Seiten!“

„Wie“, sagte Schamyl, „drei Czaren können eine Festung nicht in sechs Monaten erobern? Dann muß ich stolz darauf sein, daß ich den Russen so viele Jahre lang widerstanden habe. Es ist wahr, ich verdanke das den Wäldern meiner Tschetschenia und den Abgründen meines Daghestan.“

„Willst Du Deinen Kriegern den Befehl geben, Smam, keine Freudenschüsse abzufeuern?“ sagte der Armenier. „Es könnte mißverstanden werden und zu Unglück Veranlassung geben.“

„Gut; aber dann müssen die Russen dieselbe Vorsicht beobachten!“ sagte Schamyl.

„Das werden sie thun, denn seit dem Tode unseres Kaisers tragen wir Trauer, und jedes Zeichen der Freude ist untersagt.“

„Wie?“ rief Schamyl. „Euer Kaiser ist todt?“ Und er schwieg mehrere Minuten lang. „Ihr thut recht,

Trauer zu tragen", fuhr er dann fort. „Uebrigens muß der Sohn eines solchen Kaisers seinem Vater gleichen. Ist derselbe Alexander, der vor kurzem den Kaukasus besucht hat, sein Nachfolger?"

Der Armenier bejahte. Schamyl blieb noch eine Zeit lang in Nachdenken versunken.

„Und ist das Lösegeld bezahlt?" fragte er dann.

„Sind das die Wagen, die es bringen?"

„Ja, Imam, Alles ist in Ordnung. Dein Zahlmeister wird Dir sagen, daß kein Irrthum stattgefunden."

„Wohlan!" rief Schamyl. „So reite zurück mit meinen Söhnen und fünfunddreißig von meinen Kriegern, bis auf tausend Schritt von dem Bach. Eine gleiche Zahl von Russen soll dort meinen Sohn und die Geldwagen übergeben. Dann sind die Gefangenen frei. Mein Dank für Deine guten Dienste wird Dir nicht fehlen!"

Der Armenier entfernte sich, nicht ohne den gefangenen Frauen, die in großer Spannung dieser Unterredung mit den Augen gefolgt waren, ein ermunterndes Zeichen gegeben zu haben. Er sprengte in das Thal hinab und zu den Russen. Gleich darauf trennte sich von diesen eine Reiterschaar, und in demselben Augenblick, in welchem die Söhne Schamyl's mit ihren fünf-



unddreißig Reitern auf der bezeichneten Stelle hielten, trafen auch die Russen mit Djemmal-Eddin dort ein. Schamyl, der Alles genau mit seinen Blicken verfolgte, gab ein Zeichen, grüßte die Gefangenen mit der Hand und die Wagen rollten den Abhang hinab, dem Flusse zu.

Benige Minuten später lag Mary Hywell in den Armen ihres Vaters, der ihre Stirn mit seinen Freudenthränen nezte und sie dann sprachlos zur Seite führte, um den russischen Reitern, die sich näherten, Raum zu machen.

Zugleich hallte die Luft von dem Jubelruf wieder, mit welchem ungefähr hundert Tschetschenzen, die trotz des Befehls Schamyl's das Thal hinabgeeilt waren, den Sohn des Imam begrüßten. Viele küßten ihm die Hände. Djemmal-Eddin, ein junger Mann von nicht viel über zwanzig Jahren, von schlanker Gestalt und mit einem gutmüthigen Gesicht, schien freudig bewegt. Jetzt erschien auch Kadjo, der Intendant, mit einem Paquet und sagte dem jungen Manne, daß sein Vater ihn nicht in russischer Uniform, sondern in der Tracht der Kaukasier sehen möchte. Ohne sich zu besinnen, sprang Djemmal-Eddin hinter ein knospendes Gebüsch, warf die Oberkleider seiner Lieutenantsuniform ab und erschien gleich darauf im tscherkessischen Anzuge. Ein anderer Diener

brachte ihm ein prächtiges Pferd; Djemmal-Eddin schwang sich leicht hinauf und ritt seinem Vater entgegen, der ihn stehend erwartete. Zehn Schritte vor ihm sprang der Sohn auf die Erde und warf sich in die Arme seines Vaters. Schamyl weinte. Dann wandte er sich zu den Umstehenden und sagte: „Ich danke Gott, der mir meinen Sohn erhalten, dem Kaiser, der mir ihn wiedergegeben, den Verwandten der Gefangenen, die dazu beigetragen, ihn mir zu senden, und Dir“ — er deutete auf den armenischen Dolmetscher, der hinzugekommen war — „der Du mir so gute Dienste geleistet!“ ▲

In diesem Augenblick bemerkte er einige russische Offiziere und Cadetten, die neben dem Armenier standen, und fragte, wer sie seien. Der Armenier antwortete, es seien Ordonnanzen, die der General, welcher das russische Detachement commandire, gesendet, um ihm seinen Sohn vorzustellen. „Ich danke ihnen“, sagte Schamyl. „Ich hatte eine andere Meinung von den Russen. Ich beurtheile sie heute besser.“

Die russischen Offiziere fragten Djemmal-Eddin, ob es ihnen nicht erlaubt sei, Abschied von ihm zu nehmen. „Welche Frage!“ rief der junge Mann, und er umarmte sie mit allen Zeichen lebhafter Anhänglichkeit. Schamyl's Augen füllten sich von neuem mit Thränen, und vielleicht um den Eindruck zu schwächen, den diese Scene mögli-

herweise auf die Krieger der Berge machen konnte, sagte er: „Diese jungen Leute waren ohne Zweifel Waffengefährten!“ Denn dem Kaukasier ist die Freundschaft unter Kriegern selbst verschiedener Stämme heilig.

Darauf grüßte er die Offiziere höflich und befahl Kasi-Machmet, sie an der Spitze von hundert Reitern zurückzuleiten. Er selbst stieg mit Djemmal-Eddin zu Pferde, um den Rückzug anzutreten.\*)

Aber während nun die russischen Truppen sich zum Rückmarsch ordneten und Graf Brazow seine Frau und seine Kinder herzte und Mr. Hywell und Mary noch immer mehr mit Blicken und Thränen als mit Worten zu einander sprachen, hatte sich, von allen ungeahnt, noch eine andere Scene des Wiedersehens entwickelt.

Helene war von dem Wagen gestiegen und stand unbeachtet von allen, bleich, die Augen zur Erde gesenkt, einsam inmitten all der Freude, vielleicht vergessen von der Welt, der sie wiedergegeben worden.

Da näherte sich ihr leise ein junger Offizier, dessen nicht schöne, aber männlich angenehme Züge den Ausdruck einer großen Erregung trugen, und sagte, nachdem

---

\*) Die Scene dieser Auswechselung hat bis auf einige, Persönlichkeiten betreffende Abweichungen genau so stattgefunden, wie sie hier geschildert worden.

er einen Moment gezögert, als ob ihm der Athem fehle, mit bewegter Stimme: „Helene!“

Das junge Mädchen fuhr zusammen und ihr Gesicht, von glühendem Purpur übergossen, drückte freudiges Erstaunen und zugleich jene Verwirrung aus, von der jedes unschuldige weibliche Wesen ergriffen wird, wenn der Zufall ihr wider ihren Willen die Aeußerung ihres innersten Gefühls entreißt.

„Also Sie sind es wirklich, Comtesse!“ sagte der junge Offizier. „Sie sind uns wiedergegeben! Wollen Sie mir die Hand nicht reichen, nachdem wir uns so lange nicht gesehen haben?“

Die Purpurröthe, nur für Momente verschwindend, blieb auf ihren Wangen.

„Sie sind der erste Freund, dem ich wieder begegne!“ sagte sie dann und reichte ihm die Hand.

Der junge Offizier behielt sie in der seinigen, und da sie fühlen mochte, daß er im Begriff stand, ihr mehr zu sagen als gewöhnliche Worte der Begrüßung, und da sie ihre Verwirrung noch nicht bemeistern konnte, so entzog sie ihm dieselbe nicht.

„Helene“, sagte der junge Mann, „nach Ihrem Verschwinden haben der Oberst und Ihre Freunde — und ich denke, ich gehöre zu ihnen — alle möglichen Nachforschungen angestellt. Wir zweifelten nicht daran, daß

Aimar-Eddin Sie entführt habe, aber alle Anfragen bei Schamyl blieben unbeantwortet. Wir mußten uns entschließen, Sie aufzugeben. Erst durch die Briefe der Gräfin Brazow und der jungen Engländerin erfuhren wir, daß Sie in Dargo-Beden gefangen seien und daß Sie — seine Stimme zitterte bei diesen Worten — „nicht nur den Anforderungen Aimar-Eddin's widerstanden, sondern dadurch Ihr Unglück noch vergrößert hatten. Ich schrieb an Schamyl und — doch, das gehört nicht hierher. Er verweigerte Ihre Auslieferung, weil Aimar-Eddin noch lebte. Er hat sich zu derselben erst entschlossen, seit dieser Mann todt ist und weil er mit Recht erwarten darf, daß man ihm Dank für seine Großmuth wissen wird. Die Zwischenzeit war zu kurz, um den Herrn Obersten zu benachrichtigen, daß er Sie hier empfangen; aber damit doch irgend Jemand zugegen sei, der Ihnen ein freundliches Wort sagen könne, nahm ich Urlaub von meinem Corps — es wurde mir unter den jetzigen Umständen nicht leicht — und wohnte dieser Auswechselung bei. Zugleich, Comtesse, stelle ich Ihnen alle meine Dienste zur Verfügung. Bestimmen Sie, was Sie zu thun gedenken. Ich werde es ausführen.“

„In der That, Gregor“, antwortete Helene, schnell und unruhig athmend, „es erfreut mich, irgend Jemand zu sehen, der einst Theil an meinem Schicksal nahm —“

ich danke Ihnen. Ich stand sehr einsam, bis Sie kamen. Es ist ein trauriges Gefühl, die Gefangenschaft mit der Verlassenheit zu vertauschen. Denn ich wußte ja nicht einmal, ob der Oberst noch lebe. Miß Hywell, die junge Engländerin, hat mir erlaubt, so lange bei ihr zu wohnen, bis —“

„Helene“, unterbrach der junge Offizier sie schnell, „lassen Sie mich noch einige Worte sprechen! Wir schieden — nicht im Frieden. Sie wußten, daß ich Sie liebte, und ich durfte hoffen, daß meine Neigung erwidert werde. Ich war arm — ich glaubte Sie nicht den Gefahren einer armseligen Ehe aussetzen zu dürfen. Ich deutete Ihnen dies an. Ihre Antwort, wenn ich sie recht verstand, wollte mir sagen, daß ein Mann unter allen Umständen danach trachten müsse, ein geliebtes Wesen sein zu nennen, um so mehr, wenn er wisse, daß er mit einer Aufopferung, die zu Allem fähig sei, wiedergeliebt werde. Habe ich Sie damals recht verstanden, Helene?“

Sie blickte ihn groß, fragend, unruhig an, antwortete dann aber fest und klar: „Ja, und so denke ich noch jezt!“

„Sie haben Recht gehabt, Helene“, fuhr Gregor fort. „Ich habe, als ich von Ihnen getrennt war und älter wurde, eingesehen, daß nichts in der Welt geeigneter sein kann, die trüben Gedanken der Entbehrung zu

verscheuchen, als die Gegenwart eines geliebten Weibes, vorausgesetzt, daß die Wünsche beider auf das Einfache gerichtet sind, daß sie sich treu lieben und daß sie mit festem Muth vorwärts streben. Nicht, als ob nicht auch dann noch das Unglück ein solches Paar verfolgen könne, aber es wird und muß sich leichter gemeinsam ertragen lassen. Ich habe eingesehen, daß es oft eine Grausamkeit sein kann, die Ehe an den Besiz eines bestimmten Einkommens zu knüpfen. Der feste Wille und das Vorwärtstreben eines Mannes müssen genügen; an Gott ist es dann, zu segnen oder Entbehrungen zu schicken. Als ich dies eingesehen hatte, war ich entschlossen, aus der Armee zu scheiden und mich als Ingenieur in Odeffa niederzulassen. Ich schrieb in diesem Sinne an Sie und an den Obersten und bat Sie, falls Sie willens seien, auf mein Anerbieten einzugehen und meine Zukunft zu theilen, um Ihre Hand. Sie werden diese Briefe in Stauropol vorfinden; sie kamen zu spät. Sie waren bereits verschwunden. Helene, wenn ich dies jetzt sage, so geschieht es wahrlich nicht, um Ihrer Erregung und dem Gefühl der Verlassenheit, das Sie hier beschleichen mußte, ein Geständniß zu entlocken, sondern nur, um Ihnen meine Gesinnung mitzutheilen, wie ich sie in jenen Briefen schon vor zwei Jahren ausgesprochen. Ich bin auch jetzt bereit, das Versprechen meiner Briefe wahr zu ma-

chen, obwohl man mir meinen Abschied jetzt als Feigheit auslegen könnte, und obwohl" — fügte er mit einem Lächeln hinzu — „ich vielleicht jetzt nicht mehr genöthigt bin, Ingenieur zu werden.“

Das junge Mädchen hatte, während es oft die Farbe wechselte, mit gesenkten Augen zugehört.

„Gregor“, sagte sie dann, „lassen Sie uns ein andermal davon sprechen. Führen Sie mich nach Tiflis oder Stauropol! Ich möchte Ihrer Gewissenhaftigkeit, Ihrem Ehrgefühl nichts verdanken, nicht Ihre Laufbahn gefährden, weil —“

„O Helene!“ unterbrach sie der junge Offizier. „Sagen Sie mir nur, ob Sie meiner gedacht haben, ob Sie mich noch lieben! Alles ist glücklich hier. Sollen wir, soll ich allein nichts hoffen?“

„Gregor“, antwortete Helene, „meine Gefinnungen sind dieselben, wie sie es waren, als wir uns trennten. Aber ich möchte nimmer die Ursache sein, daß Sie Ihre Laufbahn opfern — nimmer!“

„Aber, Helene, machen Sie mich glücklich!“ rief Gregor. „Sagen Sie mir nichts, als daß Sie mich lieben!“

Das junge Mädchen wandte sich ab und sagte, während ihre Augen sich mit Thränen füllten: „Gregor, Sie wußten es damals und Sie wissen es jetzt!“



„Und Sie wollen mein liebes Weib werden, Helene?“

„Ja, aber nur, wenn Sie meinerwegen kein Opfer bringen, nur dann, Gregor!“

„Das stimmt nicht zu Ihren damaligen Worten, wo Sie ein Opfer verlangten!“ rief der junge Mann. „Aber gleichviel! Helene, ich bringe kein Opfer mehr! Sie machen mich glücklich! Helene, ich darf Sie meinen Gefährten als meine Braut vorstellen?“

Er schlang den Arm um sie, sie wehrte ihn sanft ab. Aber sie vermochte dem Stürmischen nicht zu widerstehen. Er drückte sie an sein Herz, die süßesten Worte mit einer Bewegung sprechend, aus der die Wonne seines Herzens widerstrahlte. Helene, überwältigt von so viel Freude nach so viel Schmerz, sank auf ein Felsstück und weinte leise, während Gregor ihr unablässig wiederholte, wie glücklich er sei.

Inzwischen hatte sich Alles zum Rückmarsch geordnet. Schon hatten Nina, Sophia und die Kinder auf der Arba wieder Platz genommen, neben der Graf Brazowritt, und auch der glückliche Mr. Hywell näherte sich mit seiner Tochter, während Gregor und Helene noch immer, Alles vergessend, neben einander saßen. Hywell und Mary blickten erstaunt auf die Scene, die sie sich nicht zu erklären vermochten. Die Melodie des Marsches, den

das Musikcorps anstimmte, ließ Gregor aufblicken. Er sah Mr. Hywell und sprang auf.

„Ah!“ rief er. „Sie sind es! Sie haben Ihre Tochter wiedergefunden, ich meine Braut!“

„Aber, Herr Graf“, rief Mr. Hywell, „Sie haben uns nichts davon gesagt, daß diese Dame —“

„Weshalb?“ rief Gregor lachend. „Wußte ich denn vorher, ob diese stolze Dame mich noch ansehen würde, nachdem ein Tschetschenzhäuptling ihr den Hof gemacht? Aber sie hat mich nicht vergessen, sie ist ein Muster von Treue!“

„Herr Graf?“ fragte Helene, die sich schnell erhoben hatte und ihre Thränen trocknete, voll Verwunderung.

„Nun ja, Helene, nachdem Du den armen Lieutenant, der um Deinetwillen mit Vergnügen Ingenieur werden möchte, wieder zu Gnaden angenommen hast, kann ich Dir wohl etwas mittheilen, was freilich sehr unwesentlich ist, denn es ändert nichts, gar nichts. Ein trauriger Zufall hat es gewollt, daß die Grafen Nordenberg, der Vater und die beiden Söhne, in derselben Woche an derselben Krankheit gestorben sind, und so bin ich — da gar keine Erben weiter vorhanden waren — plötzlich wie im Traume in den Besitz einer Erbschaft gekommen, an die ich gar nicht gedacht hatte. Der Kaiser ist sogar so gnädig gewesen, mir, dem einfachen

Edelmann, mit der Erbschaft zugleich den Grafentitel zu verleihen. Ich habe also nicht mehr nöthig, die Armee zu verlassen und Ingenieur zu werden, vorausgesetzt, daß Du es nicht ausdrücklich verlangst. Aber das ist ja Nebensache! Ich schwöre Dir, daß ich Dich nicht lieber haben könnte, wenn ich auch Ingenieur wäre, und meine Briefe in Stauropol werden Dir zeigen, wie ich schon vor zwei Jahren dachte! Komm und laß uns glücklich sein!"

Und er zog das junge Mädchen, das nicht wußte, wie es so viel Glück begreifen sollte, mit sich fort.

Eine Viertelstunde später war die Colonne im Marsch, nach Süden, nach Tiflis zu, und Mr. Hywell saß allein mit seiner Tochter auf der einen Arba, denn Helene hatte ein Pferd bestiegen, das Gregor für sie mitgebracht.

Mr. Hywell hatte bis jetzt noch sehr wenig mit seiner Tochter gesprochen. Die Freude macht stumm, und außerdem gab es ja so Vieles zu sprechen, daß beide vielleicht nicht wußten, womit sie beginnen sollten.

„Und wie geht es Mr. Wiedenburg?“ fragte Mary endlich. „Du hast mir so wenig von ihm und George geschrieben.“

„Ah — Wiedenburg, ja!“ rief der alte Mann. „Welch ein prächtiger Mensch! O wie selten sind solche Leute!“

„Ach, er müßte schon längst in Wien sein, ich weiß es, aber ich kann ihn gar nicht entbehren. Es war mir, als müßte auch die letzte Stütze meines Lebens von mir weichen, wenn er ginge. Nun, ich hoffe, ich kann ihm eines Tages all die Opfer erzeihen, die er mir bringt.“

„So ist er in Tiflis? Oder wo ist er denn?“ fragte Mary.

„Nein, er ist jetzt bei George“, antwortete Mr. Hywell. „Seit wir wußten, daß die Auswechslung ihren richtigen Gang nehme, daß keine Gefahr mehr vorhanden sei und daß wir uns nur in Geduld fassen mußten, kam Wiedenburg — wie immer! — auf die ganz richtige Idee, daß es besser sein würde, wenn er zu George ginge. Doch um Dir das zu erklären, mein liebes Herz, muß ich Dir sagen, wie es George geht. Ach — nicht besonders, nicht besonders!“

Er fuhr sich mit der Hand über das Gesicht, blickte in die Ferne hinaus und seufzte.

„Ja“, fuhr er dann fort, „ich schrieb Dir wenig über George, weil es mir wenig Freude machte, davon zu schreiben, und weil außerdem unsere Briefe durch die Hände des russischen Commandos und Schamyl's gingen, und da war es denn besser, lieber gar nichts als ein Wort zu viel zu sagen! Gerade an dem Morgen, an welchem Euch die verwünschten Tschetschenzen aus

Dari fortschleppten, griff der Major Ombrazowitsch Garika an und mußte mit großem Verlust heimziehen. Die Russen selbst haben eingestanden, daß die Garikaner sich wie Kerntruppen geschlagen. In ihren officiellen Berichten stand natürlich nichts davon. Nun war George freilich sehr erfreut über diesen Sieg, aber Dein Schicksal drückte ihn doch sehr nieder; er schrieb sich die Schuld davon zu. All mein Zureden half nichts, er wurde düster und mißmüthig. Allerdings fehlte es auch nicht an andern Gründen, ihn trübe zu stimmen. Mit dem Aufstand wollte es nicht recht vorwärts. Es blieb bei diesem ersten Erfolge. Zum Theil war George auch selbst daran schuld, daß nicht andere georgische und mingrelische Fürsten beitraten. Er sprach zu diesen Leuten in einer Sprache, die sie nicht verstanden — ich meine geistig. Er sprach davon, es sei nöthig, hier ein Regiment einzuführen, ähnlich dem englischen, den Völkern nicht nur die Unabhängigkeit, sondern auch die Freiheit zu geben. Das verstanden diese Herren, die alle mehr oder weniger von dem Schlage Daniel's sind, nicht. Gott weiß es, ich bin der Letzte, George wegen so löblicher Gedanken anzuklagen; aber sie passen doch nicht hierher, und jedenfalls hätte er besser gethan, erst dann mit ihnen hervorzutreten, wenn die Russen besiegt und aus dem Lande hinausgeschlagen waren. Die eingeborenen Fürsten miß-

trauten ihm deshalb, hielten ihn für einen Schwärmer oder gar für einen Betrüger. Sein eigener Bruder verstand ihn nicht und unterstützte ihn nicht in seinen Plänen. Du weißt, daß Daniel Garika nur aus Eifersucht und Mißmuth ein Feind der Russen geworden. Jetzt, da die Sache sich in die Länge zog, überfiel ihn seine frühere Schwäche. Manche Schwierigkeiten kamen hinzu. Garika konnte die drei- bis viertausend Bewaffneten nicht auf die Dauer ernähren. Sollten die Truppen nicht auseinandergehen, so mußte man sie in den Kampf, womöglich zum Siege führen. George unternahm deshalb einen abenteuerlichen Zug, der mit der Eroberung von Tiflis enden sollte. Die Truppen stießen auf eine starke russische Truppenabtheilung, die nach dem Süden marschirte, konnten natürlich nicht Stand halten und flohen in die Wälder. Nur ungefähr tausend fanden sich wieder in Garika zusammen. Schamyl ließ auch nichts von sich hören, an den Grenzen wurden die Türken zurückgedrängt, genug, George sah leider ein, daß, wenn nicht bald Hülfe kam, sein kleines Häuflein noch mehr zusammenschrumpfen werde. Er correspondirte mit den Engländern, Franzosen und Türken, aber diese konnten ihm nur Hoffnungen und Versprechungen, keine Truppen senden. Die Russen machten inzwischen gar keinen Angriff. Sie brauchten ihre Truppen andertwärts und

gingen von dem ganz richtigen Grundsatz aus, daß sich George's Schaar in der Unthätigkeit am ersten ruiniren werde. Ich selbst war inzwischen nach Tiflis übergesiedelt, da ich einsah, daß ich nur von dort aus Deine Befreiung mit dem richtigen Nachdruck betreiben könne. Wiedenburg war abwechselnd bei mir und George. Die Russen, unsere ganz außergewöhnliche Lage erkennend, legten uns keine Schwierigkeiten in den Weg. Man muß es ihnen lassen, daß sie Alles thun, sich Freunde zu machen und sich die Leute nicht ohne Grund zu verfeinden. Ich habe nicht über sie zu klagen.

So kam der Herbst. Im October hatte man ein Corps disponibel und sandte es gegen Garika. Der Major Ombrazowitsch, seiner damaligen Niederlage eingedenk, erbat sich das Commando und erhielt es. Ich glaube, es wären ungefähr zweitausend Mann. Die Niederlage George's war vorauszusehen; ich schrieb ihm, obgleich es eigentlich unrecht war, schleunigst einen Brief, um ihn von der Gefahr zu benachrichtigen und zur Flucht aufzufordern. Natürlich befolgte er meinen Rath nicht. Der Major griff an und nach einem zweistündigen Kampfe, der sehr heftig gewesen sein soll, da Alia Bassi das kleine Garika in eine starke Festung umgewandelt, war der Major Herr von Garika. Doch entkamen George, Daniel, die beiden Bassi, Johnny und

einige Hunderte von den Garitanern. Sie zogen sich nach Westen, und dort haufen sie noch jetzt, unbelästigt von den Russen, die gar nicht die Absicht haben, zwecklos ihre Truppen zu opfern, aber auch ohne irgend eine Aussicht, den Russen Schaden zuzufügen. Denn die westlichen Völkerschaften haben keine Lust, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen.

So liegen die Dinge, mein Kind. George's Pläne sind so gut wie gescheitert und werden im besten Falle nur dann wieder aufgenommen werden können, wenn die türkischen oder alliirten Heere Georgien betreten. Doch das liegt, wenn es überhaupt geschieht, im weiten Felde. Ich habe Briefe aus Sinope, von Wiedenburg's Oheim, der mir versichert, die Engländer und Franzosen würden Frieden schließen, sobald sie Sebastopol genommen, an dessen Zerstörung ihnen mehr läge als an der Erhaltung des türkischen Reichs. Ich glaube leider, daß er Recht hat. Ich weiß ja längst, daß unsere Politiker es nicht mit Rußland verderben wollen, und deshalb glaubte ich von Anfang an nicht ernstlich an den Krieg. Die Russen glaubten es auch nicht und sind sehr wüthend auf uns, weil wir wenigstens in etwas Ernst gemacht haben. Genug, unser armer George hat von dieser Seite viel weniger zu erwarten, als er einst hoffte. Hauptsächlich aber schaden ihm seine Civilisationsideen.



Der Einzige, der ihn versteht, ist Alia Bassi. Das ist überhaupt ein ganzer Kerl — ein echter Volkstribun. Hätte George nur hundert Leute wie den und David, so würde ich seine Sache auch heute noch nicht verloren geben. Aber was Alia gut macht, verdirbt Daniel, der seinem Bruder geradezu entgegenarbeitet und, davon bin ich überzeugt, sich seiner entledigen möchte. Ich habe nun Wiedenburg gebeten, zu George zu reisen, ihm das Vergebliche seiner Pläne vorzustellen und ihn zu bitten, mit uns, seinem Bruder, den beiden Bassi und wer sonst folgen will, dieses Land zur See zu verlassen. Die Truppen sollen sich zu den Türken durchschlagen oder sich nach der Krim übersehen lassen. Für ein Schiff will ich schon sorgen. Es ist übrigens selbst dies nicht einmal nöthig, denn die Russen würden ihnen verzeihen. Sie sind zu klug, sich diese Länder zu entvölkern, und wissen recht gut, daß das Volk friedlich ist, wenn ihm die Führer fehlen. Sie haben allen, außer George und Daniel, den beiden Bassi und einigen andern Häu-  
ptern, Verzeihung zugesichert, und in Garika ist, soviel ich weiß, Niemand bestraft worden, den man nicht mit den Waffen in der Hand gefangen.

So ist die Lage der Dinge, mein liebes, mir wiedergegebenes Kind! Ob George sich bewegen lassen wird, uns zu begleiten — ich weiß es nicht. Wie dem

aber auch sein mag, wir verlassen, sobald Du Dich dazu fähig fühlst, Tiflis, reisen nach Poti, warten dort, bis ein englisches Schiff uns aufnimmt, und fahren nach Konstantinopel. Ich bleibe nicht eine Stunde länger, als ich muß und Dir angenehm ist, in diesem Lande. Und Wiedenburg muß uns begleiten. Auch sein Leben schwebt hier in Gefahr und darf nicht geopfert werden. Sollte George sterben, was Gott verhüten wird, so weiß er, wofür er fällt. Er hat es gewollt, er hat um einen großen Preis gerungen, wenn auch unglücklich. Aber Wiedenburg erfüllt hier keinen andern Zweck als den des theilnehmenden Freundes. Nun, ich hoffe, beide zu retten. In Kutais denke ich George heimlich zu sehen. Dann nehme ich ihn mit mir und müßte es mit Gewalt sein. Hier ist doch jede Hoffnung verloren!"

In solcher Weise schilderte Hywell seiner Tochter die Vorfälle der Zwischenzeit und gab ihr dann auf ihre Fragen Auskunft über die Einzelheiten. Auch Mary gestand, daß sie eine unendliche Sehnsucht nach der Heimat habe, obwohl die Gegenwart des Vaters ihr die Heimat in ihrem besten und schönsten Theil ersetzte. Und da sie keine Ermüdung und keine Schwäche fühlte, so beschloßen sie, Tiflis, sobald es irgend möglich sei, zu verlassen.

Die Reise nach Tiflis währte mehrere Tage. Vorher schon verließen Brazow und seine Familie den Zug, um sich nach Dari zu begeben, das der Graf inzwischen wieder in Stand gesetzt hatte. Für die Gräfin Helene fand ihr Bräutigam ein Asyl in der Wohnung eines hohen Beamten. Der jungen Dame, die vor wenigen Tagen noch in den kalten und einsamen Zimmern des Serrails gefesselt hatte, standen jetzt alle Thüren offen, lächelte die ganze Welt.

Es war ein herzlicher Abschied, den Mary und Helene von einander nahmen. Gemeinsame Leiden schlingen ja so bald ein Freundschaftsband um jugendliche Herzen! Und überdies hatte Helene erfahren, daß Mr. Hywell sich auf die dringenden Bitten Mary's fast noch mehr um sie bemüht hatte als Graf Brazow.

„Sie sind durch den Empfang, der Ihnen an jenem Tage in dem Thale, das mir unvergeßlich bleiben wird, zu Theil wurde, reichlich für alle Leiden entschädigt worden“, sagte Mary, als sie Abschied nahm. „Ich zweifle nicht daran, daß Ihr Leben nun ein einziger süßer Friede sein wird. Und ich glaube, erst nach solchen Leiden empfindet man die Freuden um so tiefer und inniger!“

„Ja, das fühle ich!“ rief Helene. „Es ist mir, als wäre ich aus der Unterwelt an das Licht des Tages em-

porgefliegen. Und Sie, Mary — erwartet Sie Niemand, wie Gregor mich erwartet hat?"

Mary senkte erröthend die Augen und schüttelte leicht den Kopf.

„Es gibt wohl einen, den ich im Grunde meines Herzens lieb habe“, sagte sie leise, „aber ich fürchte, er liebt mich nicht!“

„O thörichte Furcht!“ rief Helene. „Welcher Mann sollte Mary Hywell nicht lieben! Nun, Mary — glauben Sie dem Rath einer treuen Freundin! — seien Sie nicht zu streng, zu vorsichtig. Viele Männer wagen nur dann zu sprechen, wenn sie des Erfolgs sicher sind — und müssen wir das nicht verzeihen? Wenn Sie wissen, daß Sie geliebt werden, so verzögern Sie Ihr Glück nicht durch Kälte! O Sie wissen nicht, wie süß es ist, vor aller Welt seine Liebe bekennen zu dürfen! Heimliche Liebe ist nur dann kein Elend, wenn sie noch hoffen darf! Ich weiß, was ich empfand, als ich Gregor für immer von mir getrennt glaubte!“

---

## II.

### Die letzten Hundert.

Gimneti ist ein kleines Dorf, hoch auf den Felsen eines der Gebirgszüge, die sich südlich vom Kaukasus nach dem Nion hinabziehen. Es ist fast unzugänglich. Wenigstens muß auch der Wanderer in ruhigen Zeiten die Wege kennen, um hinauf zu gelangen auf die kleine Ebene, auf welcher die Hütten von Gimneti einer ärmlichen Bevölkerung Schutz gewähren. Einer bewaffneten Schaar würde es ganz unmöglich sein, die Felsenhänge zu erklimmen, wenn sie von einigen entschlossenen Männern vertheidigt werden.

Diesen Ort, den Alia Bassi früher einmal kennen gelernt, hatte er zum Zufluchtsort bestimmt, und dort lagerte jetzt schon seit Monaten die kleine Schaar, die sich der Führung der beiden Brüder und Alia Bassi's anvertraut hatte und die jetzt auf kaum zweihundert Mann zusammengeschmolzen war. Die Leiden des Winters waren jetzt überstanden, denn der Frühlingshauch

schwebte hinauf auch auf die rauhen Berge. Aber ihre Spuren waren noch nicht verwischt. Bleich, abgezehrt und zerlumpt, fröstelnd, mehr vor Schwäche als vor Kälte, lagerten die Garikaner auf den Felsen oder unter den Hütten von Baumzweigen, die sie sich errichtet, denn die wenigen Hütten von Gimneti hatten nur dem kleinsten Theil der Schaar ein lätzliches Obdach gewähren können. Jeder Einzelne war ein Bild des Jammers, nicht nur des körperlichen, sondern auch des geistigen, denn Entmuthigung, Zweifel, vielleicht auch Reue nagten an den Herzen.

Selbst Johnny, der ewig gleichgültige und frische Johnny, war nicht mehr der alte. Seinen Anzug zwar hatte er wunderbarerweise in bestem Zustande erhalten und sein schwarzladirter Hut glänzte noch, als wäre er so eben aus einem bewährten londoner Magazin gekommen. Aber Johnny selbst war magerer geworden, sein Auge war trüber, sein Bart grauer und seine Haltung hatte etwas Gebücktes, das man früher nie an ihm bemerkt. So ging er jetzt langsam am Rande eines steilen Abhangs auf und ab, um sich zu wärmen, und pffif trübselig die Melodie eines englischen schwermüthigen Schifferliedchens, die ihm seit zwanzig Jahren vielleicht nicht in den Sinn gekommen war, die aber hier plötzlich wieder auftauchte. Es war ein harter Winter für Johnny

gewesen. Wenig zu essen und noch weniger zu trinken, denn der Wein des Landes, sonst berühmt, mundete ihm nicht; viel Kälte, aber, was noch schlimmer war, überall düstere Gesichter und vor allem das bleiche Gesicht seines lieben jungen Herrn!

Da erschien es, dieses bleiche Gesicht. George trat aus einer der ärmlichen Hütten, in halb fränkischem, halb orientalischem Anzuge. Er ging aufrecht und leicht. Man sah es, daß er Niemand zeigen wollte, wie viel auf ihm lastete. Aber es bedurfte nur eines einzigen Blicks in sein Antlitz, in die tiefliegenden Augen und den unsichern Blick, um zu wissen, daß das Herz dieses jungen Mannes noch viel mehr gealtert war als sein Gesicht.

Als sein Auge über die weite Felsenlandschaft schweifte, die sich malerisch und wild dem Auge auf allen Seiten eröffnete, erkannte er Johnny, der ruhig und als ob er seinen jungen Herrn nicht bemerkt hätte, seinen Spaziergang fortsetzte. Er ging auf Johnny zu, die Barikaner grüßend, die sich ehrerbietig, wenn auch matt erhoben, um seinen Gruß zu erwidern, denn sie liebten ihn. Er hatte Alles mit ihnen getheilt, Brod, Wasser und Wein, er hatte gehungert, wenn er irgendwo eine Klage neben sich hörte, er hatte die Wachen bezogen, wie jeder gewöhnliche Barikaner, und er hatte in allen Fällen ein Wort des Trostes, der Ermuthigung, des Mitleids für Jeden ge-

habt. Sie wußten, daß er seine Decke ablegen, seinen Rock ausziehen werde, um denjenigen zu wärmen, den er neben sich über Kälte klagen höre, und sie wußten auch, daß ihr Unglück an seinem Herzen schwerer nage als an jedem andern.

Als Johnny sah, daß George auf ihn zukam, stand er still.

„Etwas kühl, Mr. George!“ rief er, sich die Hände reibend. „Die Sonne meint's gut, aber hier oben ist der Wind noch etwas scharf. Na, es wird ja mit jedem Tage mehr Sommer!“

„Wir haben kein inneres Feuer mehr, alter Freund!“ sagte George, mit einem Lächeln, das den Ausdruck seiner Züge noch trauriger machte. „Ich wollte Dir nur sagen, Johnny, daß Mr. Wiedenburg und ich Briefe aus Eiflis erhalten haben. Miß Mary ist glücklich und wohlbehalten mit ihrem Vater wieder vereinigt!“

„Gott sei Dank!“ rief Johnny mit der wahrsten Freude. „Hurrah! Das ist Land! So hat mich seit Monaten keine Nachricht erquickt! Nun, sehen Sie, Sir, es kann Alles wieder gut werden!“

„Ich brauche Dir nicht zu sagen, wie sehr auch mich diese Nachricht erfreut hat“, sagte George, „denn, Du weißt, daß ich mich mit Recht für den Urheber dieses Unglücks hielt. Nun, Mary ist mit ihrem Vater vereint.



Sie werden in der nächsten Zeit, vielleicht in wenigen Tagen, auf ihrer Reise nach dem Schwarzen Meere, Kuttais oder sonst einen Ort in der Nähe passiren. Ich möchte sie wohl noch einmal wiedersehen, ja, ich gestehe es, es würde mich unendlich glücklich machen, noch einmal Mr. Hywell's treues Antlitz und Miß Mary's anmuthiges Lächeln zu schauen. Aber ich weiß doch kaum, ob ich es wagen darf. Ich fürchte, die Russen werden dazwischen kommen, obgleich“, fügte er hinzu, und der schmerzlich-sehnsüchtige Ausdruck seiner Züge wich einem kalten, gleichgültigen Lächeln, „obgleich mir das jezt auch einerlei wäre, denn früher oder später fangen sie mich doch!“

„Reden Sie doch nicht solch Zeug, Sir!“ rief Johnny fast heftig. „Ist das Land nicht so gut wie frei, sind die Wege nicht offen, ist das Meer nicht weit und sind Alt-Englands Schiffe nicht an der Küste? Ich will verdammt sein, wenn Mr. Hywell Ihnen nicht schreibt, daß Sie mit ihm reisen sollen, und wenn das nicht ein verdammt gescheidter Gedanke ist.“

„Mr. Hywell schreibt das allerdings!“ sagte George mit einem stillen Lächeln. „Aber Du weißt ja, Johnny, daß ich es nicht annehmen kann. Ich bleibe bei denen, mit denen mich mein Schicksal verbunden hat. Dagegen wirfst Du, alter Freund, mit Mr. Hywell zurückreisen.“

Du hast Dich lange genug in der Welt meinetwegen herumgetrieben.“

„Ich bleibe bei denen, mit denen mich mein Schicksal und Mr. Hywell's Befehl verbunden hat!“ antwortete Johnny fest.

„Sei kein Thor, lieber alter Freund!“ bat George. „Es ist hier nichts mehr für Dich zu thun, nichts mehr für mich zu sorgen. Die Dinge gehen ihren Gang, man muß sie abwarten.“

„Nun, und was denken Sie denn zu thun, Sir?“ fragte Johnny. „Wollen Sie hier oben in diesem Krähennest abwarten, bis Sie vor Hunger und Langeweile sterben? Seien Sie aufrichtig, Mr. George!“

„Ich bin es, Johnny, gegen Dich immer!“ rief George.

„Nein, nicht immer“, antwortete Johnny, seinem jungen Herrn fest ins Auge blickend, „obwohl ich recht gut weiß, daß Sie es nicht böse meinen. Antworten Sie mir aufrichtig! Glauben Sie, daß Sie Ihren Zweck noch erreichen, daß Sie die Russen zum Lande hinausjagen und Ihren Bruder zum König machen können? Was, nebenbei gesagt, der größte Unsinn ist, denn Ihr Bruder ist mir ebenso widerwärtig, wie ich Ihnen von Herzen gut bin! Antworten Sie mir, Mr. George!“

„Nun, Johnny, weshalb sollte ich denn jede Hoff-

nung aufgegeben haben?“ fragte George und versuchte zu lächeln. „Das Kriegsglück ist treulos. Zuerst siegten wir, dann die Russen. Nun ist die Reihe zu siegen wieder an uns. Die Türken werden vorrücken, sobald sie sich organisirt und gute Generale erhalten haben. Sebastopol ist in diesem Augenblick vielleicht schon eingenommen. Dann rücken die Verbündeten in Rußland ein und die Russen müssen noch mehr Truppen als jetzt aus den kaukasischen Ländern herausziehen. Unser Glückstern wird noch leuchten. Im Kriege muß man nie verzweifeln, solange man noch einen Arm und eine Muskete hat. Vielleicht sind wir in drei Monaten in Tiflis!“

„Mr. George“, sagte Johnny, kurz den Kopf schüttelnd, „Alles, was Sie mir da sagen, ist recht gut, und ich weiß auch, daß Sie nicht so Unrecht haben. Mancher General hat sich in einer schlimmern Lage befunden als Sie. Aber wenn Sie mir trotzdem Ihre innersten Gedanken mittheilen wollten, wenn Sie, was ich eben meine, wirklich aufrichtig wären, so würden Sie anders sprechen! Denn Sie, Sir, wissen so gut wie ich, daß Sie hier nicht hergehören und daß hier Alles vergeblich ist, auch wenn die Russen aus dem Lande geschlagen würden — vergeblich für Sie! Denn Sie gehören hier nicht her, so wenig wie ich und Mr. Wiedenburg. Der alte Weißkopf, der Waffi, das ist der Einzige, dem ich's an den

Müßelburg, Der Held von Garika. III.

3

Augen ansehe, daß er Sie versteht, und auch er hofft nichts mehr. Lachen Sie nicht über mich, Mr. George, ich habe auch meine Augen, und wenn ich die Sprache des Mundes nicht verstehe, so verstehe ich die Sprache der Augen und der Mienen. Die Männer hier zu Lande sind Ihnen zugethan, bis auf Ihren Bruder, den nehme ich aus, der liebt überhaupt keinen Menschen!. Jeder würde für Sie durchs Feuer gehen, aber das Alles reicht nicht aus! Ihr Bruder Daniel, so wenig ihn die Leute auch leiden können, ist in den Augen der Männer dieses Landes doch mehr König als Sie. Man versteht Sie nicht, das ist es! Man liebt und ehrt Sie, weil Jeder, der Sie kennt, Sie lieben muß, aber man versteht Sie nicht! Sie wollen die Leute glücklich machen, aber sie verstehen nichts von diesem Glück! Mr. George, der alte Johnny wird Ihnen einen Rath geben. Ueberlegen Sie bei sich selbst, ob Sie der Mann sind, zehn einflußreichen Männern dieselben Versprechungen zu machen und sie alle nachher darum zu betrügen, ob Sie zehntausend Menschen auf dem Schlachtfelde opfern können, um nachher fünfzigtausend mit Füßen zu treten, genug, ob Sie betrügen, versprechen, lügen, tyrannisieren können! Glauben Sie, daß Sie der Mann dazu sind, dann vorwärts! Dann versprechen Sie den Türken dies, den Engländern das, den Eingeborenen etwas Anderes

und Schamyl noch etwas Anderes, dann verschaffen Sie sich Geld und Truppen, lassen dem, der Ihnen widerspricht, vor der Fronte der Armee den Kopf abschlagen, verhöhnen den, der Sie an ein gegebenes Versprechen erinnert, genug, dann sind Sie ein Politiker und können hoffen, hier Erfolge zu erringen, vorausgesetzt, daß die Engländer, Franzosen und Türken überhaupt Lust haben, hier ein tüchtiges Reich sich bilden zu lassen. Denn, Sir, so macht man hier Rebellion! Aber das könnten Sie nicht! Sie können kämpfen, aber nicht intriguiren, und deshalb passen Sie nicht hierher. Die armen Leute, die Eingeborenen, sind gut, aus denen läßt sich Alles machen, aber mit denen allein kommen Sie nicht durch, Sie müssen die Häupter für sich haben, und mit denen können Sie sich nicht verständigen, weil Sie kein Intrigant sind. So ist es, Sir!"

George's Miene, die anfangs lächelnd gewesen war, wurde ernster und ernster. Jetzt senkte er den Kopf und sagte leise: „Du hast in Manchem Recht, Johnny! Aber was soll aus diesem Lande werden, wenn sich nicht ein uneigennütziger Mann findet, der außer der Unabhängigkeit des Landes auch das Wohl des Volkes will?"

„Darum handelt es sich jetzt gar nicht, Sir!" rief Johnny. „Ich habe oft genug mit Mr. Wiedenburger darüber gesprochen, und der meint auch, das sei Sache der Zu-

kunft. Es wäre wohl einmal möglich, daß sich hier der Mann fände, der einen glücklichen Moment benutzte, Hunderttausende gegen die Russen vereinte und sie mit Hilfe der Bergvölker aus dem Lande schlüge. Wenn dann das Land erst unabhängig sei, so werde sich das Weitere schon finden. Aber er sagt, wie ich: Sie sind nicht der Mann dazu und werden es auch nicht, wenn Sie auch nach Amerika oder sonst wohin gingen, wo man Staaten gründet. Sie wären ganz da am Platz, wo ein Volk Sie verstehen kann, aber hier würden Sie stets als ein Fremder, ein Schwärmer von den Mächtigen mit Mißtrauen betrachtet werden, und das niedere Volk allein ist zu unselbstständig, um Sie zu stützen. Sehen Sie das ein, Mr. George?"

„Und wenn ich dies oder etwas Aehnliches einsehe, Johnny?“ fragte George.

„Nun, Sir, dann müssen Sie sich sagen, daß Sie hier überflüssig sind!“ rief der treue Diener. „Und dann müssen Sie Ihr und so Vieler Leben retten, als möglich ist. Es ist eine Kleinigkeit für Sie, ihren Bruder und die beiden Waffi, zu entkommen und Mr. Hywell zu begleiten. Mögen Sie dann mit Ihren Gefährten nach England gehen oder sich sonst irgendwo am Kriege gegen Rußland betheiligen, das geht mich nichts an. Aber fort müssen Sie! Den Garikanern haben die Russen Ver-

ziehung zugesichert, wenn sie zurückkehren, und sie werden Wort halten, denn sie brauchen Soldaten und Steuerzahler. Die Russen wissen recht gut, daß der Leib todt ist, wenn man den Kopf herunterschlägt. Also nehmen Sie Mr. Hywell's Anerbieten an. Wir reisen zusammen? Lopp?"

Und er streckte mit einem herzlich bittenden Lächeln George die Hand hin.

„Ich kann nicht, Johnny, ich kann nicht“, antwortete dieser traurig. „Ich kann mich nicht fortschleichen wie ein Dieb in der Nacht, nachdem um meinetwillen Tausende unglücklich geworden sind. Johnny, Du mußt das einsehen! Ich könnte die Schande einer solchen Flucht nicht überleben!“

„Aber, Sir,“ rief Johnny, „dann hätten schon hundert Könige und Feldherrn sich die Hälsen abschneiden müssen! Wie viele haben Kriege begonnen, die unglücklich endeten! Ihre Absicht war gut, die Garikauer sind freiwillig zu Ihnen getreten oder eigentlich zu Ihrem Bruder; der Ausgang war traurig, nun, wo ist Ihre Schuld? Kein Mensch wird es Ihnen verargen, wenn Sie fliehen. Jeder wird sich freuen, wenn Sie entkommen. Und wenn einige von Ihren Garikanern sich fürchten, zurückzukehren nach Garika, nun, so begleiten sie uns. Und wären es hundert, was schadet

das? Ein englisches Schiff wird sie schon aufnehmen und nach Sinope oder der Krim bringen, wo sie in türkische Dienste treten können. Also vorwärts, einen Entschluß gefaßt, Sir!"

"Die einzige Möglichkeit wäre in der That, daß diese treuen Männer mich begleiteten!" sagte George in tiefem Nachsinnen. „Das Land ist fast frei von Russen, wir könnten die Küste glücklich erreichen. Aber nein, nein! Ich will nicht! Ich bin gekommen, um zu siegen oder zu sterben, und so will ich denn sterben!"

"Das sagt jeder junge General!" rief Johnny. „Hätte sich jeder nach der ersten Niederlage eine Kugel durch den Kopf schießen wollen, so hätte er später kein berühmter General und Sieger werden können! Nein, Mr. George, ermannen Sie sich! Lassen Sie sich nicht niederdrücken vom Unglück! Ueberlegen Sie schnell und benachrichtigen Sie Mr. Sywell! Am besten, wenn wir nach der Küste vorausziehen und ihn dort treffen. Aber Eile ist nöthig", fügte er leise hinzu, „sonst fürchte ich Verrath!"

"Verrath?" rief George zusammenzuckend. „Was sprichst Du da, Johnny?"

"Etwas, das ich wohl überlegt habe, mit Ihrer Erlaubniß, Sir!" sagte Johnny fest. „Verrath, und zwar von Ihrem Bruder Daniel!"



George stand eine Minute lang, ohne den Blick zu erheben. Hatte das inhaltschwere Wort ihn niederschmettert, oder hatte er Johnny's Verdacht längst getheilt und traf es ihn nur so hart, diesen Verdacht ausgesprochen zu hören?

„Johnny“, sagte er dann fast vorturfsvoll, „wie willst Du eine solche Beschuldigung beweisen?“

Der alte treue Bursche nahm George's Hand in die seine, zärtlich, wie ein Vater die Hand seiner geliebten Tochter nimmt.

„Mr. George“, sagte er, „ich habe Sie groß werden sehen, Sie sind mir ans Herz gewachsen, nicht allein, weil Mr. Hywell mir gesagt hat, ich solle über Sie wachen, sondern weil ich weiß, daß Sie ein gutes Herz haben. Aber Sie sind ein Kind. Was wissen Sie von den Schlechtigkeiten der Welt? Woher kennen Sie das Leben? Sie werden mir sagen, was denn ein solcher Bursche, wie ich bin, davon verstehe, und es ist wahr, ich bin nicht viel unter die Leute gekommen, die man die Herren und die feinen Leute nennt. Ich bin auf mancherlei Schiffen durch die Welt gestreift und bin nichts als ein simpler Matrose. Aber die Charaktere der Menschen, ihre guten Seiten und ihre Schlechtigkeiten kann man überall studiren, wär' es auch auf einem kleinen Rüstenboot. Und da sag' ich Ihnen, so fest wie

Sie dem Alia Baffi vertrauen können, so wenig dürfen Sie Ihrem Bruder trauen. Ich habe ihn mir schon seit geraumer Zeit genau angesehen. Es geht etwas in ihm vor. Er ist scheu und mürrisch; er hat den unsichern Blick eines Menschen, der auf Böses sinnt. Und was kann das Böse hier weiter sein als ein Verrath? Mir wär's am liebsten, er wäre gar nicht hier und wäre wieder zu den Russen gegangen, zu denen er mehr gehört als hierher. Er hat keine Lust, dieses Land zu verlassen; er weiß, daß er andertwo nichts wäre als ein unbedeutender, überflüssiger Mensch. Deshalb sinnt er auf Mittel und Wege, hier zu bleiben. Und wie kann er das anders, als indem er Sie verräth, um sich selbst Gnade und Verzeihung zu verschaffen? Auch steckt ihm noch das Mädchen, die Comtesse, im Kopf. Wenn er sie selbst nicht erhalten kann, so gönnt er sie keinem Andern. Genug, es geht etwas in ihm vor, und das ist auf keinen Fall etwas Gutes. Wollen Sie mir vertrauen, liebe Mr. George? Verlassen Sie dieses Land und folgen Sie Mr. Hywell!"

Es war George unmöglich, sogleich zu antworten. Zu Vieles stürmte auf ihn ein: die Vernichtung seiner hochfliegenden Hoffnungen, seiner kühnen Pläne, sein Elend, die Schmach der Niederlage, vielleicht auch der Gedanke an Mary, die jetzt, bei aller Theilnahme, doch

nur noch den Besiegten, das Opfer zu hoch gespannter Entwürfe in ihm sehen konnte. Seine zuckenden Lippen, seine Blässe verriethen, wie sehr dieses Leben ihm zur Last sei, wie heftig die innere Qual an seinem Herzen nage.

„Sprich mir nicht mehr davon, Johnny!“ rief er dann. „Ich will es überlegen. Beschuldige meinen Bruder nicht, ich kann an solchen Verrath nicht glauben. Ich will mit Alia sprechen. Stimmt er bei, so gehe ich mit Mr. Hywell!“

„Aun, da ist er, und da ist auch Mr. Wiedenburger!“ sagte Johnny. „Auch dem Deutschen können Sie vertrauen. Das ist ein ehrliches Gemüth. Nicht Jeder hätte so lange bei Ihnen ausgeharrt! Ein Vergnügen ist dieses Leben nicht!“

Alia Baffi und Wiedenburger kamen mit ihren Büchsen auf der Schulter den Berg heraufgestiegen. Einige Garikaner trugen die Hirsche, die jene Weiden auf der Jagd erlegt. Wiedenburger's Erscheinung war kräftig, echt männlich, wie immer, aber der Ausdruck ruhiger Heiterkeit in seinem Gesicht hatte einem Zuge tiefen Ernstes weichen müssen. Er empfand die ganze Schwere der jetzigen Lage; sie mußte ihm eine Last sein, aus der er erlöst sein wollte. Gestand er sich doch selbst, daß sogar Mr. Hywell's Bitten ihn nicht länger in einem Lande

hätten festhalten können, in welchem die kostbare Zeit seiner Jugend nutzlos und freudlos dahinstrich, wenn nicht die Besorgniß um Mary's Schicksal, die Hoffnung, in ihrer Begleitung zurückreisen zu können, ihn bestimmt, zu bleiben. Aber es war dadurch ein Kampf in seinem Herzen entstanden, der vielleicht um so heftiger war, je weniger er ihn zeigte. Sein Gewissen, das Gefühl, daß seine Kräfte anderswo nützlicher verwendet werden könnten, daß es eigentlich eine Schwäche sei, hier zu bleiben, quälten ihn, und diese Dual zeigte sich als tiefer Ernst auf seinem Gesicht und oft als Mißmuth in seinem äußern Wesen. Täglich sagte er sich, daß er gehen müsse, und doch blieb er. Nicht als ob er geglaubt hätte, daß vielleicht in seiner Abwesenheit George Mary's Herz leichter gewinnen könne, sondern weil eine tiefe Sehnsucht, wenigstens Gewißheit zu erhalten, sich seiner bemächtigt hatte. Er wollte wissen, ob er nie auf das Glück an Mary's Seite hoffen dürfe. War diese Hoffnung verloren, dann hinein in den aufreibenden und spannenden Kampf um die tägliche Existenz, hinein in das Alltagsleben, das keine Hoffnung auf das süßeste Glück mehr kannte! Und doch empfand er es als eine Schwäche, daß er blieb. Mußte er nicht früher oder später doch erfahren, ob Mary George liebte oder nicht?

Johann winkte den Beiden, und sie kamen heran. George reichte Wiedenburg einen Brief.

„Mein Pflegevater hat durch einen Boten Alia's Gelegenheit gefunden, uns zu schreiben“, sagte er. „Hier ist auch ein Brief für Sie.“

Edmund Wiedenburg las das Schreiben aufmerksam und sagte dann:

„Ich kann annehmen, daß Ihnen Mr. Hywell ungefähr dasselbe geschrieben hat wie mir, und sein Vorschlag verdient Ihre ernsteste Erwägung, Mr. George. Ihr Pflegevater wünscht, daß Sie sich ihm mit allen denjenigen, die Sie begleiten wollen, anschließen, und er gibt genau den Weg an, den er nehmen wird, damit Sie ihn treffen und sich mit ihm über das Nähere besprechen können. Der Vorschlag ist vernünftig und ausführbar. Es wird uns eine Kleinigkeit sein, die Küste zu erreichen, die vollständig von der englisch-französischen Flotte beherrscht wird und wo ein Schiff uns alle leicht aufnehmen und nach der türkischen Küste oder nach der Krim führen kann. Mr. Hywell ist unterwegs. Er kann übermorgen, vielleicht morgen schon in unserer Nähe sein. Alia wird Boten aussenden, die uns von seinem Nahen unterrichten. Er reist absichtlich ohne jede russische Militärbegleitung, um es Ihnen möglich zu machen, mit ihm zusammen zu treffen. Wollen Sie sich entscheiden?

Ich meinerseits gestehe Ihnen, Mr. George, daß ich jetzt nicht länger säumen darf, in meine Heimat, wo man mich so sehnlich erwartet, zurückzukehren. Meine Theilnahme für Ihr Unternehmen und der Wunsch Mr. Hywell's haben mich bis jetzt hier gefesselt, jetzt aber tritt die Nothwendigkeit dringend an mich heran. Ich muß zurückkehren! Darf ich hoffen, daß Sie uns begleiten werden?"

„Sie wissen, wie oft ich Sie gebeten habe, Ihr Schicksal nicht an mein unstätes Dasein zu knüpfen“, antwortete George. „Dafür, daß Sie es so lange gethan, werde ich Ihnen stets dankbar sein. Nun, Alia, was sagst Du, lieber alter Freund?“

Es entspann sich jetzt eine lange und lebhaftere Unterredung zwischen dem zögernden George, dem überlegenden Alia und dem kühn überredenden Wiedenburger. Zu Wiedenburger's großer Befriedigung stimmte Alia endlich dem Vorschlage Mr. Hywell's bei. Es ging aus allen Nachrichten, die man — auch durch einige Zeitungen, die Mr. Hywell beigelegt — erhalten, hervor, daß die Belagerung Sebastopols sich in die Länge ziehe, daß die türkischen Heere in Kleinasien zurückgedrängt worden und daß also für die nächsten Monate jede Möglichkeit, etwas Bedeutendes gegen die Russen in Georgien ausführen zu können, verschwunden sei. Deshalb erschien

es als vernünftig und zweckmäßig, das kleine Häuflein der Zurückgebliebenen nicht durch Unthätigkeit und Entbehrungen zu demoralisiren, sondern diejenigen, die sich George und Alia anschließen wollten, dem türkischen Heere oder den Verbündeten zuzuführen, sie dort zu tüchtigen Soldaten auszubilden und aus ihnen einen Kern zu schaffen, mit welchem man, wenn die Verhältnisse sich günstiger gestaltet, nach Georgien zurückkehren könne. Diese letztere Hoffnung, die Wiedenburg immer wieder hervorhob, wenn er sie auch nicht mit solcher Sicherheit hegte, wie er sie aussprach, war es hauptsächlich, die George endlich bestimmte, nachzugeben und sich dem Vorschlage Wiedenburg's zu fügen.

„Und Daniel?“ sagte er dann mit gepreßter Stimme. Während des ganzen Gesprächs war von dem „Könige von Garika“ nicht die Rede gewesen, da man seine Person und seine Meinung für vollkommen gleichgültig hielt.

„Nun, Ihr Bruder wird thun, was alle thun“, sagte Wiedenburg. „Er ist nicht schlimmer daran wie alle Andern. Er trägt die Folgen eines verfehlten Unternehmens, zu dem er den ersten Anstoß gegeben, und hat dieselben Hoffnungen für die Zukunft. Soweit ich ihn kenne, ist er sehr verstimmt über den Ausgang. Aber wer kann gegen den Wechsel des Kriegsglücks?“

„Der Gedanke, daß ich doch eigentlich die Ursache dieser Erhebung war, daß ich ihn in diesen Kampf hingerissen, drückt mich nieder, es ist mir der schmerzlichste von allen!“ sagte George düster. „Ich habe sein Glück zerstört. Wenn es auch in nichts weiter bestand als in glänzendem Elend, in erbärmlicher Abhängigkeit von Rußland, so war es doch immer sein Glück. Alles, Alles könnte ich leicht vergessen, mein eigenes Unglück würde mich nicht rühren, wäre Daniel nicht und die Andern, die mir gefolgt sind!“

„Aber seien Sie doch nicht härter gegen sich selbst, als Ihr bitterster Feind es sein könnte!“ rief Wiedenburg. „Wer von diesen Garikanern ohne Waffen nach seiner Heimat zurückkehrt, dem wird verziehen. Und Daniel, nun, er mag dafür büßen, daß er das Banner gegen Rußland erhob, nur weil Eifersucht ihn stachelte. Sie hatten edlere Beweggründe, Sie kämpften nur für die Unabhängigkeit Ihres Vaterlandes; bei Daniel spielten weniger reine Gründe mit. Er wird irgendwo in der Türkei eine Stellung finden, wenn er es nicht vorzieht, pater peccavi zu sagen, alle Schuld auf Sie zu schieben und sich den Russen zu Füßen zu legen.“

Es trat eine Pause ein, die peinlich war wie der Gegenstand, der so eben berührt worden.

„Wir müssen schnell handeln“, sagte Wiedenburg.



dann. „Alia mag einige Boten nach der Straße von Kutais schicken, die uns davon benachrichtigen sollen, ob Mr. Hywell sich nähert. Inzwischen müssen diejenigen, die uns folgen wollen, sich erklären. Sprechen Sie mit Daniel, George. Mir persönlich würde es lieb sein, wenn er zurückbliebe. Wo ist er denn?“

„Er schläft wahrscheinlich, wie gewöhnlich, in seiner Hütte“, antwortete Alia Bassi. „In den letzten Tagen hat er zuweilen Ausflüge gemacht, ich weiß nicht wohin. Ich vermute fast — doch, es ist besser, ich vermute nichts. Sprich mit ihm, George!“

Die Qual, welche diese Aufforderung dem jungen Mann verursachte, zeigte sich deutlich auf seinen Zügen. Er schien etwas erwidern, vielleicht Alia oder Wieden- burg bitten zu wollen, daß diese statt seiner mit Daniel sprächen. Dann aber mochte er fühlen, daß sich dies nicht zieme. Er seufzte, drückte Alia, Wieden- burg und Johnny, dessen Gesicht freundiger leuchtete, die Hand und ging in das Dorf.

In der besten Hütte, die aber freilich auch nur eine Hütte war, hatte der König von Garika seine Wohnung genommen. Gewöhnt an Bequemlichkeit, konnte er sie auch hier, soweit es möglich war, nicht entbehren. Was an Decken und Hausgeräth nur irgend anderswo aufzu- finden war, hatte er hierher bringen lassen, und selten

fehlte es ihm an Wein und Lebensmitteln, denn die Garikaner, an Unterwürfigkeit gewöhnt, gaben oft an Daniel, was George mit ihnen getheilt.

Daniel lag in Decken eingehüllt und las einen französischen Roman, den er noch von Garika her mit sich genommen und der eben kein Sittenspiegel war. Als George eintrat, blickte er unwillig auf und sein Gesicht wurde noch finsterner, als er George erkannte.

„Ich wollte nicht gestört sein!“ sagte er. „Was führt Dich zu mir?“

George blieb mitten im Zimmer stehen und betrachtete ihn mit dem Ausdruck tiefsten Schmerzes. Das also war sein Bruder, nach dem er sich so heiß gesehnt, von dem er soviel gehofft, dessen Glück er hatte begründen wollen und dessen Unglück er herbeigeführt! Selten mochten zwei ungleichere Brüder unter einem und demselben Mutterherzen geruht haben. George wußte es, fühlte es. Er würde seinem Bruder offen seine Verachtung gezeigt haben, hätte nicht der Glaube, daß er mit zu dem Unglück desselben beigetragen, jedes bittere Gefühl, das er gegen ihn empfand, gemildert, und ihn seiner Ansicht nach verpflichtet, alle Härte desselben zu ertragen.

„Daniel“, sagte er, „ich bin mit Alia dahin übergekommen, daß es gut sein würde, Gimneti zu verlassen. Unsere Anwesenheit hier und überhaupt in die-

sein Lande ist nutzlos und gefährlich. Mr. Hywell hat mir das Anerbieten gemacht, dafür sorgen zu wollen, daß ein englisches Schiff uns und alle, die uns begleiten wollen, aufnehme und nach der türkischen Küste oder der Krim führe. Bist Du damit einverstanden, daß wir nach der Küste ziehen und dort das Schiff erwarten?"

Offenbar kam diese Nachricht für Daniel unerwartet. Er blickte George groß und unruhig an.

"Wann soll das geschehen?" fragte er.

"Vielleicht oder wahrscheinlich morgen schon", antwortete George. "Wir wollen es den Garitanern mittheilen."

"Und Du denkst, ich würde Euch begleiten?" rief Daniel, seine Decken wegwerfend und aufspringend.

"Ich hoffe es, weil ich keinen Ort weiß, an dem Du sicher sein würdest in diesem Lande", sagte George.

Daniel hatte eine schnelle Antwort auf den Lippen, aber er unterdrückte sie, ging einige Minuten im Zimmer auf und ab und blieb dann mit zornfunkelnden Augen vor George stehen.

"Du hast mich um Alles gebracht, Du Hund!" rief er. "Durch Dich bin ich zum Bettler geworden!"

George's Auge blitzte auf bei dieser rohen Anklage, aber er bezwang sich sogleich.

„Ich weiß, Daniel“, sagte er, „daß ich an Vielem, wenn auch nicht an Allem schuld bin. Vergiß nicht, daß Dich Dein Zorn gegen Michael Brazow und den Major zu demselben Schritte antrieb, zu welchem Alia und ich Dich bewegen wollten. Meine Absicht war gut, und ich glaube, es ziemt uns, die würdigen Söhne eines Vaters zu sein, der gleiches Unglück erduldet. Wir wagten viel und haben viel verloren. Wir müssen als Männer tragen, was nicht zu ändern ist, und auf eine baldige bessere Zukunft hoffen.“

„Was hast denn Du gewagt und verloren?“ rief Daniel höhnisch. „Ein Abenteuerer, der nichts zu verlieren hatte, bist Du in dieses Land gekommen, um mich zum Aufstand zu reizen und die Früchte des Siegs zu ernten. Aber ich — ich bin ein Bettler — durch Dich! Vermögen und Land habe ich verloren, Sophia verscherzt, um eines Abenteuerers willen, der es für gut fand, sich für meinen Bruder auszugeben, was ihm glauben mag, wer Lust hat!“

„Daniel!“ rief George, mit gewaltiger Anstrengung seinen Zorn bekämpfend. „Das Blut unserer Aeltern fließt in meinen Adern und duldet keine Schmach, komme sie, von wem sie wolle. Zu jeder andern Zeit und an jedem andern Orte würde ich Rechenschaft von Dir fordern, aber jetzt sind wir beide im Unglück, und es

scheint mir würdiger, es gemeinsam mit Selbstüberwindung zu ertragen, als uns gegenseitig zu beschuldigen. Daß Du Sophia meinetwegen verscherzt, kannst Du wohl nicht im Ernst sagen. Die heimliche Geliebte eines Ombrazowitsch konnte doch nimmer die Gattin eines Barika werden!"

"Ihr heftet mich damals auf, Du und Alia!" rief Daniel, ermuthigt durch die äußere Ruhe und die schmerzliche Niedergeschlagenheit George's. "Ich hätte reiflicher prüfen, mich nicht so leicht fortreißen lassen sollen. Sophia wollte wahrscheinlich dem Major sagen, daß sie mich ihm vorziehe, daß er seine Bewerbung aufgeben müsse —"

"O Daniel", unterbrach ihn George, "täusche Dich nicht selbst, wie Du mich täuschen willst. Ich bin in Dari Zeuge von der Kälte und Gleichgültigkeit gewesen, mit welcher Sophia Brazow Dich behandelte. Wen sie liebt, weiß ich nicht, aber daß Du es nicht bist, das weiß ich. Sprich nicht davon! Du liebst sie leider immer noch, und das entschuldigt Deine Bitterkeit."

Es hieß bei dem eiteln Daniel Del ins Feuer gießen, wenn man daran zweifelte, daß er untwiderstehlich sei.

"Was verstehst Du davon, Knabe?" rief er höh-nisch. "Was weißt Du, was zwischen mir und Sophia

vorgegangen! Sie war gereizt — durch meine Thorheit! Statt mit ihr glücklich zu sein, begann ich einen Kampf, der mich auf immer von ihr trennen mußte. Ja, durch diesen thörichten Kampf bin ich um Glück und Liebe betrogen worden! Was hast Du eingesezt bei diesem unglücklichen Spiel? Nichts als ein Abenteuererleben, eine erbärmliche Existenz. Ich opfere Alles!"

"Ich weiß nicht, warum ich mehr Abenteuerer bin als Du", antwortete George düster. "Ich bin, was Du bist, der Sohn meines Vaters. Unsere Schicksale sind verschieden gewesen, das ist Alles! Wehe dem, der mich dessen anklagen wollte, was man gewöhnlich unter Abenteuerergefinnung versteht! Du hast das Gnadenbrod Rußlands, ich habe das Brod eines freien englischen Mannes gegessen; mein Leben ist rein und unbeslekt. Ich würde Dich mit dieser meiner eigenen Hand niederstoßen, wenn Du es wagtest, die Reinheit meines Lebens und meiner Grundsätze in Frage zu stellen. Hier nimmt die Achtung, die ich dem ältern Bruder zolle, die Rücksicht, die ich dem Unglücklichen schenke, ein Ende. Kein Wort mehr davon! Ich kam mit den reinsten Absichten hierher — Gott weiß es! Ich bin unterlegen, ich muß dieses Land für jezt verlassen. Willst Du mich begleiten?"

Gebändig durch die düstere Entschlossenheit, die aus

George's Augen leuchtete, blickte Daniel den Bruder scheu, düster und gehässig an, wie der Wolf den Mann anblickt, dessen eiserne Faust ihn niederhält.

„Ich werde mir's überlegen“, antwortete er. „Türkischer, englischer oder französischer Soldat, im besten Falle Offizier zu sein, ist keine beneidenswerthe Aussicht für einen Fürsten von Garika. Vielleicht finde ich noch andere Hülfsmittel. Noch stehen mir ja die Berge offen. Möglich, daß ich zu Schamyl gehe.“

„Zu ihm, an den wir uns in unserer Noth gewandt und der uns mit feiger Trägheit geantwortet?“ rief George, und diesmal blickten seine Augen im wildesten Grimme auf. „Nimmermehr zu ihm! Er trägt die Schuld, daß dieser Kampf so unglücklich geendet. Er, von dem ich Alles hoffte, denkt nur an sich, übersieht in hochmüthiger Selbstgenügsamkeit das Nächste und Beste, das einzig Rettende! Weshalb verband er sich nicht mit uns, weshalb schickte er uns nicht einige Tausende seiner Reiter? Mit vereinter Macht hätten wir die Reihen der Russen durchbrochen, den Türken die Hand gereicht -- Georgien wäre frei! Aber es schmeichelt diesem hochmüthigen und verblendeten Führer, allein in seinen sichern Bergen gegen die Russen zu kämpfen. Er fürchtet in seiner neidischen Schwäche das Bündniß mit Andern, weil er voraussieht, daß er dann nicht mehr der Erste und Ein-

zige sein würde. In seiner kurzfristigen Abgeschlossenheit versäumt er es, sich Genossen zu suchen, Freunde zu erwerben, und sein Loos wird das unsere sein. Auch er wird den Russen zum Opfer fallen. Denn wenn auch mächtiger als wir, ist er dennoch zu schwach, einem Feinde zu widerstehen, der über mehr Tausende gebietet, als er über Hunderte. Nichts siegt in der Welt, wenn nur die Selbstsucht Eribsfeder ist. Schamyl kämpft gegen die Russen, nicht weil er in ihrer Herrschaft das Ende der Freiheit und Unabhängigkeit seines Landes sieht, sondern weil er selbst Fürst und Herrscher, Despot sein will, weil sie ihm einige Wiesengründe raubten, auf denen seine Pferde und Kühe weiden. Er hat kein Herz für das Edle, Große und Menschliche. Er kämpft, wie der Panther gegen den Tiger kämpft, und er wird unterliegen, da er nicht mächtig genug ist. Er vertheidigt nicht den goldenen Thron der Freiheit, die alle Menschen gleichen Stammes als Brüder befreien und beglücken möchte, sondern nur einige Bergspitzen. Deshalb ist auch sein Ende nahe. Schlau mag er sein, aber kurzfristig ist er dennoch, wenn er nicht begreift, daß einem Gegner wie dem Czaren nur ein Volk widerstehen kann, das in sich das Gefühl gleicher Abstammung und den heiligen Gedanken der Freiheit trägt. Schamyl kümmert sich nicht um diejenigen, die in Georgien, Mingrelieu, Suanien



und in allen diesen schönen Ländern des Kantafus nach Freiheit und Unabhängigkeit schwachten. Er ruft ihnen das bittere Wort des Selbstsüchtigen zu: Helft Euch selbst! Ja, er wäre vielleicht willens, sich zum Despoten der jungen Freiheit zu machen, wenn sie hier aufblühte. Auch er wird also fallen, auch sein Hülfseruf wird keinen Widerhall finden, wenn er ihn einst ertönen läßt! Fluch ihm und seinem kalten Herzen!\*\*)

Halb verwundert, halb mißtrauisch und gewiß ohne das ganze Verständniß dessen, was er hörte, blickte Daniel in das geröthete, vor Schmerz und Borne glühende

---

\*) Die düstere, von dem nicht ungerechten Ingrimme getäuschter Hoffnung eingegebene Prophezeiung George's ist nur zu bald in Erfüllung gegangen. Nachdem Schamyl in den Jahren 1857 und 1858 immer mehr in das Innere der Berge zurückgebrängt worden und viele seiner bisherigen Anhänger, unter ihnen sogar Daniel-Bey, von ihm abgefallen, sein Sohn Djemmal-Eddin, wie man sagt, an Melancholie und Sehnsucht nach seinen frühern russischen Gefährten gestorben, wurde der Imam im September 1859 durch die Truppen des Generals Variatinskij auf dem Plateau von Ghunib-Dagh, seiner letzten Zufluchtsstätte, eingeschlossen. Die wenigen Streiter, die ihm treu geblieben, vermochten den fast uneinnehmbaren Felsen nicht auf allen Punkten zu verteidigen. Am 12. September erstiegen die Russen, durch Nebel begünstigt, den Felsen, mehleten die Muriden, die sich ihnen verzweifelt entgegenwarfen, nieder und richteten die eigenen Kanonen Schamyl's auf den Imam, der sich auf die höchste Spitze des Berges geflüchtet. Er ergab sich mit seinen Söhnen und den letzten vierzig Getreuen. Jetzt lebt er in der russischen Stadt Kaluga, die ihm zum Wohnsiß angewiesen worden.

Antlig George's. Dann, als ob er mit sich im Reinen sei oder nichts mehr hören wolle, griff er nach seinem Buch. Für ihn war George, wenn auch kein Betrüger — denn im Grunde seines Herzens bezweifelte er nicht, daß George sein Bruder sei — doch ein thörichter Schwärmer. Er konnte Schamyl und die Russen begreifen, aber nicht die Aufopferungsfähigkeit eines Mannes, der in allen Menschen seine Brüder sah und dem die gerechte Sache überall heilig war. Für Daniel gab es nur ein Recht des Stärkern, eine Ausbeute des Schwachen, ein glänzendes Leben im Genuß, gleichviel auf wessen Kosten. Ein unangenehmer, höhnisch-verächtlicher Zug lauerte in seinen Mundwinkeln. Die Schwärmererei George's war ihm unverständlich, jedenfalls ein Zeichen kindischer Einfalt. Wozu anders waren solche Schwärmer da, als sich ihrer zu entledigen?

„Also Du bist damit einverstanden, daß wir nach der Küste ziehen?“ fragte George.

„Ich habe nichts dagegen, aber es wird mir freistehen, zu bleiben, wo ich Lust habe“, antwortete Daniel.

„Aber wo willst Du bleiben? Der Aufenthalt hier ist gefährlich!“

„Laß das meine Sorge sein! Du hast Dich so lange nicht um mich gekümmert, und ich kann nicht sagen,

daß es mir besser ergangen ist, seit Du Dich meiner angenommen. Adieu!

George verließ ihn, das Herz zerrissen von Born, Scham und Schmerz. Das war der Bruder, den er so gern zum Könige eines freien und glücklichen Volkes erhob, für den er mit Freuden sein Leben gelassen hätte! Darum also hatte er das glückliche England verlassen, um hier von einem kalten, mißtrauischen Herzen zurückgestoßen zu werden! Ach, er hätte fliehen mögen, weit in die Einsamkeit, und das letzte Jahr seines Lebens vergessen! Aber er stand nicht allein! Dieses traurige Jahr hatte das Schicksal Anderer an das seinige geknüpft. Nicht um ihn allein handelte es sich mehr, wie früher. Er war auf die Bühne des öffentlichen Lebens getreten, wo ein Fehler zur Schuld, ein Unglück zum Verbrechen wird. Und glücklich war er noch zu preisen, wenn es ihm gelang, wenigstens das Brack des Schiffes zu retten, dessen Steuer er so verwegen in die Hand genommen!

Eine halbe Stunde später hatte das Signal sämtliche Garitaner auf die kleine Ebene vor Gimneti zusammengerufen. Da standen sie, in ärmlichen, zerrissenen Kleidern, mit abgehärmten Gesichtern, Bilder des Jammers, des Leidens und der Entbehrungen, ungefähr zweihundert an der Zahl. George kam aus seiner Hütte, begleitet von Biedenburg, den Brüdern Waffi und Johnny —

der Stab eines jungen unglücklichen Generals! Daniel war nirgends sichtbar.

Das Gesicht marmorblaß, das tiefliegende Auge starr, in jedem Zuge seines Gesichts den unnenmbaren Schmerz des fühlenden Mannes, der auf seinen Schultern die entseßliche Verantwortung für das Unglück Anderer trägt, so trat der junge Mann hin vor die kleine Schaar, neben ihn Alia mit dem Löwenbanner von Garika.

Er sprach zu den Männern. Mit einer Stimme, deren Bittern jeden Schlag seines blutenden Herzens widertönte, schilderte er, weshalb er im Frühling des vergangenen Jahres gekommen, was er gehofft, weshalb er mit seinem Bruder das Banner gegen Rußland erhoben. Mit den glühendsten Farben des Ideals entwarf er das Bild seiner Pläne, seiner Absichten für das Wohl des Volkes, des Glücks, das Garika unter einer freien und unabhängigen Regierung genossen haben würde, mit dem erschütternden Klange der Verzweiflung schilderte er das Scheitern seiner Hoffnungen, klagte er sich selbst an, mit bebender Stimme, Thränen im Auge, bat er um Verzeihung und betheuerte er die Reinheit seiner Absichten.

„Männer von Garika“, so schloß er, „Gott schaut in mein Herz und weiß, daß ich sterben würde, freudig, ja glücklich, wenn ich das Geschehene ungeschehen machen

könnte. Ich hoffte zuversichtlich auf den Sieg, und da mein eigenes Leben mir nichts galt, wenn ich es unserm Vaterlande opfern konnte, so schlug ich auch das Leben Anderer gering an. Aber sowie der glückliche Sieger die Leichen nicht zählt und Freudenklänge zum Preise derer schallen, die für das Vaterland gestorben sind, so steht der Besiegte mit gebrochenem Herzen an den Leichenhögen, die sich vergebens aufhäufen. Männer von Garika, ich wollte Euer Bestes; Gott war mir nicht günstig, noch soll Garika nicht frei sein. Unser Kampf ist beendet, für jetzt! Nicht für immer, das hoffe ich, denn leicht können die Würfel des Kriegsglücks zu Gunsten unserer Verbündeten fallen, und wir kehren siegreich hierher zurück. Ich hoffe es, ja, ich weiß es. Aber jetzt zwingen uns Noth und Klugheit, einen Boden zu verlassen, auf dem unsere Feinde Sieger sind. Der Beschluß ist gefaßt worden, nach der Küste zu ziehen und von dort auf einem fränkischen Schiff die Türken oder Franken zu erreichen. Aber Niemand soll gezwungen sein, uns auf diesem traurigen Wege zu begleiten. Ihr wißt, daß die Russen allen denen stillschweigend Verzeihung gewähren, die ohne Waffen in ihre Heimat zurückkehren, ich habe es Euch nie verhehlt. Ob die Russen ihr Wort halten, kann ich nicht verbürgen, aber ich glaube es, da ihnen daran liegt, dem Lande seine Bewohner zu erhalten. Nie-

mand von Euch braucht also Bedenken zu tragen, nach Garika zurückzukehren. Niemand kann der Feigheit beschuldigt werden, wenn er es thut. Ihr habt tapfer gekämpft und Niemand kann Euch sagen, Ihr wäret Eurer Fahne untreu geworden. So entlasse ich Euch denn in meinem und meines Bruders Daniel Namen und entbinde Euch Eurer Pflicht. Für diejenigen, die mich begleiten wollen, werde ich treulich Sorge tragen, wie ich es bisher gethan. Denen, die zu ihren Aeltern, Frauen, Brüdern und Kindern zurückkehren, werde ich ein dankbares und innig treues Gedächtniß bewahren bis zum glücklichen Wiedersehen oder bis zum letzten Augenblick meines Lebens. Ich danke Euch von Herzen. Das Glück war uns nicht günstig, aber Georgien weiß, daß es Männer besißt, die für ihr Vaterland sterben können, und das Blut der Tapfern wird nicht vergebens geflossen sein, da ihm die Saat einer bessern Zukunft entsproßt. So entscheidet Euch denn, Ihr, die Ihr zurückkehren wollt, begleitet von meines Herzens tiefstem Dank und seinen heißesten Wünschen, und Ihr, die Ihr ferner mein Geschick theilen wollt; denn ich werde fortfahren, in den Reihen der Gegner Rußlands gegen diejenigen zu kämpfen, die meinen Ahnen ihre Krone genommen haben. Das Löwenbanner von Garika, so herrlich entfaltet, kehrt wieder zurück in die Nacht der Verborgenheit. Alia wird

es treu bewahren, bis es in seinem goldenen Glanze neu aufleuchtet wie die Sonne, neu aufersteht wie der Keim aus dem Saatkorn, das in die Erde versenkt worden. Noch einmal steige nieder in die Nacht, Banner von Garika! Wenn du wieder strahlst, strahle für immer! Lebe wohl, Siegeszeichen meiner Väter!"

Und mit brechender Stimme ergriff er das goldig-rothe Banner und drückte es an Brust und Lippen, seine Thränen nicht mehr zurückhaltend und laut schluchzend. Ein einziger wilder Schmerzensschrei rang sich aus der Brust der zweihundert Männer. Weinend, viele mit gelendem Geschrei, mit maßlosem Jammer, stürzten sie sich auf das Banner, um es zu küssen, und zu den Füßen George's, um sein Kleid mit ihren Lippen zu berühren. Biedenburg war tief bewegt, Johnny machte ein bitterböses Gesicht, unter welchem er seine Rührung verbarg, und über die gefurchten Wangen Alia's und David's rollten große schwere Thränen. Dann aber nahm der alte Alia das Banner, hob es hoch in die Luft und ließ es flattern im Winde, glänzen im Sonnenschein.

„Hoch Garika!" rief er. „Treue unsern alten Königen von Garika! Tod den Russen!"

Und während die Felswände das Echo widerhallten, senkte Alia das Banner, trennte es von der Stange, rollte es zusammen und verbarg es auf seiner Brust.

Eine düstere, verzweifelte Niedergeschlagenheit ergriff die ganze Schaar. George trat zu Einzelnen und tröstete sie. Dann aber, nicht mehr fähig, so große und so schmerzliche Aufregung würdig vor den Augen der Krieger zu ertragen, kehrte er mit Wiedenburg in seine Hütte zurück.

Eine Stunde darauf hatten sich die Garikaner in zwei Gruppen gesondert. Die eine Hälfte, ungefähr hundert, wollte ohne ihre Waffen nach Garika zurückkehren. Es waren meist solche, die dort Verwandte zurückgelassen hatten. Die andere Hälfte, von gleicher Anzahl, meist aus jungen Männern bestehend, wollte bei George ausharren.

Dieser hatte inzwischen mit Alia und David den Weg verabredet, den sie nehmen wollten, um Mr. Hywell treffen und zugleich den Zusammenstoß mit einem russischen Detachement vermeiden zu können. Denn jetzt wäre jedes Blutvergießen unnütz und thöricht gewesen. Im Gegentheil, jetzt handelte es sich darum, dem künftigen Kampfe möglichst viele Arme und Herzen zu erhalten. Man kam überein, Mr. Hywell benachrichtigen zu lassen, daß sie ihm unterhalb Kutais, auf dem Wege zwischen Kutais und Ssanawardo, begegnen und dann das Weitere verabreden wollten.

Auf jeden Fall hatten die Vorgänge dieses Tages, indem sie der aufreibenden Ungewißheit des Lagers von



Gimneti ein Ende machten und an die Stelle des trägen Abwartens einen bestimmten Entschluß setzten, ein frischeres Leben bei allen herborgerufen. In jedem Entschluß, auch wenn er noch so schmerzlich ist, liegt eine gewisse Heilkraft. George's Züge trugen zum ersten Male wieder den Ausdruck der Entschiedenheit. Alia und David, die jetzt die Erde verlassen sollten, auf der sie seit mehr als sechzig Jahren gelebt, waren vielleicht die Einzigen, die jede andere Entscheidung vorgezogen hätten; aber auch sie fügten sich der unerbittlichen Nothwendigkeit. Von Daniel sah man nichts. Man hörte, daß er mit einigen Garitanern, den einzigen lieberlichen Burschen, die sich in der Schaar befanden und die er zu einer Art Leibgarde gewählt, Gimneti verlassen habe. Es unterlag kaum einem Zweifel, daß er nicht mehr zurückkehren werde. George vermuthete, er habe sich zu einem der unabhängigen Fürsten von Suanien begeben, um dort die nächste Zukunft abzuwarten. Alia, Sohnnh und Wiedenburg drängten zum schnellen Verlassen von Gimneti. Der Aufbruch sollte in aller Frühe am kommenden Morgen erfolgen.

Dieser Morgen kam, und auf schmalen Felswegen verließ die kleine Schaar den schützenden Felsenhorst. Noch eine traurige Scene stand den Flüchtlingen bevor, der Abschied von den Hundert, die nach Garika zurück-

lehren wollten und die sich am Fuß des Berges von ihren Genossen trennten. Noch einmal mußte George seine ganze Selbstbeherrschung aufbieten, um nicht in allzu unwürdigem, wenn auch begreiflichem Schmerz zu vergehen. Jedem einzelnen von den Scheidenden reichte er die Hand, bat ihn, tausend Grüße nach Garika zu überbringen, die Zurückgebliebenen zu trösten und ihnen eine baldige bessere Zukunft zu verheißen. Endlich war auch dieser letzte Kelch geleert. Die Flüchtlinge wandten dem Vaterlande den Rücken, das Antlitz gen Westen. Das bittere Brod der Verbannung erwartete die Scheidenden. Sollte einer von ihnen jemals Garika wiedersehen?

Wiedenburg, wohl vertraut mit dem Wesen George's, lenkte das Gespräch auf die Zukunft, auf das, was George nun thun müsse, und in der That gelang es ihm bald, das empfängliche Herz George's mit den Bildern neuer Thätigkeit zu beleben. Der junge Führer ergriff den Gedanken, im englischen oder französischen Heere eine eigene garikanische Compagnie zu bilden, dort seine Truppen zu vervollkommen, jeden Einzelnen zu einem tüchtigen Soldaten auszubilden, mit Feuereifer. Noch zweifelte er nicht daran, daß dieser Krieg mit der Niederlage und dann nothwendigertweise mit der Besetzung Rußlands enden müsse. Und hatte er sich dann

nicht durch diesen Kampf, der jetzt hinter ihm lag, ein Anrecht darauf erworben, wieder in Garika zu erscheinen? Ja, nutzlos war dieser Kampf doch nicht gewesen. Er hatte auf jeden Fall den Boden für die Saat der Zukunft gelockert, in den Garikanern die Liebe zum Vaterlande wieder wach gerufen, sie mit neuen blutigen Banden an ihr altes Königshaus geknüpft. Wenn George jetzt wieder den Boden von Garika betrat, so erschien er nicht als ein Fremder. Tausende mußten ihm dann jubelnd entgegenzueilen, als alte Gefährten, als Waffenbrüder! Das waren die tröstenden Bilder, die Edmund Biedenburg mit dem richtigen Gefühl wahrer Theilnahme und mit der richtigen Erkenntniß von dem beweglichen Gemüth George's in ihm hervorzurufen wußte. George hoffte wieder. Noch war er ja jung, noch lag die Welt offen vor ihm, noch boten sich seinem Geiste tausend Möglichkeiten des Glücks! Und dann, plötzlich die Absicht erkennend, in welcher Biedenburg ihm diese Bilder vor die Seele gerufen, streckte er ihm die Hand entgegen und rief:

„Ach, Biedenburg, Sie sind ein wahrer Freund! Sie lehren mich wieder hoffen, und hoffen heißt leben!“

Und fast von Stunde zu Stunde wuchs sein Muth und lehrte ihm die Freudigkeit des Lebens zurück. Zuweilen freilich flog es über sein Gesicht wie Schatten

des Todes. Aber wer sie bemerkte, mußte sie für Schatten der fliehenden Vergangenheit halten, nicht für die Vorboten der Zukunft. Die rettende Küste lag ja so nahe!

Es war um die zehnte Stunde am Morgen des folgenden Tages, als die Kundschafter Alia's die Nachricht brachten, daß Mr. Hywell ganz in der Nähe sei. Die kleine Schaar George's hatte sich bis jetzt auf Rebentwegen, längs der großen Landstraße, unbemerkt nach Westen vorwärts bewegt, meist dem Rion-Flusse mit seinen wunderherrlichen Wäldern, denen der Winter nur einen Theil ihres Schmucks zu rauben vermocht, folgend. Jetzt wurde ein Halt beschloffen. Die Schaar sollte sich unter Alia's Obhut an einem versteckten Orte lagern; George, Wiedenburg und Johnny sollten sich zu Mr. Hywell begeben und diesen dann zu einem Punkte abseits von der Landstraße führen, an welchem man unbemerkt und ungestört einige Stunden zubringen und die nöthigen Anordnungen treffen könne.

Die drei Männer hielten auf ihren Pferden — sie hatten sie erst am vergangenen Tage in einem Dorfe gekauft — auf einem Hügel, von welchem aus sie die Landstraße weithin überblicken konnten. Die Sonne schien warm hier in den Thälern und bereits begannen die

Biesen sich mit frischerem Grün zu schmücken. Weiter lag der blaue Himmel über der mätzlichen Landschaft; die klare Luft gestattete den Blick bis in weite Ferne. Erwartungsvoll hatten die drei Männer das Auge nach Osten gerichtet. Wohl war es ein bedeutungsvolles Wiedersehen, das sie erwartete!

„Da sind sie!“ rief Johnny. Das Auge des Seemanns hatte zuerst eine Gruppe von Reitern erkannt, die sich auf der Straße von Kutais her näherte, aber auch bald wieder hinter Krümmungen des Wegs und Baumgruppen verschwand. Schweigend hielten die Drei auf der Höhe. Es galt zu erkennen, ob man sich nicht geirrt habe. Aber jetzt tauchten die Reiter ganz in der Nähe aus einem Hohlwege auf. Sie waren es, Mr. Hywell und Mary mit ihren Dienern und Dienerinnen!

Als bald stieß Johnny ein schallendes Hurrah aus und trieb sein Roß mit Lebensgefahr den steilen Hügel hinunter. Wenige Minuten später lag George schluchzend in den Armen seines Pflegevaters und Wiedenburger stand vor Mary.

So sah er es wieder, das holdselige Antlitz, das kaum noch die Spuren der Leiden und Entbehrungen trug und jetzt von einer sanften Röthe übergoßen war. Wie war es denn? Hatte Wiedenburger recht gesehen?

Sag nicht etwas so ganz Eigenthümliches in diesem Er-  
 röthen, in der Bewegung, mit der sie ihm so freudig  
 und dann über ihre Freude fast erschreckend die Hand  
 entgegen hielt? Etwas wie ein Rausch ergriff den jun-  
 gen Mann. Nur langsam, abgebrochen sagte er einige  
 Worte, während George noch immer an dem väterlichen  
 Herzen Mr. Hywell's ruhte und in seinem Schluchzen  
 besser als in der beredtesten Sprache der Welt Alles  
 schilderte, was ihn bei diesem Wiedersehen ergreifen  
 mußte. Und auch Mary wußte nur wenige und fast zu-  
 sammenhangslose Worte zu sagen. Es war ein Wieder-  
 sehen, ganz verschieden von den frühern. Zum ersten  
 Male hatten Mary's Augen etwas von dem verrathen,  
 was ihr Herz in seinen geheimsten Tiefen verbarg,  
 zum ersten Male stieg in Wiedenburg der Gedanke an  
 die Möglichkeit eines Glücks auf, das er bis dahin nur  
 als einen Traum betrachtet. Aber nein! Wie leicht konnte  
 er sich irren! Daß Mary ihn achtete und ehrte, das  
 wußte er ja längst! Was war dies also anders als  
 ein freundschaftliches Wiedersehen? Leuchtete Mary's  
 Auge nicht viel inniger, lächelte ihr Mund nicht viel  
 freundlicher, als sie George ihre Hand zum Gruß reichte?  
 Und doch, lag nicht gerade in der offenen, herzlichen  
 Unbefangenheit dieses Grußes etwas, das rein schwester-  
 lich war? Wiedenburg empfand es, wie viel Hoffnungen

und Zweifel ein Menschenherz in einer einzigen Minute ergreifen können!

Wie herzlich empfing der alte Herr seinen jungen Freund Biedenburg! Er drückte ihn an seine Brust gleich George, wie einen Sohn, ja, er nannte ihn seinen Sohn, seinen lieben, braven Jungen. In diesem Moment begriff Biedenburg, daß er für immer einen festen Platz in dem Herzen Hywell's erobert, einen Platz, der neben dem Mary's und George's war, daß er zur Familie gehöre, daß die letzte Schranke gefallen!

Aber die Stunde war ernst. Sie mußte benutzt werden. Nachdem auch Johnny herzlich bewillkommenet worden, nicht wie ein Diener, sondern wie ein Freund, lenkte Mr. Hywell das Gespräch sogleich auf die Lage der Dinge. Mit höchster Freude vernahmen er und Mary den Entschluß George's, das Land zu verlassen. Seinem zweiten Entschluß, den Engländern oder Franzosen seine Dienste anzubieten, setzten sie für jezt keinen Widerstand entgegen. Auf den Wunsch George's und Biedenburg's verließen alle die Landstraße und wandten sich langsam der Gegend zu, in welcher Alia mit den letzten hundert Garikanern zurückgeblieben.

„Nun ist Alles gut!“ sagte Mr. Hywell. „Eine schwere Zeit liegt hinter uns. Aber was thut es? Die Sonne lacht und man vergißt Winter und Sturm! Du

hast eine Schule der Erfahrung durchgemacht, George, eine blutige Schule. Sei zufrieden, die Erkenntniß nicht mit Deinem Leben bezahlt zu haben, und hoffe auf die Zukunft. Mein Rath, mein Beistand, meine Hülfe werden Dir niemals fehlen, und Du wirst jezt begreifen, daß Manches, das Du bisher nur für Baghaftigkeit des Alters hieltest, die richtigere Erkenntniß war, die man in einem langen Leben einsammelt. Das Nächstliegende ist jezt unsere gemeinsame Abreise. Ich habe in Tiflis Erkundigungen eingezogen; die Engländer dort sind gut von den Bewegungen unserer Schiffe unterrichtet. Ende dieser Woche wird ein englisches Kriegsschiff in der Nähe von Redut-Kaleh erscheinen. Ich kenne die Männer, mit denen sich der Kapitän in Verbindung setzen wird, und halte es für leicht, seine Einwilligung zu erlangen, uns und die Deinigen aufzunehmen und nach irgend einem sichern Hafen zu führen. Es kann nicht schnell genug geschehen. Noch befindest Du Dich in Feindes Land; erst auf englischem Grund und Boden — ich meine auf einem englischen Schiffe — bist Du sicher. Begleitet Dich Daniel?"

George berichtete, daß Daniel an dem Tage verwundet sei, an welchem man den Entschluß gefaßt, Gimneti zu verlassen. Mr. Hywell hörte diese Nachricht mit verdüsteter Stirn.

„Nun, weshalb kam er nicht mit Dir?“ sagte er.



„Nicht, daß ich mich sehnte, ihn wiederzusehen — er ist mir verhaßt. Aber wohin hat er sich gewendet? Er ist ein Verräther, George! Du mußt eilen, die Küste und ein Schiff zu erreichen. Ich fürchte, Daniel geht mit dem Gedanken um, sich Gnade durch Deine Vernichtung zu erkaufen!“

George wandte sich schmerzlich bewegt ab und schüttelte den Kopf.

„Glaube es oder nicht — es ist so!“ rief Mr. Sywell. „Ich werde Dir und Alia Bassi die Abschriften von Briefen vorlegen, die er nach Lissib geschrieben und die das Schlimmste befürchten lassen. Suche die Küste so schnell als möglich auf geheimen Wegen zu erreichen. Wenn Daniel Dich nicht verdirbt, so danke es dem Himmel, aber nicht der Liebe Deines Bruders!“

Wiedenburg und Johnny wollten beistimmen, aber sie unterließen es, da sie sahen, wie schmerzlich George von diesem Gedanken erregt wurde. Man sprach über politische und persönliche Angelegenheiten. So erreichte die Gesellschaft das kleine Lager Alia Bassi's, dem Mr. Sywell herzlich und selbst mit Achtung die Hand drückte und dem er durch George Dank für die Treue und Hingebung sagen ließ, mit welcher er sich der Sache George's angenommen. Alia fand es vollkommen gerechtfertigt, jetzt so schnell und so geheim als möglich nach der

Rüste zu ziehen, und ließ selbst ein Wort davon fallen, daß er Verrath fürchte.

Als George darauf die Gruppe verließ, um mit Mary zu sprechen, setzte Wiedenburg das Gespräch mit Alia und Mr. Hywell fort. Der junge Deutsche, mit schneller Fassungskraft begabt, hatte den fast zehnmonatlichen Aufenthalt in den georgischen Landestheilen dazu benutzt, die Sprache zu erlernen, einmal, weil ihm Beschäftigung ein Bedürfniß war, und dann, weil er glaubte, daß ihm diese Kenntniß später nützen könne. Denn der Reichthum des Landes an Producten mancherlei Art war ihm nicht verborgen geblieben und er hoffte später ergiebige Handelsverbindungen mit diesem Lande, das schon im Alterthum wegen seiner Fruchtbarkeit berühmt gewesen war, anknüpfen zu können, namentlich wenn die russische Absperrung ein Ende genommen habe. So war er also im Stande, den Dolmetscher zwischen Alia und Mr. Hywell zu machen.

Was der letztere über Daniel's Benehmen mittheilte, klang allerdings sehr bedenklich. Der Engländer hatte durch einen russischen Beamten, der über die Verrätherei des Prinzen Garika entrüstet war, die Copien von Briefen erhalten, welche Daniel an einen vornehmen Russen in Tiflis geschrieben. In dem ersten dieser Briefe hatte Daniel sich als das Opfer eines Betrugs, einer

Intrigue hingestellt und die bestimmte Versicherung ausgesprochen, daß George nicht sein Bruder, sondern ein Betrüger und zugleich mit Alla Baffi die Seele des Aufstandes sei. Er hatte angefragt, unter welchen Bedingungen der Czar oder der Generalgouverneur ihm Verzeihung angedeihen lassen wolle. Es war ihm geantwortet worden, mit einem Rebellen könne man nicht unterhandeln. Es bleibe ihm nichts übrig, als sich nach Tiflis zu begeben und die Gnade des Generalgouverneurs oder dessen Fürsprache beim Kaiser anzuflehen. Dann habe er im besten Falle lebenslängliche Verbannung nach Sibirien zu erwarten. In dem zweiten Briefe hatte Daniel bereits bestimmte Vorschläge gemacht, sich erboten, Alla Baffi und George in die Hände der Russen zu liefern, und die Versicherung gegeben, daß diese sehr gefährliche Menschen seien, die jeden Augenblick einen neuen Aufstand hervorrufen könnten. Natürlich hatte er den Werth dessen, was er thun wollte, in das günstigste Licht gestellt. Es war ihm darauf geantwortet worden, man wisse recht gut, in welcher Bedrängniß die Aufrührer sich befänden, und daß man dieselben nur sich selbst zu überlassen brauche, um sie aufzureiben. Doch sehe man aus dem Anerbieten seine gute Absicht und das werde ihm jedenfalls zum Vortheil gereichen. In einem dritten Briefe hatte Daniel jene Vorschläge nebst den

Mitteln, um zum Ziele zu gelangen, wiederholt und für die Vernichtung George's, Alia und David Bassi's vollständige Verzeihung und die Wiedereinsetzung in seine Güter und Würden verlangt, hatte auch zu gleicher Zeit ein entsetzliches Bild von den Plänen und Entwürfen jener Aufrührer, von ihren Verbindungen mit dem Auslande, den Mitteln, die ihnen zu Gebote ständen, entworfen, genug, er hatte gezeigt, daß er ein ganz erbärmlicher, aber in der Schlechtigkeit schlauer Schurke sei. Offenbar hatte die Noth den geringen Verstand, den er besaß, geschärft. Welche Antwort man Daniel gesandt, wußte Mr. Hywell nicht, da er Tiflis inzwischen verlassen. Auf jeden Fall aber war es verdächtig, daß Daniel sich von der Schaar getrennt. Es ließ sich annehmen, daß er seinen Plan nicht aufgegeben. Entkamen George und die beiden Bassi glücklich auf ein englisches Schiff, so hatte Daniel nichts, womit er seine Verzeihung erkaufen konnte. Alia wurde sehr ernst, als dieser Gegenstand zur Sprache kam, und trieb zur größten Eile. Ihm wie Mr. Hywell und Wiedenburg war es einleuchtend, daß Daniel sich seine Verzeihung nur mit dem Opfer seines Bruders erkaufen könne. Nur schnelle Flucht und die sichere Schutzwehr eines fremden Schiffes konnten retten.

Während diese drei Männer das Schicksal George's

in so eifriger und besorgter Weise besprochen, plauderte George selbst glücklich lächelnd mit Mary, schalt auf Schamyl, dessen Namen er nicht hören konnte, und schilderte seine Pläne für die Zukunft. Er machte in seiner Aufrichtigkeit kein Geheim daraus, daß es Wiedenburg gewesen, der diese Hoffnungen in ihm wieder erweckt, so daß es für Mary leicht war, das vorsichtige, sanfte und theilnehmende Wirken des jungen Deutschen zu erkennen. Schon sah der lebhafteste Jüngling es wieder als eine Thatfache an, daß er binnen wenigen Monaten vereint mit dem türkischen oder französisch-englischen Heere nach Georgien zurückkehren und daß man ihn jubelnd als Sieger und Befreier empfangen werde. Mary lauschte diesen Schilderungen, die vielleicht um so glühender waren, je mehr sie den Schmerz um die gescheiterten Hoffnungen der Vergangenheit verbergen sollten, mit sanfter Theilnahme. Das erregte Wesen George's fiel ihr auf, aber sie fand es erklärlich. Mit seinem weiblichen Gefühl errieth sie Alles, was in seinem Innern vorging, ja, zum ersten Male errieth sie heute vielleicht mehr, als sie bis jetzt geahnt. Dieses Leuchten in George's Augen, dieser heiße, fieberische Druck, mit welchem er zuweilen ihre Hand erfaßte, deuteten sie nicht auf mehr als brüderliche Liebe? Und wurde deshalb ihre Miene so ernst, reizte sie deshalb den Kopf so schwermüthig? Selbst

George fiel es auf, und er fragte sie nach dem Grunde.

„Ich glaubte, George, Sie würden mit uns nach England zurückkehren“, sagte Mary. „Aber ich sehe wohl, Sie sind ein wilder, thatendurstiger Mensch geworden, dem es in unserer stillen Heimat nicht mehr behagt. Nun, Sie wissen, daß meine heißen Segenswünsche Sie überall begleiten werden. Sie sind ein öffentlicher Charakter geworden; man wird sich überall von Ihren Kämpfen erzählen. Ich fühle, daß in einer solchen Oeffentlichkeit eine Verpflichtung liegt, auf dem Wege, den man einmal eingeschlagen, fortzuschreiten. Sie haben Ihr Loos gewählt! Mag es glücklich sein!“

„O nein, Mary, nicht in dem, was Sie erwähnen, liegt eine Verpflichtung für mich“, antwortete George. „Die Verpflichtung liegt in den Opfern, die mir gebracht worden sind, in den Opfern an Leben und Gut. Die Garikaner dürfen niemals von mir glauben, daß ich als ein thörichtes Knabe gekommen sei, um leichte Vorbeeren auf ihre Kosten zu ernten, und daß ich ihre und meine Niederlage in der Vergessenheit und Stille eines ruhigen Lebens vergraben werde. Die Todten von Garika, die Tapfern, die in den Wäldern von Georgien für mich gefallen, sie rufen mich immer und immer wieder hierher zurück. Ich darf den Plan, Garika zu befreien, nie-

malß aufgeben, wenn ich ein Mann von Ehre sein will! Das, was ich jezt nicht erreichte, bleibt dennoch meine Losung für die Zukunft: Sieg oder Tod! O Mary, wäre das nicht, wäre diese neue Wendung meines Lebens auf das Friedliche gerichtet, ich wüßte dann wohl, welchem Glück ich vor allem nachstreben würde."

Er ergriff ihre Hand. Eine leichte Blässe überzog Mary's Wangen. Sie war im Begriff, sich zu erheben, die Erklärung fürchtend, die sie seit kurzer Zeit ahnte. Ein günstiger Zufall kam ihr zu Hülfe. Alia erschien.

Er sagte George, daß die höchste Eile nöthig sei, daß man sogleich aufbrechen müsse. Ein Bote habe die Nachricht gebracht, daß eine Abtheilung russischer Truppen von Kutais im Anzuge sei, und die Vermuthung lag nahe, daß diese Truppen zur Verfolgung der Flüchtigen bestimmt seien. Mr. Symwell sollte mit seiner Tochter und der Dienerschaft nach der Landstraße zurückkehren. In der Nähe der Küste, zwischen Poti und Redut-Kaleh, wollte man sich wieder mit ihnen vereinigen. Für jezt war die Trennung nothwendig. Johnay sollte bei George bleiben, auch Wiedenburg, damit nicht der Verdacht erweckt werde, daß Mr. Symwell und George sich bereits getroffen hätten. Schon sei Alles zum Aufbruch gerüstet; man warte nur auf George und die Dame.

Nicht zufrieden mit dieser Unterbrechung, aber doch

in der Hoffnung, Mary in wenigen Tagen wiederzusehen, ging George mit Mary und Alia Bassi zu Mr. Hywell und den Garikanern, die ihn bereits in geordnetem Zuge erwarteten. Noch einmal wurde genau verabredet, an welchem Orte in der Nähe der Küste Mr. Hywell George und seine Schaar erwarten sollte. Dann schüttelten sich die Männer die Hände. Wiedenburg blieb, wie verabredet, mit Johnny bei George, obgleich es Mr. Hywell gern gesehen hätte, wenn der junge Mann mit ihm gezogen wäre.

„Auf Wiedersehen!“ sagte George, als er mit leuchtenden Augen von Mary Abschied nahm. „Ich hatte noch etwas auf dem Herzen, aber ich denke, ich sage es Ihnen bald in aller Ruhe und Sicherheit!“

Mary versuchte zu lächeln, aber ihr Blick blieb doch ernst. Zufällig begegnete er dem Blicke Wiedenburg's; sie senkte die Wimpern und bestieg ihr Pferd, sichtlich von einem sehr ernsten Gedanken in Anspruch genommen.

Während Mr. Hywell nach der Landstraße zurückkehrte, setzten sich die Garikaner querselbein in Bewegung. Wenn sie gut marschirten, durften sie hoffen, am zweitfolgenden Tage mit Mr. Hywell zugleich die Küste zu erreichen. George war sehr lebhaft erregt. Offenbar hatte das Zusammentreffen mit seinem Pflegevater und Mary auf ihn einen großen und freudigen Ein-



druck gemacht. Er hatte sich gewissermaßen die Vergangenheit wieder erobert; er hatte gesehen, daß er noch tief in dem Herzen Mary's und Mr. Hywell's ruhte, und nichts ist tröstlicher, als nach einer Niederlage vor der ganzen Welt die alte Liebe und Herzlichkeit bei denen wiederzufinden, deren Herzen wir vorher nahe gestanden. Er hatte vielleicht geglaubt, von Mr. Hywell und Mary Anklagen und Bortwürfe zu hören oder eine Erklärung ihrer frühern Zuneigung zu finden. Nichts von dem war eingetroffen. Dort war er der treu Geliebte wie immer, und so ritt er denn freudig neben Wiedenburg in den freundlichen Märztag hinein. Sein Auge glänzte, als ob es erhellt sei von den Visionen einer glücklichen Zukunft.

„Haben Sie Miß Mary nicht schöner als je wiedergefunden?“ fragte er seinen Begleiter.

„Miß Mary wird mit sechzig Jahren noch schön sein“, antwortete Wiedenburg. „Ihr Gesicht wird stets den Ausdruck von Güte und Lieblichkeit bewahren, der es so schön macht.“

„Wiedenburg, ich hätte eine Frage an Sie, eine vertrauliche Frage!“ sagte George. „Sie haben so lange mit Mr. Hywell zusammen gelebt, in der letzten Zeit sahen Sie ihn öfter als ich; er vertraut Ihnen, er liebt Sie. Sagen Sie mir offen, hat er jemals von der

Möglichkeit gesprochen, ich könnte der Gatte Mary's werden?"

„Wenn Sie diese Frage stellen, so müssen Sie Mary lieben“, antwortete Wiedenburg ruhig. „Ja, mehr als das, Sie müssen von Mary's Gegenliebe überzeugt sein.“

„Ich liebe Mary, ja!“ rief George leidenschaftlich. „Ich weiß, daß ich unrecht thue, ein solches Geständniß zu machen, aber ich kann es nicht zurückhalten. Ob mich Mary liebt, ich hoffe es; sie hat mir so viele Beweise ihrer Zuneigung gegeben. Aber es quält mich ein Gedanke. Ich fürchte, Mr. Hywell könnte einem Manne, dessen Leben so wechselvoll ist, wie das meine sein wird, seine Tochter nicht anvertrauen wollen. Er wird mir vielleicht die Bedingung stellen, meine Pläne aufzugeben, mit ihm nach England zurückzukehren. Ich will, ich muß mit Mary sprechen, in den nächsten Tagen. Ich wurde heute durch Alia unterbrochen in dem Augenblick, in welchem das Herz mir auf die Lippen trat. Aber wissen möchte ich gern, so gern, ob Mr. Hywell jemals ein Wort zu Ihnen geäußert, das mich ermutigen könnte. Es ist ein kühnes Beginnen, einen so zärtlich liebenden Vater um sein Jawort zu bitten, wenn man seiner Tochter zwar eine glänzende Zukunft, aber doch nur eine stürmische Gegenwart zu bieten hat. Denken Sie nicht schlechter von mir, daß ich so offen spreche! Es drängt

mich, mein Herz irgend Jemand zu offenbaren, und stehen Sie mir nicht näher als mein leiblicher Bruder? Wie unendlich würde es mir meine Aufgabe erleichtern, mit wie frohem Herzen würde ich den Schritt thun, wenn ich wüßte, daß Mr. Hywell selbst schon den Gedanken gehegt hätte, mich mit Mary verbunden zu sehen!

Wiedenburg begriff die Zweifel George's, wenn er es auch nicht billigen konnte, daß er sie aussprach. Für ihn war die Liebe ein Heiligthum, das entweder ewig verborgen bleiben oder zuerst dem geliebten Herzen offenbart werden mußte. Wenn Andere anders handelten, so tadelte er es nicht. Wohl aber wußte er, daß kein Zweifel, keine Befürchtung, keine Hoffnung auf Bestätigung seiner Wünsche ihm das Geheimniß seines Herzens entrißen haben würde. Er konnte dulden, hoffen, leiden, fürchten, aber nicht eher sprechen, als bis der süße und heilige Augenblick der Erklärung gekommen war. Wiedenburg machte aus der Bemerkung, wie verschieden doch im Grunde die Natur George's von der seinen sei, trotz mancher Aehnlichkeiten. Die Erregung des Augenblicks hatte keine Macht über ihn wie über George.

„Ich sage Ihnen nur die volle Wahrheit“, erwiderte er, „wenn ich Ihnen antworte, daß Mr. Hywell auch nicht ein einziges Mal mit mir über diesen Gegen-

stand gesprochen hat. Im Uebrigen ist meine Ansicht, daß Mr. Hywell demjenigen Manne, den Miß Mary liebt, die Hand seiner Tochter nicht versagen wird, mag seine Stellung sein, welche sie wolle. Denn Miß Mary kann nur einen guten und rechtschaffenen Mann lieben!“

„Ah, das ist ein Trost für mich!“ rief George mit einem tiefen Athemzuge und einem dankbaren Blick auf Wiedenburg. „Ja, Sie haben Recht! Mr. Hywell liebt seine Tochter zu zärtlich, als daß er ihr Glück an Bedingungen knüpfen könnte. Ich will sprechen, sobald wir uns wiedersehen. Ich kann mein Herz nicht länger beruhigen. Seit ich weiß, daß Mr. Hywell mich noch liebt, seit ich wieder in Mary's Augen geblickt, hält mich nichts mehr zurück. Mary wird meine Braut sein, solange ich kämpfe, meine Gattin, wenn ich siege, oder wenn Sieg unmöglich ist. Nur der Gedanke, daß sie mein sein wird, tröstet mich jetzt schon für den Gedanken einer Niederlage! Aber nein, nein, ich fühle es, sie wird mit mir Herrscherin sein, Herrscherin durch Güte, Anmuth und allen Zauber der Schönheit!“

Wiedenburg's Gesicht blieb in unbeweglicher Ruhe. Und doch durchzog sein Herz ein tiefer Schmerz. Konnte George so sprechen, wenn er der Liebe Mary's nicht sicher war? Konnte eine Vermuthung allein genügen,

ihn solche Wünsche hegen, solche Pläne bauen zu lassen? Nein, Mary mußte George lieben, es war nicht anders möglich.

Eine Unruhe im Zuge, ein Stocken des Marsches, einige verworrene Rufe ließen George und Wiedenburg, die etwas abseits ritten, sich umblicken. Sie sahen die Blicke der Garikaner nach einer bestimmten Richtung gewendet. Der Zug befand sich in einem kleinen Thal, das auf allen Seiten von bewaldeten Hügeln umgeben war.

„Der Feind!“ rief Alia Baji mit Donnerstimme.  
„Die Waffen bereit!“

„Um Gotteswillen — der Feind! Seht!“ rief George wie betäubt. Dann gab er seinem Pferde die Sporen, mit einem Blicke, der Wiedenburg erschrecken ließ, einem Blicke der wildesten, bittersten Verzweiflung, einem Blicke, der keine andere Deutung zuließ, als daß George den Tod geschaut, der ihm entgegenstierte in diesem Moment, in welchem ein neues Leben ihm zu lächeln schien.

„Der Feind!“ rief es von vielen Lippen, und verschiedene Hände deuteten nach verschiedenen Richtungen. Ueberall, auf allen Hügeln ringsum sah man die russischen Uniformen aus dem knospenden Gebüsch auftauchen. Erstarrt hielt Wiedenburg auf seinem Pferde.

George, mit dem Degen in der Hand, war schon bei den Garikanern.

„Vorwärts! Es gilt das Leben!“ rief er. „Rette sich, wer kann!“

„Wohl hatte George die Worte gerufen: „Rette sich, wer kann!“ aber wohin auch die erschreckten Blicke der Einzelnen sich wenden mochten, überall, auf allen Höhen, in allen Gebüschcn sahen sie russische Uniformen. Die Zahl der Feinde, soweit sie bis jetzt sichtbar waren, belief sich auf mindestens zweitausend Mann, und wie viele mochten noch hinter den Gebüschcn versteckt sein! Wiedenburg erkannte auf den ersten Blick, daß hier nicht nur Widerstand, sondern auch Flucht ganz unmöglich sei.

Er sprengte an die Seite George's, dessen todtenbleiches Gesicht in finsterner Verzweiflung erstarrt war. Alia rief die Einzelnen, die angefangen hatten, sich zu zerstreuen, zusammen.

„Was wollen Sie? Fliehen Sie!“ rief George. „Wollen Sie ihr Leben opfern? Fort, Wiedenburg!“

„Noch ist Flucht vielleicht möglich — dort, durch jene Oeffnung zwischen den Hügeln hindurch!“ rief der Deutsche.

„Nein, ich will sterben!“ rief George in Verzweiflung. „Sehen Sie jenen Menschen da — neben

den russischen Offizieren? Es ist Daniel — mein Bruder — er verräth mich!“

Und er stieß ein bitteres, höhnisches Lachen aus und schlug sich mit der Hand vor die Stirn.

„Um so mehr Grund zu fliehen und nicht zu kämpfen!“ rief Wiedenburg.

„Der eine Bruder ein Verräther, der andere fliehend — was sollen die Garikaner von uns glauben? Nein, nimmermehr!“ rief George. „O könnte ich an ihn heran, mit eigener Hand stieße ich ihn nieder!“

Inzwischen näherten sich die russischen Truppenabtheilungen langsam und sich allmählig dabei ausbreitend, sodasß sie einen weiten Kreis bildeten, der fast gar keine Lücke mehr ließ.

Alia's weißes Haupt tauchte neben George auf.

„Giorgi, mein Sohn, es ist Alles vorbei!“ rief der Alte. „Reiche mir Deine Hand, Sohn meines Herrn und Königs! Es soll nicht sein; die Garikas sollen nicht herrschen. Wir sterben zusammen. Aber wenn ich nicht sterbe, so will ich Dich rächen, Dich und uns alle — an ihm, an ihm!“

„Bei Gott, Alia, räche uns, wenn Du kannst!“ rief George in fast wahnsinniger Verzweiflung. „Nie ist eine solche Schmach erhört worden; der Bruder verräth den Bruder!“

„Ergeben Sie sich, George!“ rief Wiedenburg. „Wir werden Sie retten, Sie befreien. Fügen Sie sich in das Unvermeidliche. Wir werden Mittel und Wege finden, Sie der Gefangenschaft zu entreißen. Ein offener Kampf gegen einen solchen Feind wäre Wahnsinn!“

„Ja, Wahnsinn! Ich bin wahnsinnig vor Wuth und Schmerz!“ rief George. „Nur der Tod kann mich von diesem Wahnsinn befreien. O mein Vaterland! O Mary!“

Und er stieß einen Schrei aus, so wild und entsetzlich, daß der junge Deutsche in der Tiefe seines Herzens erbehte. Die kleine Schaar hatte sich versammelt. Mit den Waffen in der Hand erwartete sie schweigend ihr Schicksal. Johnny, diesmal bleich, aber ruhig, hielt nicht fern von George, von dem er keinen Blick wandte.

Ein russischer Offizier, mit einem weißen Fähnlein in der Hand, kam einen Hügel herabgeschritten.

„Wozu noch verhandeln! Was will der Parlamentär?“ rief George wild. „Man schieße uns nieder! Aber nein, es ist möglich, daß man den Garitanern verzeiht. Ich will gern mein Leben opfern! Hören wir ihn!“

Der Offizier, ein junger Mann, war näher gekommen und stand fünfzig Schritt von der Schaar entfernt



still. George schien sich mit übermenschlicher Anstrengung zur Ruhe zu zwingen. Er ritt auf den Offizier zu, begleitet von Wiedenburg und Alia Waffi.

Die Miene des jungen Offiziers verrieth eine gewisse Theilnahme mit dem Schicksale George's. Er grüßte höflich und sagte dann, daß er komme, um den Garikanern, wenn sie die Waffen niederlegten und sich ergäben, die Verzeihung des Generalgouverneurs und auch des Kaisers zuzusichern, mit Ausnahme eines gewissen George, der sich George Garika nenne und sich für den Enkel des letzten regierenden Königs von Garika ausgeben, und der Brüder Alia und David Waffi. Diese müßten sich auf Gnade und Ungnade ergeben, und der Czar selbst habe das Urtheil über sie zu fällen.

„Ich werde Ihre Bedingungen sogleich den Garikanern mittheilen“, antwortete George. „Was aber auch kommen möge, so bitte ich Sie, Ihren Vorgesetzten mitzutheilen, daß ich derjenige wirklich bin, für den ich mich ausgeben, und daß ich bereit bin, in diesem von mir begonnenen Kampfe zu sterben. Dieser Herr an meiner Seite ist ein Deutscher; er, sowie mein englischer Diener, sind nur meine Begleiter und Freunde; der erstere befindet sich zufällig bei mir und hat sich nie an dem Kampfe betheiligt. Was aber meinen Bruder anbetrifft, den elendesten und feigsten Verräther, den je die Erde

getragen, so sagen Sie ihm, daß ich ihn verfluche, und daß ich hoffe, die allgemeine Verachtung werde ihn aus diesem Lande verjagen, in welchem er das Andenken an unsere Ahnen durch seine Gemeinheit besudelt. Der Czar selbst muß einen so erbärmlichen Verräther von sich stoßen. Sagen Sie diesem Menschen, in dem kein Tropfen edlen Blutes fließt, daß ich, der von ihm Verachtete, ihn nicht als meinen Bruder anerkenne, und daß ich sterbe, indem ich ihn verwünsche und ihn der allgemeinen Brandmarkung, der Rache jedes Mannes preisgebe!”

„Garikaner!“ rief er dann, zu der Schaar zurücksprenkend, „wir sind umzingelt, Rettung ist nicht möglich. Der Czar bietet Euch Verzeihung — legt die Waffen nieder und ergebt Euch. Ich danke Euch für Eure Treue! Kehrt zurück zu den Euren und bewahrt mir ein gutes Andenken!“

„Und was wird aus Dir und aus Alia?“ rief man ihm zu.

„Kümmert Euch nicht darum!“ antwortete George. „Wir werden unser Schicksal zu ertragen wissen. Ich bin Euer Commandeur. Legt die Waffen nieder, ich befehle es Euch!“

Unentschlossen blickten die Garikaner ihren Führer und sich untereinander an; die meisten waren, nach

ihren Mienen zu urtheilen, bereit zum letzten Verzweigungskampfe. Da fiel plötzlich ein Schuß.

Er kam von einer Stelle, die mehr als zweihundert Schritt von den Garikanern entfernt war. Irgend ein Mann mußte sich dort hinter einen Baumstumpf und dichten, noch nicht belaubten Schößlingen auf der Erde verborgen haben. Es schien unmöglich, daß es einer von den Garikanern sei, denn man hatte nicht bemerkt, daß sich ein Einzelner von ihnen so weit entfernt. Aber die Kugel war auf den Parlamentär gerichtet, an dessen Kopf sie vorübersaupte.

„Das ist Verrath! Das ist keiner von den Garikanern!“ rief Wiedenburger erschreckt und heftig.

Es hat sich später herausgestellt, daß der junge Deutsche Recht hatte, daß Daniel Garika, der den Untergang seines Bruders wollte, eine seiner Creaturen abgesendet, um jenen Schuß zu thun. Wie dem auch sein mochte, das Schicksal des Tages war entschieden, der Zweck erreicht. Die Russen setzten sich in Bewegung, die Garikaner, die, wie selbst George, glaubten, daß der Schuß ein feindlicher gewesen sei und daß sie angegriffen würden, erhoben ihre Waffen. Der Parlamentär eilte zurück.

Der Kampf, der nun folgte, läßt sich in seinen Einzelheiten nicht beschreiben. Es war kein Kampf, es war

eine Jagd auf Wild, das von den Treibern auf einen kleinen Raum zusammengedrängt worden. Schon aus der Ferne gab das erste herranzückende russische Bataillon Feuer, doch richteten die matten Kugeln keinen Schaden an. Jetzt aber kam auch ein Trupp russischer Dragoner herangesprengt und es begann ein entsetzliches Gemetzel, das um so länger währte, da die letzten hundert Garikaner aus wirklich tapfern und entschlossenen Leuten bestanden, die jetzt, da sie ihren Untergang doch einmal vor Augen sahen, ihr Leben so theuer als möglich verkaufen wollten.

David Bassi war der erste, der, von mehreren Kugeln zugleich getroffen, stürzte. Die Mehrzahl der Garikaner hatte sich, dem Instinkt der Selbsterhaltung folgend, nach Westen gewandt, wo ein Durchbrechen der russischen Linien noch am ersten möglich schien. Als David ihnen voraneilte, fiel er und starb ohne einen Laut. George sah es, und in der entfesselten Wuth des Kampfes spornete er sein Roß gegen das russische Bataillon, das auf sie anrückte. Wiedenburg, der regungslos auf seinem Pferde hielt, ohne sich an dem Kampfe zu betheiligen, sah das jugendliche Antlitz George's, das vorher noch so bleich gewesen, glühen in der Wuth eines verzweifelden Kampfes. Mit erhobenem Degen, die Garikaner mit einem wilden Kriegsruf anfeuernd, sprengte

George gegen die Russen. Einen Augenblick darauf sank er vom Pferde. Pulverdampf lagerte sich über das Thal. Wiedenburg, mitten unter den Kämpfenden, das Herz zerrissen von Schmerz und Zorn, sah plötzlich Johnny neben sich.

„Wo ist George?“ rief der treue Diener. „War er nicht so eben dort zur Linken?“

Und er suchte sich durch die Kämpfenden hindurchzuarbeiten. Unwillkürlich folgte ihm Wiedenburg. Eine ganze russische Linie gab Feuer. Wiedenburg griff sich nach der Brust und sank vom Pferde.

Eine Viertelstunde später war die Schaar vernichtet. Ungefähr zwölf von den Garikauern waren gefangen worden und standen entwaffnet, blutend, vom Pulverdampf geschwärzt, in der Mitte eines russischen Carrés. Die übrigen deckten als Todte oder Schwerverwundete die Erde. Johnny, nur leicht am Arme verwundet, saß an der Erde und hatte den Kopf eines jungen Mannes auf seinen Schooß gelegt, einen bleichen Kopf mit geschlossenen Augen, von dessen Lippen zuweilen noch ein leiser Athemzug sich losrang. Johnny achtete auf nichts. Er sah nicht, wie die Russen sich wieder formirten, wie

die einzelnen Abtheilungen Marschstellung nahmen und ein kleiner Trupp dazu commandirt wurde, die Todten zu begraben. Er blickte nur auf das bleiche Gesicht seines sterbenden jungen Herrn.

Eine Anzahl russischer Offiziere war zusammengetreten und besichtigte langsam den Kampfplatz. Als sie zu George kamen, standen sie still. In einzelnen Gesichtern zeigte sich Theilnahme.

„Das ist er“, sagte der junge Offizier, der vorher als Parlamentär gekommen war.

„Ja, er sieht seinem Vater sehr ähnlich“, sagte ein älterer Offizier. „Ich kannte ihn. Welcher Wahnsinn von diesem Menschen! Aber er soll bei allen Affairen Tapferkeit bewiesen haben.“

„Das hat er“, sagte Paul Dmbrazowitsch. „Er ist mir lieber als sein Bruder.“

Es trat eine düstere Pause ein. Dann fragte man, wer der Mann sei, der neben ihm sitze und seinen Kopf halte. Dmbrazowitsch, der die Verhältnisse genauer kennen gelernt hatte, vielleicht durch Michael Brazow oder Sophia, erklärte den Offizieren das Verhältniß George's zu der englischen Familie.

„Ist er nur schwer oder tödtlich verwundet?“ fragte ein Offizier.

„Tödtlich“, lautete die einstimmige Antwort.

„Und wo ist der Haupttrabelführer? Wo ist Alia Baffi?“ fragte man.

Der Alte war nicht gefangen worden, auch seine Leiche fand man nicht. Aber man entdeckte, daß eins von den drei Pferden, die George, Wiedenburg und Johnny geritten, fehlte. Noch einmal wurde der Platz untersucht, und als man auch jetzt keine Spur von dem Alten entdeckte, unterlag es keinem Zweifel mehr, daß ihm das Unmögliche gelungen, daß er auf einem von den Pferden während des Kampfes entkommen war.

„Das ist ärgerlich!“ sagte Ombrazowitsch. „Dieser Mann war die Seele des Aufstandes. Nun, wir haben ihn nicht zu fürchten. Er wird zu den Türken fliehen.“

Und man richtete die Blicke auf die Soldaten, die inzwischen bereits in dem weichen Boden große Gruben gegraben hatten, in welche man die Todten hineintwarf, vielleicht auch Manchen, in dem noch nicht alles Leben erstorben war.

„Halt“, sagte der junge Offizier, „da ist auch der Fremde, von dem mir George Garila sagte, daß er sich nur zufällig bei ihm befinde. Er scheint schwer verwundet zu sein. Nun, das ließ sich voraussagen. Es war ein furchtbares Kreuzfeuer. Ich glaube, unsere Leute haben sich gegenseitig getroffen.“

Man ging zu Wiedenburg. Der junge Deutsche

lag mit bleichem Antlitz und geschlossenen Augen auf der Erde. Er hatte einen leisen Schmerzensschrei ausgestoßen, als die russischen Soldaten ihn ergriffen, um ihn fortzutragen, und sie hatten ihn deshalb wieder niedergelegt. Die Offiziere untersuchten seine Wunde. Zwei Kugeln waren ihm durch die Brust gegangen; die eine hatte die rechte Seite nur gestreift, die andere hatte mehr oben, nach der Schulter und nach der Mitte zu, getroffen. Die Wunde war, wenn nicht tödtlich, doch jedenfalls sehr schwer.

„Wir wollen ihn nach dem nächsten Orte bringen lassen“, sagte ein Offizier. „Wir müssen ja ohnehin einige von den nicht tödtlich Verwundeten mit uns nehmen. Die Soldaten können aus dem jungen Holz Bahren flechten. Er scheint in der That an dem Kampfe nicht Theil genommen zu haben. Seine Büchse hängt ihm über die Schulter und ist nicht abgeschossen; der Hirschfänger steckt in der Scheide. So ist es unsere Pflicht, uns seiner anzunehmen.“

Die Soldaten erhielten den Befehl, einige Bahren zu flechten, und geübt in diesem Geschäft, waren sie nach zehn Minuten damit fertig. Einige Verwundete wurden auf die Bahren gelegt, die Todten waren begraben, man sah nichts mehr von dem überstandenen Kampfe als einige Rüben und Waffen, die hier und dort lagen.



die blutgeröthete, zerstampfte Erde, die Bahren und George und Wiedenbourg. Die russischen Verwundeten waren schon vorher in eigenen Wagen fortgefahren worden.

„Wer kommt denn dort?“ fragte ein Offizier und deutete nach einem Hügel hinauf.

Man sah einen Reiter und eine Reiterin den Hügel herabkommen. Ihnen folgten in einiger Entfernung andere Reiter und Reiterinnen, welche die Dienerschaft zu bilden schienen. Ombrazowitsch nahm sein Taschensfernrohr.

„Es ist der Engländer, der Pflegevater dieses George Garika, mit seiner Tochter, die eine Zeit lang zusammen mit den Comtessen Nina und Sophia Brazow bei Schamyl gefangen war. Ich habe sie in Tiflis gesehen. Daniel Garika sagte uns ja, daß sie in der Nähe seien.“

„Das wird ein trauriges Wiedersehen sein“, sagte einer von den Offizieren. „Und auf jeden Fall ist dies kein Anblick für die junge Dame. Ich will ihnen entgegengehen.“

Mr. Hywell und Mary waren bis auf hundert Schritt herangekommen. Dort hielt Mr. Hywell sein Pferd an und schien lebhaft mit Mary zu sprechen, wahrscheinlich um sie zurückzuhalten. Mary legte die Hand vor die Augen. Dann half ihr der Vater vom Pferde. Die Diener und Dienerinnen waren inzwischen

herbeigekommen und umgaben ihre junge Gebieterin. Mr. Hywell kam allein herangeritten.

Der Offizier, der ihm entgegengegangen war, grüßte ihn höflich und sagte leise in französischer Sprache: „Sie haben recht daran gethan, die junge Dame zurückzuhalten. George Garika ist im Sterben.“

Mr. Hywell neigte traurig den Kopf, stieg vom Pferde, das einer von den Dienern am Zügel nahm, und folgte dem jungen Offizier bis zu dem Plaze, wo George in Johnny's Schooße lag. Dort kniete er still neben den Beiden nieder, die Hände faltend. Kein Athemzug, kein Seufzer kam mehr von George's Lippen. Mr. Hywell berührte seine Stirn, seine Hände; sie waren kalt und erstarrten. George Garika war todt.

Es war eine lange, traurige Pause, in der Mr. Hywell neben der Leiche seines Pflegesohns kniete, das starre Auge unverwandt auf die Züge des Todten gerichtet.

„Gott hat seinem jungen und unruhigen Herzen den Frieden vor der Zeit gegeben“, sagte er dann mit leiser, zitternder Stimme. „Johnny, alter Freund, Du hast treu bei ihm ausgeharrt!“

„Ja, Sir, und ich wußte, daß es so kommen würde“, sagte der Diener mit einem tiefen Seufzer. „Er hat nun Ruhe! Aber das Schwerste wurde ihm noch zulezt

zu Theil, als er seinen Bruder als Feind sich gegenüber sah. Er hätte bei uns in England bleiben sollen. Aber sein Herz hing an diesem Lande und seine Gedanken gingen hoch. Es ist traurig, Mr. Hywell, wenn wir alten Leute die Jugend sterben sehen müssen!“

„Meinst Du, Johnny, daß Mary ihn noch einmal sehen soll?“ fragte Hywell leise.

„Warum nicht, Sir?“ erwiderte Johnny. „Man sagt, das sei gut, und ich glaube es selber. Es ist ein harter Abschied, aber es ist doch ein Abschied. Und die Frauen sind stärker als wir!“

Mr. Hywell winkte nach der Gruppe der Zurückgebliebenen. Mary kam. Sie ging aufrecht und fest zwischen den beiden Dienerinnen. Vielleicht hoffte sie noch, George nur als Verwundeten zu finden. Aber ihre festen, bleichen Züge deuteten dennoch an, daß sie auch das Allerbeste erwarte. Mr. Hywell stand auf, als sie in der Nähe war, ging ihr entgegen, legte seinen Arm um sie und sagte:

„Mary, ich wollte, daß Du ihn noch einmal sehen solltest. Er ist todt!“

Mary zuckte zusammen, dann aber trat sie zu George, kniete neben ihm nieder und beugte ihr Haupt über sein stilles, bleiches und im Tode noch zorniges und düsteres Antlitz. Ihre Lippen flüsterten. Dann fielen zwei

schwere Thränen auf George's marmorne Stirn. Wenn George sich einen Tod gewünscht, so hätte er ihn nicht anders wünschen können, als bethaut von Mary's Thränen, begleitet von ihrem Gebet.

Dann erhob sie ihren traurigen Blick und richtete ihn auf den Vater und Johnny.

„Es hat mir stets geahnt, daß es so kommen müsse“, sagte sie leise. „Es war mir immer, als würde ich ihn nie ruhig und glücklich sehen. Er wäre es auch nie geworden hier auf dieser Erde. Die Vergangenheit hätte an seinem Herzen genagt. Und doch kann ich es kaum fassen, daß ich denjenigen nie wiedersehen soll, den ich wie meinen Bruder liebte!“

Ihre Stimme zitterte und große Thränen rollten langsam über ihre blassen Wangen. Aber sie bezwang sich und erhob sich, unterstützt von ihrem Vater.

„Wo ist George's Freund?“ fragte sie.

„Mr. Wiedenburg?“ antwortete Johnny trüb und tonlos. „Ach Gott, der wird todt sein wie sie alle!“

„Um Gotteswillen — ja, wo ist Mr. Wiedenburg?“ rief der alte Herr mit jähem Schrecken. „Ich dachte im Augenblick gar nicht an ihn, ich glaubte ihn auf dem Wege nach der Küste —“

Mary stieß einen Schrei aus, deutete mit der Hand vor sich hin und schwankte. Mr. Hywell, der Richtung

ihrer Hand folgend, sah, wie man Wiedenburger so eben auf eine der geflochtenen Bahren legte. Er stand eine Minute in starrem Entsetzen, Mary unterstützend.

„Gott steh' uns bei!“ rief er dann. „Das ist nicht möglich! Wiedenburger kann uns nicht entrisSEN sein. O Gott, ich wäre schuld daran! Nein, nein, es ist nicht möglich!“

Und in seiner Herzensangst um den jungen Mann, dem er sich in wahrhaft väterlicher Liebe zugewandt, selbst Mary vergessend, eilte er auf Wiedenburger zu, während Mary sich neben der Leiche George's auf die Erde setzte und ihr Gesicht in den Händen verbarg.

In weniger als einer Minute war Mr. Symwell bei Wiedenburger. Einem Todten ähnlich, vielleicht schon todt, lag der junge Deutsche auf der Bahre. Symwell stand vor ihm, die Hände übereinander gelegt, das Haupt tief, niedergesunken — das Bild eines Mannes, den ein plötzlicher Schlag gebrochen. Ja, der Tod Wiedenburger's griff zerstörend in sein innerstes Herz, mehr als der Tod George's, er fühlte es in diesem Augenblick. Er hatte sich in der letzten Zeit daran gewöhnt, an den Verlust George's zu denken, er hatte sich täglich die Möglichkeit vorgestellt, daß der junge Mann seine hochfliegenden Pläne mit dem Leben bezahlen werde, aber Wiedenburger's Bild war ihm nie anders erschienen als in voller jugendlicher

Kraft, umstrahlt von dem hellen Schein einer thätigen, glücklichen Zukunft. Und auch dieser Mann, den er selbst betrogen, hier zu bleiben, eine Leiche, gemordet durch den Zufall, geopfert durch ein Unternehmen, das ihm fremd war — das war zu viel für sein erschüttertes Herz. Ein tiefes, schmerzliches Stöhnen rang sich aus der Brust des alten Mannes, Thränen stürzten ihm aus den Augen und in dumpfem Jammer preßte er die Hände vor das Antlitz.

„Sie nehmen Theil an diesem Verwundeten?“ sagte eine Stimme neben ihm.

Mr. Hywell blickte auf, und ohne seine Thränen und seine Verzweiflung zu verbergen, sagte er: „Ich liebte ihn wie meinen Sohn.“

„Es scheint, als ob dieser junge Mann verwundet worden sei, ohne daß er kämpfte“, sagte der russische Offizier, der Mr. Hywell angeredet. „Wollen Sie sich seiner annehmen?“

„Ist er nur verwundet?“ rief der alte Mann hastig und mit aufleuchtendem Blick. „Täuschen Sie mich nicht! Er ist todt. Sie sehen es, er ist eine Leiche.“

„Nein, er ist schwer verwundet“, antwortete der Offizier. „Wenn er sorgfältig behandelt wird, so kann er gerettet werden. Dürfen wir Ihnen einige Soldaten, ihn zu tragen, und einen Wundarzt anbieten?“

„Wenn er zu retten ist, mein Gott, ja — ich beschwöre Sie!“ rief Mr. Hywell stürmisch. „Ich will es allen lohnen, so reich ich nur kann. Ich bin ja schuld an seinem Schicksal, ich allein!“

„Noch haben Sie keinen Grund, das Schlimmste zu fürchten“, sagte der Offizier. „Soviel ich davon verstehe ist diese Wunde nicht tödtlich, wenn der Verwundete sorgsam behandelt wird. Ich werde Ihnen den Wundarzt senden. Er wird bei Ihnen bleiben, solange Sie ihn nöthig haben.“

---

Eine halbe Stunde später sah man auf dem Platze nur noch zwei Gruppen und auch diese in weiter Entfernung von einander. Die eine bestand aus dem Wundarzt und vier russischen Soldaten, die Wiedenburg auf der Bahre bis zu einem kleinen Bache getragen hatten, der ein Seitenthal durchfloß. Dort untersuchte der Wundarzt Wiedenburg's Wunden, reinigte und wusch sie und legte den Verband an.

Die zweite Gruppe bestand aus Mr. Hywell, Johnny und den Dienern, die bemüht waren, mit dem Degen George's und einigen andern, nothdürftig ausreichenden Instrumenten ein Grab zu graben — eine traurige und zugleich mühselige Arbeit. In einiger Entfernung davon

faß Mary mit ihren Dienerinnen auf demselben Baum-  
 stumpf, von welchem aus jener verhängnißvolle verräthe-  
 rische Schuß gefallen. Sie weinte still und leise. Ja,  
 wohl waren die mannichfachen Leiden, die sie auf dieser  
 unglücklichen Reise erduldet, eine Schule für sie gewesen,  
 wohl war ihre Seele in Entbehrungen und Einsamkeit erstarrt,  
 ihr Geist gereift und gewöhnt an die Befürchtungen des  
 Schlimmsten, ihr Herz erzogen zur Geduld, zur Erge-  
 bung und zum Gottvertrauen! Wie hätte sie sonst diesen  
 Schlag ertragen können, der ihr mit einem Male den  
 Bruder und vielleicht auch den Freund — ach, mehr als  
 das entriß! Sie hatte die Hände auf ihre Kniee  
 gelegt und den Kopf gebeugt. So weinte sie still und  
 ununterbrochen, in sich selbst nach Muth und Ergebung  
 ringend und versuchend, ihre Gedanken auf den Vater  
 zu richten, der ihr ja allein noch blieb und der — sie  
 wußte es nur zu gut — von diesem Schlage in seinem  
 innersten Wesen erschüttert worden. Sie hatte selten für  
 die Gesundheit des Vaters gefürchtet, der ein kräftiger  
 Mann war, aber wenn sie ihn jetzt sah, wie er mit zit-  
 ternden Händen jenes Grab grub und dabei die Blicke  
 wieder und immer wieder nach jener Seite richtete, wo  
 sich Wiedenburg befand, wenn sie sah, wie sein hasti-  
 ger, unsicherer Blick dann wieder zu ihr hinüberschweifte,  
 wie er den Athem tief aus der Brust zu holen schien



und zuweilen ermattet in der Arbeit inne hielt, so fürchtete sie Alles, denn sie erkannte, daß diese Erschütterung bis in das innerste Mark seines Lebens gedrun- gen. Und nur der Gedanke, daß jetzt ihre ganze Sorge und Aufmerksamkeit auf den Vater gerichtet sein müsse, hielt sie aufrecht.

Plötzlich tauchte, unbeachtet von Mr. Hywell und seiner Tochter, ein Mann aus dem Gebüsch auf und kam schnell, aber vorsichtig um sich blickend, auf Mr. Hywell und Johnny zu. Ein Diener bemerkte ihn zuerst und machte Mr. Hywell auf ihn aufmerksam. Dieser er- kannte in dem Manne mit dem weißen Haar und dem starren, finstern Antlitz Alia Bassi.

Der Alte legte, sobald man ihn bemerkte, den Fin- ger auf den Mund und deutete vorsichtig nach der Seite, wo sich die Russen befanden, die ihn nicht bemer- ken konnten, da sich eine Erderhöhung zwischen den bei- den Gruppen hinzog. Dann trat er näher, legte sanft seine Hand auf Mr. Hywell's Schulter und sagte ganz langsam in französischer Sprache, von der er Einiges verstand, die Worte:

„Giorgi Dein Sohn und Sohn seines Vaters. Seine Leiche im Vaterlande begraben — in Garika. Männer von Garika wissen müssen, heimlich, wo Giorgi ruht, der letzte Garika, würdig des Namens. Giorgi im

Vaterlande begraben und ihn rächen, deshalb Alia geflohen, nur deshalb!"

Und sein feuriges Auge, das trotz der Traurigkeit fast zornig und verächtlich aufblitzte, schien sagen zu wollen, daß er Jeden für einen Lügner erkläre, der glauben könne, er sei aus einem andern Grunde entwichen.

Mr. Hywell verstand ihn sogleich, und seltsam, die Worte des alten Mannes erfüllten ihn mit einer gewissen Ruhe und Zufriedenheit. Wenn ihn neben dem großen Schmerze, der sein Herz zerriß, noch ein anderer nagender heimlicher Schmerz erfüllt hatte, so war es der gewesen, daß George hier ruhen sollte, in dieser fremden Erde, ohne ein Zeichen, wo sein Herz in ewiger Ruhe schlief, vielleicht ausgegraben von den Raubthieren oder von den Bergwässern, die Gebeine seines geliebten George vielleicht bleichend in der Sonne oder zerrissen von dem Pfluge eines Landmanns. Wohl hatte er sich gesagt, wie gleichgültig es sei, wo ein Körper ruhe, aus dem die Seele entschwunden, aber der Gedanke an das einsame, vielleicht zerstörte Grab George's hatte doch schwer auf ihm gelastet. Der Vorschlag Alia's nahm diese Last von ihm. Ja, George gehörte seinem Vaterlande, gehörte diesem Manne, der ihn geleitet, das Leben für ihn eingesetzt, in unveränderlicher Treue an ihm gehangen. George's Grab mußte in Garika sein, an heimlicher

Stelle, die nur die Treuen zu finden wußten, die mitgekämpft und die seinen Edelmuth, seine Tapferkeit kannten. Die Sage von seinem Grabe und von seinem Namen mußte sich forterben von Geschlecht zu Geschlecht, dorthin mußten diejenigen wallfahrten, die über den Untergang des Vaterlandes trauerten, auf seinem Grabe mußte der Schwur geleistet werden, wenn es einst vielleicht galt, von neuem das Schwert gegen den Feind zu ziehen. Ja, Alia hatte Recht, sein Gefühl war das echte und wahre; Mr. Hywell verstand es sogleich. Wenn die Leiche George's irgendwo sicher ruhen sollte, so konnte es nur unter der Obhut dessen sein, der ihm im Leben der treueste Freund gewesen und unter dessen weißem Haar derselbe Geist, dieselben Gedanken geglüht, wie unter den schwarzen Locken George's. Mr. Hywell wußte nun, daß George's Grab zwar geheim und vielleicht ohne ein äußeres Zeichen, aber doch gekannt und geehrt sein würde. „Nimm ihn, nimm ihn!“ sagte er leise, Alia die Hand reichend, und dann flüsterte er einem Diener einige Worte zu.

Der Diener eilte fort und Hywell, Johnny und Alia Waffi standen schweigend neben der Leiche George's, sie betrachtend in stillem Schmerze. Mr. Hywell theilte dann Johnny den Wunsch Alia's mit, und der alte treue Burfche war damit einverstanden, ja, er schüttelte sogar

mit einem hellern Blicke des trüben Auges Alia's Hand. Der Diener kehrte zurück mit einem großen dunklen Teppich. In diesen hüllte Alia die Leiche seines jungen Herrn und Freundes. Mary, die dem Vorgang aus der Ferne zugeschaut, streckte die Hand aus, wie zum lezten Gruß, und verhüllte ihr Gesicht.

„Lebt wohl!“ sagte Alia dann. Johnny umarmte den Alten und eine Minute lang ruhten die beiden Diener, einig in ihrer Liebe und in ihrer Treue, Brust an Brust. Auch Hywell umarmte den Alten, den er in diesem Leben wohl nicht wiedersehen sollte. Noch einmal blickten sich die drei Männer an, dann richtete Alia den trüben Blick noch oben, als ob er den Lenker aller Geschehnisse fragen wolle, warum er ihm so großes Leid gesendet, nahm die Leiche George's in seine Arme, als sei sie ein Kind und ging mit festen Schritten in das Gebüsch. Hywell und Johnny hatten sich die Hände gereicht und blickten ihm stumm nach, bis sie gesehen, wie der Alte sein Pferd bestieg und im Gebüsch verschwand.

Bald darauf bewegte sich der Trauerzug mit dem verwundeten Wiedenburger dem Westen, der Küste des Schwarzen Meeres zu. George lebte nur noch in der Erinnerung derer, die ihn liebten.

---

### III.

#### Der Lohn des Verräthers.

Daniel Garika wohnte wieder auf Garika.

Es war kein Zweifel, daß man ihn allgemein verachtete. Aber die russische Regierung hatte es für zweckmäßig gehalten, die Versprechen zu halten, die man ihm gemacht und die darin bestanden, daß Alles vergessen und verziehen sein solle, wenn er George und die Räbelsführer in die Hände der Regierung liefere. Die dortigen Zustände waren noch so wenig gesichert, die russische Herrschaft war so wenig befestigt, daß man diplomatisch verfahren mußte. Die Macht der Russen beruht in der Uneinigkeit, in der Isolirung der Einzelnen, in der allmäligen Verknüpfung der Interessen der eingeborenen Fürsten mit dem Interesse Rußlands. Genau bekannt mit dem Charakter der dortigen Fürsten, mußte die russische Regierung sich sagen, daß es unklug sein würde, Daniel Garika nicht vollständige Verzeihung zu gewähren. Diejenigen Fürsten, die noch auf einstige Wieder-

geburt ihres Vaterlandes rechneten, waren jetzt gegen Daniel Garika erbittert, während sie ihm vielleicht verziehen haben würden, wenn Rußland ihn verstoßen. Dadurch war Daniel isolirt und mußte sich eng an Rußland anschließen. Ferner aber würde niemals irgend Jemand bei einer ähnlichen Gelegenheit einen ähnlichen Verrath zum Nutzen der russischen Regierung begangen haben, wenn man jetzt nicht dem Fürsten Wort gehalten. Die Regierung mußte zeigen, daß sie zu verzeihen, sogar zu belohnen wisse und daß sie eingegangene Verpflichtungen unbedingt halte, dann fand sich gewiß unter den zahlreichen verderbten Adelsgeschlechtern jener Länder immer ein Verräther, der bei einem neuen Aufstande aus dem Untergang der andern Nutzen für sich selber zu ziehen hoffte. Genug, Daniel war in sein Besizthum und in seine Titel wieder eingesetzt. Nur seinen Rang als Milizoffizier hatte er verloren, da das Offiziercorps sich entschieden geweigert, mit ihm in einem und demselben Corps zu dienen.

Ob Daniel Garika in seinem eigenen Innern den Verrath fühlte, ob sein Gewissen ihm Vorwürfe machte, das konnte man nicht ahnen. In Tiflis ließ er sich nicht sehen, und auf seinem Schlosse Garika führte er ein lustiges Leben, lustiger als früher. Einige übelberückichtigte Menschen hatten sich seiner bemächtigt, und mit

diesen lebte er auf Garika in Saus und Braus. Er war früher ein träger, gleichgültiger Mensch gewesen, der wie eine Pflanze lebte und nicht einmal Leidenschaften besaß. Jetzt zechte, spielte und sang man auf Garika, und mancher Bursche aus dem Städtchen sann heimlich auf Rache für die Schmach, die man seinem Mädchen angethan, das man mit List oder Gewalt nach Garika geführt. Die Diener gehorchten ihm nur noch mit ingrimmigen Mienen und leisen Verwünschungen; die Landleute gingen ihm aus dem Wege. Aber wer ihn nicht grüßte und die Mühe vor ihm bis tief auf die Erde abnahm, mußte fürchten, gezeißelt zu werden.

Nach Dari war er nur sehr selten hinübergeritten. Michael Brazow behandelte ihn kalt, wagte aber nicht, allen Umgang mit ihm abzubrechen, da ihm ja von der Regierung verziehen war. Eigenthümlich aber war es, daß nicht nur Sophia, sondern auch Nina einen offenen Widerwillen gegen ihn zeigte. Nina konnte George nicht vergessen. So seltsam es scheinen mag, sie liebte diesen Bruder, den sie so selten gesehen, den sie nicht verstand, mit ganzer Seele, obgleich er ein Feind ihres Gatten gewesen. Das Andenken eines Todten ist uns gewöhnlich lieber als die Person des Lebenden, aber dieser Grund war nicht der einzige, aus dem sich Nina's Vorliebe für den Gefallenen erklären ließ. Einmal verehrte

sie in ihm auch jetzt noch die höhere, reinere Natur, und dann wurde stets mit einer solchen Achtung von ihm gesprochen, daß sie unwillkürlich Stolz empfinden mußte. In der That trugen selbst die Russen ihre Verehrung und Bewunderung für George ganz offen zur Schau. Sie tadelten seine Absichten, seine Pläne, aber sie ließen seiner Tapferkeit, seiner Uneigennützigkeit vollkommene Anerkennung widerfahren, wenigstens diejenigen unter ihnen, die überhaupt noch im Stande waren, etwas Edles anzuerkennen. So bildete sich in Nina's Herzen ein stiller Cultus für den Gestorbenen, dessen Bild rein und glänzend in ihrer Erinnerung fortlebte. Sobald Daniel sich in Dari zeigte, zog sie sich auf ihr Zimmer zurück und ließ sich nicht sehen.

Dasselbe war mit Sophia der Fall. Auch sie sprach mit Wärme und inniger Theilnahme von George und seinem uneigennützigen, edlen Herzen. Sie nannte ihn den einzigen Mann, der ihr den Glauben eingeflößt habe, daß in dem georgischen Blut noch wirklich etwas Großes und Edles lebe. Oft sprachen die beiden Frauen zusammen von George und Mary, diesen beiden Gestalten, die so verschieden waren von allen denen, die sie früher gesehen und jetzt sahen. Hätten sie mit ihnen zusammenleben sollen, so würde sich gewiß manche Gelegenheit zu Zwistigkeiten und Reibungen geboten haben,



aber jetzt, da George todt und Mary fern war, schwebten sie ihnen als verklärte Wesen in ungetrübter Reinheit vor. Ja, es schien fast, als seien Sophia und Nina seit jener Zeit ernster geworden und bemühten sich, soviel es ihnen möglich sei, jenen Beiden nachzueifern.

Der Major war seit dem vergangenen Jahre nicht in Dari erschienen. Er kämpfte jetzt gegen die Türken, aber es hieß, er werde bald zurückkehren, um ein Commando gegen die Tschetschenen zu übernehmen. Auch Daniel hatte ihn seit jenem Tage nicht gesehen, an welchem die letzten Hundert George's vernichtet wurden.

Es war ein schöner Maitag, und wieder ritt Daniel durch das blühende Paradies von Garika nach Dari. Er schien in sehr lustiger oder wenigstens in aufgeregter Stimmung zu sein. Zuweilen lachte er laut vor sich hin, ließ sein Pferd tanzen und schnippte mit den Fingern in die Luft. Er mußte viel getrunken und zugleich eine sehr angenehme Nachricht erhalten haben.

Das war in der That der Fall. Am vergangenen Tage war von Tiflis aus ein Gast bei ihm zum Besuch eingetroffen, der Bruder eines seiner jetzigen Freunde, der in Tiflis bald als ein Spieler und Abenteurer erkannt worden war und es deshalb vorgezogen hatte, einige Wochen in dem einsamen Dari zu verleben. Von diesem hatte Daniel einige Nachrichten über das frühere

Leben des Majors Ombrazowitsch erhalten, und diese Nachrichten wollte er jetzt nach Dari tragen und womöglich der Comtesse Sophia selbst mittheilen.

Er hatte sich so eingerichtet, daß er in Dari zu einer Zeit eintreffen mußte, in welcher, wie er wußte, der Graf mit seiner Frau und Schwester bei schönem Wetter den Kaffee in einer der Lauben der untern Terrasse zu nehmen pflegte. Da er wußte, daß Sophia und Nina ihn gewöhnlich zu vermeiden suchten, so wählte er seinen Weg so, daß er nicht bemerkt werden konnte, und gelangte in der That ungesehen auf den Schloßhof. Man sagte ihm, daß Brazow und die Damen sich in jener Laube befänden, und er ging dorthin.

Sein Erscheinen rief eine sichtliche Verstimmung hervor. Vielleicht hatten die Drei so eben über irgend einen Gegenstand vertraulich geplaudert, und das Erscheinen Daniel's unterbrach sie in unangenehmer Weise. Die triumphirende Miene Daniel's mußte ihnen auffallen und in gewissem Grade ihre Neugierde erregen. Dennoch stand Sophia auf und wollte gehen.

„Haben Sie lange nichts von Ombrazowitsch gehört?“ fragte Daniel den Grafen.

„Nein, von ihm selber nicht“, antwortete dieser. „Doch schrieb mir ein Bekannter, er werde in diesen Tagen von der türkischen Grenze zurückkehren,

um sich an den Operationen gegen Schamyl zu betheiligen.“

„Interessirt es Sie, etwas über den Major zu erfahren?“ fragte Daniel, mehr zu Sophia als zu Brazow gewendet. Niemand antwortete.

„Ich meine nicht über seine Gegenwart“, fuhr Daniel fort, „sondern über seine Vergangenheit.“

„Ich weiß nicht, was Ombrazowitsch für eine Vergangenheit gehabt haben könnte“, sagte Brazow kurz.

„Ich habe darüber merkwürdige Aufschlüsse erhalten“, sagte Daniel. „Erinnern Sie sich jenes Tages, Comtesse, an dem ich die Schlange zertrat, die Ombrazowitsch abgerichtet hatte und mit der er so allerliebste Kunststücke aufführte? Ich sagte Ihnen doch damals schon, daß ich wüßte, die Schlange sei abgerichtet.“

Sophia antwortete auch jezt nicht. Sie blieb stehen, halb abgewandt, und schien zu erwarten, was folgen werde. Denn ein gewisses Interesse mußte der Major immer noch für sie haben.

„Der Major ist, wie ich erfahren habe, der Sohn eines ukrainischen Kosaken“, sagte Daniel. „Er ist nicht der Sohn eines Hetmans, wie er selbst zuweilen angegeben, sondern eines ganz einfachen Kosaken. Er war aber als Kind schon schlau wie ein Fuchs, und seine Klugheit lenkte die Aufmerksamkeit des Gutsbesizers auf

ihn, der ihn eine Zeit lang mit seinen Kindern zugleich unterrichten ließ. Das währte bis zum zwölften Jahre. Dann fand es sich, daß einige Gegenstände aus dem Schlosse — natürlich nur Kleinigkeiten — in die Tasche des jungen Kameraden der Kinder des Schloßherrn gewandert waren, man ließ ihn peitschen und jagte ihn aus dem Hause.“

„Unmöglich!“ warf Brazow dazwischen. „Man würde etwas davon erfahren haben.“

„Von seinem zwölften Jahre an hielt er sich bei einer Gauklerbande auf“, fuhr Daniel fort und zog mit dieser durch die meisten Länder Europas. Daher mögen seine Sprachkenntnisse stammen; jedenfalls datiren von damals her die Geschicklichkeiten, die er sich in vielen Dingen erworben, von denen wir einfachen Menschenkinder natürlich keine Ahnung haben. Dann gelang es ihm, die Protection einer hochstehenden Dame zu erlangen, und er trat in ein Dragonerregiment als Freiwilliger und avancirte sehr schnell zum Fähnrich und Lieutenant. Ob nun indessen etwas von seiner Vergangenheit verlautete oder ob sonst irgend eine kleine Unannehmlichkeit dazwischen kam, genug, Ombrazowitsch erhielt einen beliebigen langen Urlaub und ging nach Afrika, um sich dort, wie es hieß, im Bergkrieg auszubilden. Er diente auch dort einige Jahre in einer von den

Fremdenlegionen, mußte aber, wie es hieß, auch dort seinen Abschied nehmen, und zwar sehr schnell, da man ihm den Vorwurf machte, bei der Vertheilung von Beutestücken seine Kameraden überbortheilt zu haben. Nach Rußland zurückgekehrt, trat er wieder in sein Regiment ein. Doch mußte etwas über seinen Aufenthalt in Algier ruchbar geworden sein; man flüsterte über ihn. Um alle Bedenken niederzuschlagen, warf sich Ombrazowitsch in die Arme einer alten, wegen ihrer Galanterien berühmten und sehr einflußreichen Dame. Er wurde zum Premierlieutenant ernannt und man schwieg über ihn. Doch hielt er es für besser, nicht länger in seiner Garnison zu bleiben. Er benutzte die erste beste Gelegenheit, um sich hierher, nach dem Kaukasus, zu einem Dragonerregiment versetzen zu lassen. Hier ist man weniger unterrichtet und hält Alles für Gold, was glänzt. Dies ist ein kurzer Abriß der Lebensgeschichte des Majors, den ich, wenn ich Lust hätte und wenn die Damen nicht zugegen wären, mit einer Reihe kleiner und höchst amüsanten Nebenabenteuer ausschmücken könnte."

Dabei lachte er und ließ seine Blicke triumphirend und spöttisch auf Sophia ruhen, welche dieselben mit vollkommener Kälte und Verachtung erwiderte.

"Woher haben Sie denn diese allerdings seltsamen Nachrichten?" fragte Brazow.

„Von einem Bekannten, der, wie ich glaube, gut unterrichtet ist“, antwortete Daniel.

In diesem Augenblicke näherte sich ein Diener und überreichte eine Karte, indem er sagte, daß der Herr Major seine Aufwartung zu machen wünsche und daß derselbe gesagt, er befinde sich auf der Durchreise.

„Es ist der Major Ombrazowitsch“, sagte Brazow etwas überrascht. „Sollen wir ihn annehmen?“

„Ich halte es für nothwendig, da er doch weiß, daß wir uns hier im Freien befinden, und da er uns wahrscheinlich schon vorher bemerkt hat“, sagte Sophia. „Was wir so eben gehört, kann uns doch nicht abhalten, höflich zu sein, so wenig mir sonst daran liegt, den Major wiederzusehen. Jene Erzählung kann wahr, kann aber auch nur Verleumdung sein. Wir werden es ja bald erfahren.“

„Comtesse!“ rief Daniel aufbrausend. Eine Verleumdung —“

„Nun ja, wie leicht ist das möglich!“ antwortete Sophia kurz. „Ich sage ja nicht, daß sie von Ihnen herührt, und weiß nicht einmal, ob Sie dieselbe gegen den Major selbst vertreten wollen. Es wird Vieles gelogen in der Welt. Es wäre lächerlich, Alles von vornherein und ohne Beweise zu glauben.“

Daniel biß sich wüthend auf die Lippen. Der Graf

hatte bereits dem Diener gesagt, daß der Major der Gesellschaft angenehm sei. Man erwartete ihn schweigend.

Er erschien in seiner Interimsuniform. Er hielt sich gut und stattlich, und mit seinem gebräunten Gesicht war er eine echte Soldatenfigur. Er verneigte sich tief gegen die Damen, sehr höflich gegen Brazow, beachtete aber Daniel fast gar nicht, bat um Entschuldigung, wenn er störe, und sagte, daß er von der Grenze komme, auf dem Wege nach Tiflis sei und auch dieses bald verlassen werde, um nach dem Norden zu gehen.

Das Gespräch, an welchem sich Nina, Sophia und Daniel gar nicht theilnahmen, drehte sich um die kriegsrischen Ereignisse an der türkischen Grenze und vor Sebastopol. Natürlich wurde George's keine Erwähnung gethan. War doch der Major selbst an dem letzten Angriff auf das kleine Corps theilhaftig gewesen.

Während des Gesprächs blickte der Major sehr oft auf Sophia. Er schien in ihren Blicken lesen zu wollen, wie sie gegen ihn gesinnt sei. Aber das war unmöglich. Sophia blickte ernst und gleichgültig, scheinbar theilnahmlös vor sich hin und erhob nur selten das Auge. Der Major mußte überhaupt bemerken, daß Sophia ernster geworden war oder es wenigstens scheinen wollte. Es lag etwas auf ihrem Gesicht, was er früher nicht bemerkt, ein bitterer, verächtlicher Zug und zugleich etwas Lebens-

müdes. Sie hatte Erfahrungen gemacht, sie hatte einsehen gelernt, daß die Männer, die sich ihr zuwendeten, nicht diejenigen seien, die ihr der Liebe werth schienen.

Zufällig erwähnte der Major bei Gelegenheit der Schilderung eines Gefechts mit den türkischen Baschi-Boschuks auch der Beduinen in Algier und verglich diese verschiedenen Truppen mit einander.

„Sie haben eine stürmische Vergangenheit gehabt, Herr Major“, sagte Sophia, sich zum ersten Male an dem Gespräch theilnehmend. „Sie haben sich von einem Bauernsohn zum Major emporgeschwungen.“

„Wer sagt das?“ fragte Dmbrazowitsch befremdet. „Meine Geburt ist allerdings keine hohe. Mein Vater war einfacher Anführer eines Kosaken-corps. Aber ein Bauernsohn oder, was dasselbe wäre, der Sohn eines Leibeigenen bin ich nicht. Woher haben Sie diese Nachricht?“

„Prinz Daniel hat uns so eben interessante Mittheilungen über Ihr Leben gemacht“, sagte Sophia.

„Aber, Sophia“, rief Brazow, „das gehört nicht hierher!“

„Warum nicht?“ fragte Sophia. „Prinz Daniel hat uns weder Discretion empfohlen, noch schien er überhaupt dieselbe verlangen zu wollen. Ich glaube, ich irre mich nicht, Prinz!“



Daniel war leicht erbلاßt. Er antwortete jedoch scheinbar ruhig:

„In der That, ich glaube meine Mittheilungen vertreten zu können.“

„So darf ich dieselben erfahren, hoffe ich!“ sagte der Major, sich in seinen Gartenstuhl zurücklehnd. „Wenn sie aber so unrichtig sind wie jene erste, so bin ich sehr begierig, den Urheber kennen zu lernen.“

Daniel erzählte etwas stoßend und zuweilen einen Ausdruck mäßigend, aber er wiederholte im Allgemeinen, was er vorher berichtet. Der Major lauschte aufmerksam, aber scheinbar sehr ruhig.

„Und wer hat Ihnen diese Mittheilungen gemacht?“ fragte er dann mit einem spöttischen Lächeln.

„Ein Herr Vorzinsky“, antwortete Daniel.

„Bah, ein bekannter Abenteurer, Spieler und Betrüger“, sagte der Major verächtlich. „Ich muß mich aufs höchste wundern, daß Sie die Mittheilungen eines solchen Menschen öffentlich und gerade hier wiederholen. Wenn ich nicht irre, so sagten Sie, Sie wollten dieselben vertreten?“

„Ja, ich thue es!“ rief Daniel. „Und ich werde sie beweisen!“

„So sind Sie ein Lügner“, rief der Major, sich erhebend, „und nur die Gegenwart der Damen hält

mich ab, Ihnen meine Meinung in derbern Worten zu sagen. Genug, Sie sind ein Lügner. Herr Graf, haben Sie die Güte, das Nähere zu verabreden. Adieu, meine Damen! Sie werden mich nicht eher wiedersehen, als bis dieser Schimpf von mir abgewaschen ist!"

Und sich verneigend trat er zurück und ging dem Schlosse zu.

Daniel warf sich in seinen Gartenstuhl, mit einer Miene, als ob er einen großen Triumph errungen. Aber in seinen Blicken lag doch etwas Unsicheres. Ganz so wohl, wie er scheinen wollte, schien ihm nicht zu Muth zu sein.

Michael Brazow ging mit auf den Rücken gelegten Armen auf und ab. Sophia's Gesicht zeigte nicht mehr allein Verachtung, sondern auch Spott, ja fast Schadenfreude. Es war allerdings ein Triumph für sie, Daniel in diese Lage versetzt zu haben. Nina beschäftigte sich ruhig mit ihrer Handarbeit. Wenn irgend etwas dafür zeugte, wie vollständig die schwesterliche Liebe für Daniel aus ihrem Herzen entwichen sei, so war es diese Gleichgültigkeit. Auch Nina mußte wissen, daß es sich hier um Leben und Tod handelte. Aber sie arbeitete ruhig weiter, als sei nichts geschehen.

„Nun, Prinz, wie wollen wir die Sache arrangiren?“ fragte Brazow, vor Daniel stehend bleibend.

„Ganz nach Ihrem Belieben“, antwortete Daniel, sich den Schnurrbart streichend.

„Nach meinem Belieben? Mir beliebt nichts!“ rief Brazow fast heftig. „Man hat nichts als Unannehmlichkeiten mit Ihnen! Ich wünschte, diese Affaire wäre nicht hier passiert, hier in meinem Hause. Das Geschrei davon wird bis nach Petersburg dringen!“

„So danken Sie dafür der Comtesse, die so gütig war, den Major zu unterrichten!“ jagte Daniel.

Nichts hätte Sophia gehindert, die Terrasse zu verlassen, aber sie that es nicht. Gerade jetzt schien sie entschlossen, zu bleiben, um zu sehen, wie Daniel sich benehmen werde. Ihr Blick war mit unbeschreiblicher Kühle, mit der verächtlichsten Gleichgültigkeit auf Daniel gerichtet, der sich unter diesem Blicke geistig wand und auch körperlich unruhig hin und her rückte.

„Bitte um Verzeihung!“ sagte sie ruhig. „Was ein Mann spricht, muß er vertreten können! Und daß ich wissen wollte, was der Major auf Ihre Beschuldigungen zu erwidern habe, ist ganz natürlich, da ich weiß, daß er den Gedanken, mich zu heirathen, immer noch nicht aufgegeben hat.“

„Ah!“ rief Daniel, sich in seinem Stuhl halb aufrichtend. „Dieser Glende!“

Auch Brazow schien überrascht und sah seine Schwester forschend an.

„Ist das wahr, Sophia?“ fragte er. „Ich glaubte, davon sei nie mehr die Rede gewesen!“

„Zwischen mir und dem Major nicht“, antwortete die Comtesse, „aber er hat zu einer meiner Freundinnen in Tiflis geäußert, daß er seine Bewerbung um mich erneuern werde, sobald der Krieg zu Ende sei. Ich scheine ihm zwar zu zürnen, doch hoffe er, mich von der Grundlosigkeit meiner Antipathie zu überzeugen. Ich führe dies hier nur an, um mein Benehmen zu erklären. Der Wunsch, den Charakter und die Vergangenheit eines Mannes, der unsere Hand begehrt, kennen zu lernen, scheint mir sehr natürlich!“

„Gleichviel, es ist einmal geschehen“, sagte Brazow mißmüthig. „Es gibt nur zwei Wege, diese Angelegenheit zu beendigen. Entweder Sie verlangen Beweise von jenem Vorzinsky und werfen, wenn er sie Ihnen nicht geben kann, die ganze Angelegenheit auf ihn zurück und bitten Ombrazowitsch um Verzeihung —“

„Niemals!“ rief Daniel mit einem wüthenden Bissen der Lippen. „Ich hasse ihn wie den Tod!“

„Oder Sie schlagen sich mit ihm“, fuhr Brazow fort, „und zwar in jeder Art und Weise, wie der Major

es verlangt, denn er ist auf eine schwere, fast unerhörte Weise von Ihnen beleidigt.“

„Wir schlagen uns oder schießen uns, was er will, natürlich — mir Alles gleich!“ sagte Daniel.

„Aber machen Sie Ihr Testament!“ sagte Sophia ruhig. „Der Major ist ein geübter Schütze!“

„Wünschen Sie meinen Tod?“ rief Daniel mit einem flammenden Blick.

„So wenig wie den dieses Wurms!“ sagte sie und schnellte einen Wurm, der dicht vor ihrem Fuße über den Sand kroch, mit der Spitze des Fußes fort.

Daniel erhob sich, bleich wie der Kalk an der Terrassenwand, vor der er saß.

„Graf!“ rief er, „dulden Sie eine solche Beleidigung Ihres Schwagers in Ihrem Hause?“

„Aber, mein Gott, machen Sie das mit Sophia ab!“ antwortete Brazow fast verächtlich. „Ich kann meiner Schwester nicht verbieten, Ihnen auf Ihre Fragen zu antworten. Nun also, Sie sind von Dmbrazowitsch ein Lügner genannt worden, und es scheint, als wollten Sie weder den Beweis der Wahrheit Ihrer Behauptungen führen, noch auch über die Unrichtigkeit derselben Kenntniß einziehen. Was soll ich dem Major von Ihrer Seite melden?“

„Daß ich ihm den Lügner mit einer Pistolenkugel

zurückgeben will“, erwiderte Daniel. „Die Zeit mag er selbst bestimmen. Darf ich Sie bitten, mir zum Secundanten zu dienen?“

„Ich bedauere, Ihre Bitte abschlagen zu müssen“, antwortete Graf Brazow. „Der Major wird meiner mehr bedürfen als Sie, da es ihm schwer fallen dürfte, hier in der Nachbarschaft einen Secundanten zu finden.“

„So nehme ich Vorjinstyl!“ sagte Daniel, sich auf die Lippen beißend.

„Mir recht, wenn der Major ihn nicht ablehnt“, sagte Brazow kühl.

Ein Diener näherte sich und überreichte dem Grafen ein offenes Blatt Papier, auf welchem folgende Worte in französischer Sprache standen:

„Herr Graf! Meine dienstlichen Verhältnisse machen es mir zur unabweislichen Pflicht, noch heute eine Beendigung der Ehrensache herbeizuführen, die zwischen mir und dem Prinzen Daniel Garika entstanden ist. Ich muß morgen in Tiflis sein, oder wenn ich falle, muß die Nachricht meines Todes dort eintreffen. Entweder das Duell findet heute Nachmittag statt, oder es wird aufgeschoben. Natürlich wünsche ich das Erstere, und der Prinz wird sich nicht weigern, für seine unverschämte Beleidigung noch heute einzustehen. Darf ich Sie bitten, mir bis dahin Gastfreundschaft in Ihrem Schlosse zu

gewähren und mir zu secundiren? Sie erzeigen diese Ehre keinem Unwürdigen. Ich bin bereit, Ihnen, wenn ich überlebe, den Nachweis zu liefern, daß die Behauptungen des Prinzen Lügen sind. Ich bin u. s. w.

Paul Ombrazowitsch."

Der Graf reichte Daniel das Blatt, der es aufmerksam las und dann sagte:

„Ich habe nicht nöthig, ein Testament zu machen. Wollen Sie einen Diener nach Sarika schicken, um meine Pistolen holen und Vorzinsky sagen zu lassen, daß er herüberkomme?“

„Es ist mir nicht angenehm, diesen Mann hier zu sehen“, antwortete Brazow. „Aber es wird das erste und letzte Mal sein. Ich werde mit dem Major sprechen!“

Er stand auf. Nina erhob sich und sagte: „Ich gehe mit Dir!“ Sie nahm seinen Arm und warf Sophia einen fragenden Blick zu. Wider Erwarten schloß sich Sophia den Beiden nicht an, im Gegentheil, sie nahm ein Buch vom Tische und begann zu lesen. So blieb sie also mit Daniel allein zurück.

Dieser warf ihr, während sie las oder zu lesen schien, unruhige Blicke zu, in denen sich Bestremden und Ungewißheit ausdrückten. Auch ihn mußte es überraschen, daß Sophia, die ihn sonst immer mied, jetzt gerade in

seiner Nähe blieb. Endlich stand er auf, that einige Schritte, stand in einiger Entfernung von Sophia still und sagte mit unsicherer Stimme:

„Comtesse, darf ich Ihnen einige Worte sagen, die vielleicht meine letzten sein werden?“

Sophia ließ ihre Hände und das Buch in den Schooß sinken, antwortete aber nicht.

„Meine letzten, Comtesse!“ wiederholte Daniel betonend.

„Ich wünsche es!“ sagte Sophia mit verächtlicher Kälte.

„Sie wünschen es? Was wünschen Sie? Daß es meine letzten Worte sein mögen?“ fragte Daniel.

„Nun ja, ich sollte meinen, das Leben müßte Ihnen selbst zur Last sein!“ antwortete die Comtesse.

Daniel stand, als habe er nicht recht gehört, und starrte sie an. Offenbar war er bemüht, dem Gedankengange Sophia's zu folgen. Aber wenn er sie auch verstand, so durfte er es nicht zugeben. Und vielleicht verstand er sie wirklich nicht, denn ihm erschien Alles, was er in dem letzten Jahre gethan, sehr natürlich.

„Sie haben Recht, Comtesse, in gewissem Sinne ist mir das Leben eine Last“, sagte er. „Ich sehe mehr und mehr ein, daß der liebste meiner Wünsche niemals in Erfüllung gehen wird. Sophia, Sie haben in der That nicht recht an mir gehandelt. Ohne Sie wäre Alles



anders gekommen. Ich hätte mich nicht zu jener thörichten Erhebung verleiten lassen, ich hätte die Anwartschaft auf Ihre Hand behalten; ich habe ja seitdem erfahren, daß Sie an jener nächtlichen Scene mit dem Major unschuldig waren."

"Die Anwartschaft auf meine Hand?" fragte Sophia mit unbeschreiblicher Verachtung. „Sie scheinen Ihre Gedanken verloren zu haben. Verzeihen Sie mir, wenn ich mich etwas stark ausdrücke, aber es scheint mir, als sei Ihr Verstand umwölkt. Wann und wo habe ich Ihnen je Hoffnungen gemacht?"

Einen Augenblick schien es, als wolle Daniel aufbrausen. Dann aber ergriff ihn etwas wie Rührung oder vielleicht Kleinmüthigkeit. Seine Miene wurde sanfter, sein Blick bittend.

"Sophia", sagte er, „Sie sind so hart gegen mich, und in wenigen Stunden lebe ich nicht mehr!"

"Was kümmert mich das?" antwortete sie trozig. „Sind Sie es nicht selbst, der sein Leben um einer Verleumdung willen aufs Spiel setzt? Verlangen Sie Mitleid, Sie?"

"Und weshalb ich nicht?" fragte er, betroffen von dem unsaglich höhnischen Ausdruck ihrer Miene.

"Sie sollten glücklich sein bei dem Gedanken, einen schnellen Tod von einer Kugel sterben zu können",

sagte Sophia. „Wahrlich, dieser Tod ist zu gut für Sie!“

„Sophia“, rief Daniel mit bleichen, zitternden Lippen, „Sie sind furchtbar, Sie hassen mich!“

„Hassen? Nein, das Gefühl des Hasses ist noch etwas Edles im Vergleich mit dem, was ich für Sie empfinde! Daniel, diese Unterredung wird die letzte sein, die jemals zwischen mir und Ihnen stattfindet. Ob Sie nun lebend oder todt den Kampfplatz verlassen, der Sie erwartet, wir werden nie mehr mit einander sprechen. Deshalb will ich Ihnen meine wahre Meinung sagen. Ja, es gab eine Zeit, in der ich schwach genug war, selbst mit Ihnen zu kokettiren — ich verabscheue diese Zeit, ich verwünsche sie! Aber damals kannte ich Ihren ganzen elenden Charakter noch nicht. Es gab Augenblicke, in denen ich glaubte, es schlummere noch etwas Edleres in Ihnen. Jetzt weiß ich, daß Ihr Herz schlechter ist als das des elendesten Verbrechers. Selbst der Verbrecher hält seinen Genossen Treue, Sie haben den eigenen Bruder, den eigenen Waffengefährten verrathen!“

„Es war nicht mein Bruder!“ rief Daniel wild.

„Mann!“ rief Sophia und ihre Augen blitzten, „Mann, erheben Sie Ihre Hand und schwören Sie im Namen Gottes, des Allwissenden, daß Sie glauben, es sei nicht Ihr Bruder gewesen! Ja, da stehen Sie

bleich wie ein Verbrecher! Nun, warum fügen Sie nicht den Meineid zum Verrath? Warum schwören Sie nicht? Weil Sie nicht können, weil Sie nicht einmal den Muth des Verbrechers haben, weil Sie feig sind!”

„Unerhört! Unerhört! murmelte Daniel, außer sich vor Wuth und Schrecken. „Wenn Sie ein Mann wären —“

„Nun, und wenn ich das wäre?“ rief Sophia: „Was wollen Sie? Vielleicht würden Sie in einem Augenblicke halber Raserei mich zum Zweikampf fordern, um zu zittern, wenn ich Ihnen gegenüber stände. Denn zittern werden Sie auch vor Ombragowitsch! Die Natur hatte Ihnen ein Quentchen Muth verliehen, das letzte Erbtheil eines edlen Vaters! Auch das ist dahin! Ihr Gewissen wird Sie niederdrücken. Sie wissen jetzt, daß Sie mit einem Verbrechen auf der Brust sterben, daß Sie mit schwerer Schuld beladen diese Welt verlassen, und deshalb liegt das dunkle Grab furchtbar vor Ihnen. Für Sie gibt es keine Hoffnung. Entweder Alles ist aus mit dem Tode, und dann verlieren Sie den Lohn Ihres Verraths, oder es ist nicht aus, und dann erwartet Sie jenseits die blutige Gestalt des Bruders, den Sie gemordet haben. Ich sage Ihnen, Sie werden zittern, wenn Ombragowitsch Ihnen gegenüber steht!”

„Sie sind ein Teufel!“ rief Daniel, das Gesicht verzerrt von Entsetzen. „Und Ihretwegen that ich Alles!”

Ihretwegen verrieth ich George. Ich hoffte noch immer auf Sie!"

"Entweder ich muß sehr schlecht gewesen sein, oder Ihre Verachtung alles Ehrgefühls übersteigt alle Grenzen, daß Sie eine solche Hoffnung hegen konnten", sagte Sophia düster. „Ja, ich war schlecht, ich war leichtsinnig, ich weiß es, aber nicht so schlecht, daß Sie hätten glauben dürfen, ich würde einem allgemein verachteten Menschen meine Hand reichen! Und Sie — Sie wagen es, über Ombrazowitsch zu spotten? Wenn er Alles gethan hätte, dessen Sie ihn beschuldigen, er wäre immer noch ein Ehrenmann im Vergleich mit Ihnen! Seine Fehler ließen sich vielleicht durch die Verhältnisse, durch die Noth erklären und entschuldigen. Aber was Sie gethan, findet seine Erklärung nur in einer gemeinen Seele. Ombrazowitsch, darauf schwöre ich, hätte den eigenen Bruder nie verrathen!"

"O tausendmal!" rief Daniel, schäumend vor Wuth. „Sie lieben ihn, den Schurken!"

„Lieben? Nein, ich — doch wozu soll ich Ihnen Rechenschaft geben über mein Herz!" sagte Sophia. „Was ich gethan, geht nur mich an. Ich werde es büßen!"

Sie erhob sich. Daniel stand mit auf einander gepressten Lippen, in sprachloser Wuth.

„Sie wissen jetzt, weshalb ich zurückgeblieben bin

bei Ihnen, den ich sonst immer mied“, sagte Sophia. „Ehe Sie dieses Leben verlassen, wollte ich Ihnen wenigstens kund thun, wie man über Sie denkt. Denn wie ich denken alle; selbst Nina würde nicht bewegt von dem Gedanken an Ihren Tod. Und wenn Sie überleben, nun, so wissen Sie genug, um mir nie wieder zu nahen. Nie werde ich wieder ein Wort an Sie richten. Aber solange ich lebe, werde ich mich schämen, daß ein Mann wie Sie auch jetzt noch Liebe von mir erwarten konnte!“

Es war vielleicht gut, daß in diesem Augenblick ein Diener auf der Terrasse erschien. Daniel, bis ins Innerste seines eitlen Herzens verletzt, wäre zu einem Angriff auf Sophia fähig gewesen. Jetzt sank er, unfähig, seiner namenlosen Wuth Worte zu geben, mit einem dumpfen Schrei in einen Stuhl. Ohne ihm noch einen Blick zuzuwenden, ging Sophia langsam nach dem Schlosse.

Als sie durch den Corridor im Erdgeschoß ging, öffnete sich eine Thür und der Graf und der Major traten aus derselben. Ombrazowitsch verbeugte sich tief und schien durch diese Verbeugung und dadurch, daß er einen Schritt auf sie zutrat, andeuten zu wollen, daß er mit Sophia zu sprechen wünsche. Sie stand still.

„Comtesse“, sagte er, „ich habe vorher gesagt, daß ich nicht eher wieder vor den Damen erscheinen würde,

als bis jene Schmach von mir abgewaschen sei. Aber es wäre möglich, daß ich siele, und dieser Grund bewegt mich, Sie zu bitten, Comtesse, mir noch vorher Gehör zu schenken. Fürchten Sie nicht, wenn ich auch wünsche, daß diese Unterredung nur zwischen uns stattfinde, daß ich irgend etwas sagen werde, was Sie im geringsten unangenehm berühren könnte. Ich habe Ihnen nur eine einfache Mittheilung zu machen über mich selbst."

"So bin ich bereit, Sie zu hören", sagte Sophia ruhig.

"Herr Graf", wandte sich Ombrazowitsch, nachdem er sich dankend gegen Sophia verneigt, zu Brazow, „in einer Viertelstunde spätestens bin ich bei Ihnen. Sagen Sie inzwischen dem Prinzen, daß ich ausnahmsweise jeden seiner Secundanten annehme, daß aber sieben Uhr der späteste Termin des Duells ist."

Sophia ging voran. Ombrazowitsch folgte ihr bis in ihr Zimmer, ohne daß ein Wort zwischen ihnen gesprochen wurde. Dort bot Sophia ihm einen Sessel; er lehnte ihn ab.

"Comtesse", sagte er, „die Möglichkeit ist vorhanden, daß ich in diesem Duell falle. Mein Auge wird sicher, meine Hand fest sein, aber mein Tod ist dennoch möglich. Deshalb wollte ich Ihnen etwas sagen, was ich keinem Andern, auch nicht dem Papier anver-

Frauen möchte — nur Ihnen allein. Wollen Sie mir das Versprechen geben, dasjenige, was ich Ihnen sagen werde, als ein Geheimniß zu bewahren, gleichviel ob ich nun lebe oder sterbe? Sie können es, denn es betrifft nur mich allein!“

„Ich werde es! Sprechen Sie!“ sagte Sophia.

„Comtesse“, fuhr der Major fort, „die Behauptungen, welche Daniel Garika vorhin ausgesprochen, sind nicht ganz Lügen, wenn auch diejenigen Thatsachen, die mich am meisten beschweren, erlogen sind. Der Mann, von dem der Prinz jene Nachrichten erhalten, hat meine Lebensbahn mehrmals durchkreuzt; er weiß Einiges von mir, das Weitere hat er erfunden, da er mich haßt, denn ich habe ihn mehrmals entlarvt. Gerade diejenige seiner Behauptungen, die mich am schwersten trifft, obgleich ich selbst an der Thatsache unschuldig bin, ist wahr. Ich bin der Sohn eines leibeigenen ukrainischen Bauern und bin bis heute noch nicht losgekauft, da ich mich fürchtete, als ich Offizier geworden, die ganze Wahrheit zu sagen. Sie begreifen, Comtesse, was das bedeuten will. Wenn die Erben des Mannes, zu dessen Zeit ich geboren wurde, Ansprüche auf mich erhöben, so müßte ich heute in die Leibeigenschaft zurückkehren. Ich lege mit diesem Geheimniß mein Lebensglück in Ihre Hände; betrachten Sie dies als einen Beweis meines unbedingten Ver-

trauens. Es ist ferner wahr, daß ich eine Zeit lang ein abenteuerliches Leben geführt, aber damit schließt auch die Summe dessen, was ich zugestehen kann; alles Andere ist erlogen. Wenn ich zweimal Urlaub erhalten oder Versetzung beantragt, so geschah es, weil ich mit meinen Kameraden nicht gut stand. Möglich, daß ich unverträgliches Gemüthes bin, daß ich Manchen beleidigt, genug, die Gründe, weshalb ich das eine Mal Rußland verließ, das andere Mal um Versetzung nach dem Kaukasus bat, sind nicht ehrverlegend für mich, wenn sie auch kein gutes Zeugniß für einen friedfertigen Charakter ablegen mögen. Ihnen, Comtesse, habe ich mein Geheimniß anvertraut; Sie begreifen aber, daß ich vor der Welt Jeden, der mir meine niedrige Geburt vortwirft, büßen strafen, daß ich mein Geheimniß mit der Pistole oder mit dem Degen vertheidigen muß. Ich bin einmal soweit gegangen, ich kann nicht mehr zurück. Wohl aber ist es mein fester Wille, wenn ich dieses Duell und die nächsten Kämpfe überlebe, mich zu dem Kaiser zu begeben, ihm offen zu erzählen, wie Alles sich ereignet, und ihn zu bitten, mir im geheimen meine Freiheit zu ertirken und das Geschehene zu verzeihen. Er wird es thun, denn ich weiß es, ich bin ein guter Soldat. Das ist mein Geheimniß! Darf ich noch etwas hinzufügen, Comtesse?"



„Sie haben mir so viel anvertraut“, antwortete Sophia, „daß es mir nicht ziemen würde, Ihnen mit gleichem Vertrauen entgegen zu kommen!“

„Ich danke Ihnen, Comtesse“, sagte Ombrazowitsch. „Ich will nicht alte Wunden berühren, ich will nur, ehe ich einen Gang auf Leben und Tod wage, zu erfahren suchen, wie viel Werth dieses Leben für mich noch besitzt. Sie wissen, daß ich Sie geliebt habe, Comtesse. Für einen Mann von meiner Stellung — denn von meiner Herkunft wußten Sie nichts — waren meine Wünsche nicht hochfliegend. Ein junger Offizier, dem die höchsten Rangstufen der Armee nicht verschlossen sind, darf um die Hand jeder Dame ringen, ohne des Ehrgeizes oder der Berwegenheit beschuldigt zu werden. Ich liebte Sie so leidenschaftlich, Comtesse, daß ich mich an jenem Abend zu einer Unwahrheit hinreißen ließ. Ich wollte Sie veranlassen, sich offen für mich zu erklären, und war fest bei mir entschlossen, Ihnen den Zwang, den ich Ihnen anthat, durch ein Leben voll Aufopferung und Hingebung zu ersetzen. Freilich rechnete ich damals auf eine Reigung in Ihrem Herzen. Der Erfolg scheint mich Lügen gestraft zu haben, ich sage: scheint; denn noch heute weiß ich nicht, ob ich die Kälte, die Sie mir seitdem bewiesen, einer wirklichen Abneigung gegen mich oder dem Gefühle beleidigten Stolzes zuschreiben soll. Seitdem haben die Ber-

håltnisse sich in trauriger Weise verwirrt. Ich aber, Comtesse, ich habe meine Liebe im Herzen getragen, und ich bin kühn genug, ich gestehe es, zu hoffen, daß ein treues Werben vielleicht noch belohnt werden könne. Ich fordere keine Erklärung von Ihnen, Comtesse, nur eine Erlaubniß. Ich habe Ihnen mein Herz geöffnet, Ihnen ein Geheimniß mitgetheilt, das ich gegen jeden Andern bis auf den Tod bewahren und vertheidigen würde. Wenn ich heute überlebe, wenn es mir gelingt, den Kaiser für mich zu gewinnen und den Mafel zu beseitigen, der bis jetzt noch auf meiner Herkunft haftet, wenn ich in jeder Beziehung rein dastehe, darf ich dann meine Werbung um Sie wieder aufnehmen, Comtesse? Wollen Sie mich dann, Alles, was zwischen uns geschehen, vergessend, gleichsam als einen Fremden betrachten und mir gestatten, von neuem und ohne jede Erinnerung an die Vergangenheit mich um Ihre Liebe zu bewerben, mit der vollen Freiheit für Sie, mich zurückweisen zu dürfen? Meine Zukunft hängt davon ab. Geben Sie mir diese Erlaubniß nicht, so lehre ich nie nach diesen Gegenden zurück, so vermeide ich Ihre Nähe und werde, soviel dies möglich ist, zu vergessen suchen, was hinter mir liegt. Ich verlange wenig, Comtesse! Ich verlange nicht mehr, als was mir immer zustehen würde. Aber ich möchte die Erlaubniß von Ihren Lippen hören.“

Sophia hatte, während er sprach, zu Boden geblickt. Jetzt sah sie auf und bemerkte, in welcher Erwartung die Blicke des Majors an ihren Zügen hingen.

„Herr Major“, sagte sie, „Sie würden niemals eine Antwort auf Ihre Frage von mir erhalten haben, wenn Sie mir nicht durch Ihre Offenheit eine Verpflichtung zu gleichem Vertrauen auferlegt hätten. So will ich Ihnen denn in wenigen Worten sagen, daß ich allerdings in jener Zeit mit mir kämpfte, ob ich Ihre Bewerbung annehmen solle oder nicht. Manches zog mich zu Ihnen hin, Manches stieß mich ab. Ihr Charakter war mir unklar, aber, ich füge es aufrichtig hinzu, auch mein eigenes Herz war mir nicht klar. Seitdem bin ich ernster, vielleicht reifer geworden. Ich weiß nicht, ob ich dem Mann begegnen werde, den ich von ganzem Herzen lieben kann; bis jetzt habe ich ihn noch nicht gefunden, auch in Ihnen nicht. Aber das will ich nicht für alle Zukunft gelten lassen. Das Leben ist ein ernster Suchtmeister; vielleicht finden sich einst unsere geläuterten Herzen zusammen. Und so gebe ich Ihnen die Erlaubniß, die Sie gewünscht haben. Reinigen Sie sich von jedem äußerlichen Makel und treten Sie dann vor mich hin mit aller Aufrichtigkeit und Offenheit, deren Sie fähig sind, dann will ich Sie als einen ganz Fremden oder vielmehr Neuen betrachten, ohne jede Erinne-

nung an die Vergangenheit. Das ist Alles, was ich versprechen kann. Sie sagten, Sie wünschten nicht mehr, Herr Major. Wenn aber hinter Ihrem Wunsche noch eine weiter gehende Hoffnung verborgen ist, so zürnen Sie sich selbst und nicht mir, wenn dieselbe einst nicht in Erfüllung gehen sollte. Meine Ansichten über das Leben und auch über die Männer haben sich geändert. Ich verlange den vollen Ernst eines Mannesdaseins und die volle Liebe. Niemand wird meine Hand erhalten, der mir nicht Beides bieten kann, und sollte ich auch mein Leben lang unvermählt bleiben. Mit dieser Erklärung glaube ich Ihre Frage beantwortet zu haben."

Der Major verbeugte sich tief. Seine Miene war sehr ernst. Sophia hatte ihn nie so gesehen. Es lag etwas Düsteres, Behmüthiges, Entsagendes auf seinem Gesicht.

"Ich danke Ihnen für Ihre Güte, Comtesse", sagte er. "Es gibt Menschenleben, denen, wie es scheint, von vornherein der Stempel des Irrthums und des vergeblichen Ringens aufgedrückt ist und die von der Schwere der Verhältnisse stets wieder in den Staub gezogen werden. Ein solches, fürchte ich, ist das meine. Ihre Worte waren sanft und tröstend, aber ich fühle, daß sie mir jede Hoffnung nehmen. Die Kugel Daniel's, wenn sie mich trifft, wird ein kaltes Herz treffen."

Er ging. Sophia trat an das Fenster und blickte lange, in tiefe Sinnen verloren, hinaus. Was empfand ihr Herz bei dem Gedanken, daß in kurzer Zeit die beiden Männer, von denen sie geliebt worden, sich in tödtlichem Kampfe gegenüberstehen würden? Wollte Verachtung für den einen — und für den andern? Regte sich etwas für ihn in ihrem Herzen? Fast schien es ihr so und doch wurde sie sich nicht klar darüber. Er war keine reine Natur. Konnte er es jemals werden? Unmöglich war es nicht. Fühlte sie doch selbst, daß in ihr seit einem Jahre eine Aenderung zum Bessern vor sich gegangen. Aber war der Major nicht aus gar zu irdischem Stoffe geformt? Konnte er seine Natur ändern? War ihm die Intrigue und die Berechnung nicht angeboren? Das Bild George's erschien ihr so edel, so rein, so uneigennützig, und sie seufzte tief. Nein, nein, so liebte sie den Major nicht, wie sie einen Mann hätte lieben können. Aber hatte sie denn noch Anspruch auf die Liebe eines Mannes wie George? War nicht der beste Theil, die Blüte ihres Herzens verloren gegangen in kleinlichem Spiel? Mußte sie nicht zufrieden sein, wenn ein Mann wie Ombrazowitsch sein Leben mit dem ihren vereinen wollte? Oder war es besser, einsam durch die Welt zu gehen, in herber Trauer um das verscherzte Glück der Vergangenheit?

Um sieben Uhr — es war im Mai und also noch schöner, heller Nachmittag — trafen sich vier Männer auf einer kleinen Waldlichtung zwischen Dari und Garika, Daniel und sein Secundant Vorjinskij, der Graf und der Major.

Daniel war schon vor einer Stunde aus Dari weggeritten, seinem Secundanten entgegen. Er hatte von Niemand Abschied genommen, Niemand hatte Abschied von ihm nehmen wollen. Niedergeschmettert und zugleich zur wahnsinnigen Wuth gereizt durch die Verdamnung Sophia's, hatte er seine ganze Verlassenheit, seine Achtung empfunden, aber zugleich auch den Gedanken glühender Rache gefaßt. Ja, rächen wollte er sich an allen, an Sophia durch den Tod des Majors, den er von ihr geliebt glaubte, an dem Grafen durch Verleumdung, selbst an Nina — er wußte noch nicht wie. Aber auch ihr wollte er zeigen, daß er hassen und sich rächen könne. Alles, was von wildem, despotischem Sinn in ihm lebte, flammte auf. Er dachte an Gewalt und Mord.

Vorjinskij hatte in guter Voraussicht ein Fläschchen starken Liqueur mit sich gebracht, das Daniel in wenigen Zügen leerte. Sie sprachen beide lange und heftig mit einander, während sie den Grafen und den Major erwarteten. Auch von Sophia war die Rede. Vorjinskij gab den wilden Rachegeanken durch teuflische Rathschläge

Halt und Gestalt. Es war ein gewitzigter Bursche, dieser Vorzinskij, und er schien den Major glühend zu hassen. Es mochte wahr sein, daß ihm Ombrazowitsch zuweilen hindernd in den Weg getreten. Seine schwarzen Augen leuchteten in wilder Lust, als er mit Daniel seinen Plan verabredete.

„Sterben! Jetzt sterben!“ rief Daniel höhnisch lachend. „Daß ich ein elender Thor wäre! Mich möchten sie aus dem Wege räumen, damit das Pärchen sich über meiner Leiche die Hände reichen könnte! Nein, Vorzinskij, jetzt soll das Leben erst beginnen! Brazow ist ein Schurke. Auch er soll es büßen! Wir wollen ihm eine Schlinge legen, die sein und Nina's Vermögen in meine Tasche bringt! Sie wollen meinen Untergang, gut, so will ich mir kein Gewissen daraus machen, wenn ich sie verderbe!“

Das Erscheinen des Grafen und des Majors unterbrach das Gespräch. Die Männer stiegen von ihren Pferden. Ein Diener Brazow's trug ein Kästchen mit Pistolen herbei und setzte ein anderes Kästchen, das Bandagen und einige einfache Instrumente für den Fall der Verwundung enthielt, auf dem Rasen nieder.

„Du weißt ganz bestimmt, daß er als Leibeigener geboren und es noch ist?“ flüsterte Daniel seinem Gefolgsmann zu.

„Ich weiß es!“ antwortete dieser. „Ich nehme jede Verantwortung auf mich!“

Der Graf besprach das Arrangement des Duells mit Vorzinský und bewies dabei eine Kälte und Zurückhaltung, die seine ganze Verachtung für den neuen Freund seines Schwagers an den Tag legte. Vorzinský, daran vielleicht gewöhnt, schien das gar nicht zu beachten; nur zuweilen zuckte es um seine Lippen höhnisch und spöttisch. Die Verabredung war beendet. Es sollten die Pistolen des Grafen benutzt und von diesem und Vorzinský geladen werden. Der Major hatte um zehn Schritt Distanz ohne alle weitere Formalitäten gebeten. Vorzinský nahm es an. Die Pistolen wurden geladen, wobei der Major sehr aufmerksam auf Vorzinský achtete.

„Herr Graf“, sagte Daniel, als er seine Pistole in die Hand nahm, „ich habe noch ein Bedenken. Es scheint mir unwürdig für den Enkel eines Königs, sich mit einem Leibeigenen zu schießen. Ich glaube, ein solches Duell könnte einen Makel auf meine Ehre werfen.“

Der Graf stand überrascht und warf einen düstern, fragenden Blick auf den Major, der todtensbleich geworden war und dessen Hand den Schaft der Pistole wie im Krampf umspannte.

„Ich finde es seltsam, daß Sie dieses Bedenken jetzt erst aussprechen“, sagte Brazow. „Sie wissen, daß



der Herr Major diese Behauptung für eine Lüge erklärt hat und daß Sie sich gerade deshalb gegenüberstehen. Auf diese Weise würden Sie an ein Ehrengericht appelliren. Es müßte der Thatbestand festgestellt und entschieden werden, ob der Herr Major als russischer Offizier, trotzdem er der Sohn eines Reibeigenen wäre, satisfactionsfähig ist. Meiner Ansicht nach ist ein russischer Offizier schon an und für sich im Stande, Ihnen jede Genugthuung zu geben, mag er geboren sein, wo und als was er wolle."

"Das ist Ihre Ansicht, nicht die meine", sagte Daniel. „Kimmermehr würde ich mich mit einem Manne schießen, der aus der Hefe des Volkes, dem Pöbel hervorgegangen ist. Es wäre dies eine Verletzung meiner Würde. Ich überlasse es dem Major Ombrazowitsch, zu handeln, wie er will. Er mag eine Untersuchung gegen mich einleiten lassen wegen Beleidigung seiner Ehre. Dann wird sich entweder die Wahrheit oder die Unwahrheit meiner Behauptung herausstellen. In letzterem Falle, wenn nämlich der Major kein Reibeigener ist, bin ich gern bereit, ihm jede Genugthuung zu geben, mich selbst über das Schnupstuch mit ihm zu schießen. Aber ich weiß, daß er jenen Beweis nicht führen kann. Hier ist mein Freund Vorzinskij, der mir abermals gesagt hat, daß er bereit sei, in jedem Augenblick zu beschwören,

daß der Major der Sohn eines Leibeigenen und bis jetzt nicht freigekauft sei, ja, daß er zehn Zeugen stellen wollte, die dasselbe eidlich erhärten können!"

"Dieser Schurke Vorzinskij hat so viel Meineide geschworen, daß es ihm auf einen neuen nicht ankommen wird", sagte der Major, bleich wie ein Gespenst, mit dem letzten Rest von Fassung. „Wenn indessen Prinz Garika sein Leben noch eine Zeit lang zu behalten wünscht, so kann ich nichts dagegen einwenden und muß, wenn auch ungern, in diesen Aufschub willigen. Das Eine aber will ich ihm sagen, daß, wenn er mich noch einmal, ehe diese Angelegenheit entschieden ist, in der Weise beleidigt, wie auf Schloß Dari, daß ich ihn dann als einen Volktron und unverschämten Lügner niederschlagen oder niederschießen werde wie einen Hund. Meine Ehre, die mir ebenso viel werth ist, mehr noch als dem Prinzen die seinige, gebietet mir, von diesem Augenblick an keine Aeußerung mehr zu ertragen, die mich beleidigen könnte!"

"Ich kann dem Herrn Major nicht Unrecht geben", sagte Brazow. „Es wäre unerhört, wenn Jemand, ehe ein Ehrenpunkt durch das Ehrengericht geprüft worden, seinen Gegner in der Zwischenzeit ungestraft beleidigen und auf diese Weise die Gründe zur ersten Herausforderung ins Unendliche vermehren wollte. Wir haben

für heute nichts mehr mit einander zu thun; meine Herren."

"Abgesehen davon, daß dieser Lump von einem Beibeigenen Dich, einen polnischen Edelmann, einen Schurken genannt hat!" sagte Daniel zu Vorzinskij.

Die Worte waren kaum von Daniel's Lippen, als der Major mit einem Schrei der Wuth auf den Prinzen zusprang. Ehe er aber noch die erhobene Pistole abfeuern konnte, warf sich Vorzinskij vor Daniel, es fiel ein Schuß, der Major streckte die Arme von sich, die Pistole entfiel ihm, und starr und unbeweglich fiel er auf den Rasen. Kaum, daß sein Körper zuckte.

Brazow stand, als ob er gelähmt sei, und starrte auf die am Boden liegende Gestalt, in deren Nähe Vorzinskij stand, die abgeschossene Pistole noch in der Rechten.

"Das ist Mord, das ist Mord!" rief Brazow endlich mit einem Schauder.

"Ich bitte Sie, auf Ihre Worte zu achten, Herr Graf!" sagte Daniel, der sehr bleich war, aber ein wildes Zucken der Freude in seinen Zügen kaum bemerken konnte. "Sie haben gesehen, wie dieser Mann mich anfiel; ich muß Vorzinskij danken, daß er mir die Pistole entriß und den Angreifenden niederschloß, denn ich war wirklich im Augenblick so überrascht von diesem Angriff, daß ich mich wehrlos hätte tödten lassen."

„Sie hatten ihn beleidigt bis aufs Blut!“ rief Brazow, der erst jetzt zur ganzen Erkenntniß dieser furchtbaren That gelangte. „Er konnte es nicht dulden, Sie wollten ihn reizen, ihn tödten!“

„Herr Graf“, rief Daniel drohend, „bedenken Sie Ihre Worte! Auch Sie reizen mich bis aufs Blut und Sie gelten in meinen Augen nicht mehr als der Major.“

„Glender!“ rief Brazow außer sich. „Feiger Verräther, der sich mit seinem Spießgesellen verabredet, den Major zu reizen, niederzuschießen; o ich sehe klar —“

Daniel war vorgetreten und hatte die Pistole, die dem Major entfallen, aufgenommen. Es leuchtete so wild und unheimlich auf seinem Gesicht, daß es schien, als sei er jeder That fähig. Porzinskij hielt ihn zurück.

„Still, Prinz!“ sagte er; „der Graf wird uns ein andermal Rede stehen. Er ist wenigstens satisfactionsfähig. Auch bedürfen wir ja eines Zeugen, sonst könnte man uns in der That für Mörder halten, während wir doch die Angegriffenen gewesen sind. Die Angelegenheit ist beendet für immer!“

Er ging zu seinem Pferde, das er mit dem Zügel an einen Baumzweig gebunden; Daniel folgte ihm. Brazow stand und starrte ihnen nach. Seine Lippen bewegten sich, als ob sie Verwünschungen sprächen, aber

es war kein Wort zu hören. Dann wandte er sich zu dem Major. Der letzte Hauch des Lebens war längst aus dem Körper des Unglücklichen gewichen. Die Wunde war im Augenblick tödtlich gewesen.

Brazow fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Er hatte den Todten nicht geliebt, aber ein so schwachvolles Ende mußte ihn doch mit dem tiefsten Mitleid erfüllen. Er stand und blickte ihn mehrere Minuten lang an. Dann rief er seinen Diener.

„Ich werde nach Dari reiten“, sagte er. „Bleibe Du hier, bis ich mit einigen Dienern zurückkehre. Du hast gesehen, was vorgefallen. Wenn Du auch nicht verstanden, was gesprochen wurde, so kannst Du doch bezeugen, daß der Begleiter Daniel's den Major getödtet. Sprich aber nicht zu Andern davon!“

Er bestieg sein Pferd, und wie gejagt von dem schrecklichen Bilde, dessen Zeuge er gewesen, sprengte er im rasenden Galopp nach Dari. Schon auf dem Hof rief er nach seinen Leuten. Sophia erschien an ihrem Fenster. Jedenfalls mußte einer von den Kämpfern schwer verwundet sein, das errieth sie. Aber wer war es? Daß der Major sich nicht bei dem Grafen befand, war noch kein Zeichen, daß er gefallen. Er konnte entweder sogleich weiter geritten oder bei dem verwundenen Daniel geblieben sein. Doch hatte sie nicht den

Muth, zu fragen. Sie öffnete nur das Fenster, um zu hören, was ihr Bruder sage.

Dieser sprach so eben mit einem Diener, der in aller Eile herbeigekommen war.

„Sattle ein Pferd und reite sogleich nach Kureli und melde dem dortigen Offizier, daß der Major Ombrazowitsch erschossen worden ist, daß ich den Herrn Lieutenant bitten lasse, sogleich herüberzukommen und die Nachricht nach Tiflis weiter zu senden.“

Mehr hörte Sophia nicht. Ombrazowitsch todt! Eine Wolke legte sich vor ihre Augen. Sie schloß das Fenster und sank auf einen Sessel. Ein tiefes Weh zog ihr durch das Herz, wie ein langer, scharfer Schnitt, und ihre Gedanken verwirrten sich. Sie preßte die Hände auf das Herz.

Hatte sie ihn dennoch geliebt — trotz Allem? Vielleicht nicht. Aber heute hatte sie etwas für ihn empfunden, was der Achtung nahe kam. Denn er hatte ihr sein Herz geöffnet, ihr das Geheimniß seines Lebens anvertraut. Er hatte ihre Theilnahme, ihr Mitleid erweckt, denn er hatte sie einen Blick thun lassen in sein Dasein und sie ahnen lassen, wie Vieles ihn bedrängt und vielleicht schlechter gemacht, als er sonst gewesen wäre.

Wie dem auch sein mochte — er war dahin, Alles dahin! Einsam lag die Welt vor ihr und öde. Aber-

malß hatte die Schlechtigkeit triumphirt, wenn auch nicht über einen Mann wie George, doch über einen Mann, der weit besser war als derjenige, durch dessen Hand er gefüllt.

---

Daniel und Vorzinský ließen ihre Pferde lustig tanzen, als sie hundert Schritt von der Stätte entfernt waren, auf der das Blut des Majors den Rasen tränkte.

„Das war gelungen!“ rief Vorzinský lachend. „Dieser Narr ist beseitigt. Man wird Skandal machen, Prinz, aber das darf uns nicht anfechten. Er griff an, und ich übernehme es, mich selbst deshalb zu vertheidigen, daß ich Ihnen die Pistole entriß und ihn niederschloß.“

„Ich danke Dir!“ antwortete Daniel. „Sophia mag ihn beklagen. Schade, daß ich sie nicht sehen kann, wenn sie die Nachricht erhält! O wenn ich diese wilde Raze bändigen könnte — es müßte ein Göttergenuß sein! Vorzinský, wir müssen überlegen, Tag und Nacht, wie wir das anzufangen haben. Ich will mich rächen — ich bin wie toll — ich muß Sophia gebrochen vor mir sehen!“

„Nun, das wird sich ja thun lassen“, sagte Vorzinský. „Ihr gefährlichster Feind ist beseitigt, Prinz! Und so

ein Frauenzimmer zahm zu machen, das verstehen wir im Nothfall auch!"

Daniel war wie rasend. Es schüttelte ihn, dann wieder lachte er laut auf.

„Wahrhaftig, Dein Rath war gut, Vorzinskij!" rief er. „Ich will Dir's lohnen! Das mit dem Lump, das traf! Und ich hatte die Pistole schon gespannt. Aber wer zum Teufel ist denn das?"

Sechs Reiter, die in der Nähe gehalten haben oder sehr vorsichtig hinter dem Gebüsch und den Schlingpflanzen durch den Wald geritten sein mußten, brachen plötzlich durch das Gebüsch. Sie hatten Pistolen in den erhobenen Händen. Voran ritt einer mit langem weißen Haar und Bart. Daniel stieß einen Schrei aus und ließ die Zügel seines Pferdes fahren — er hatte ihn erkannt. Der Engel des Gerichts hätte ihm nicht fürchterlicher erscheinen können als die Gestalt dieses alten Mannes.

Der eine schloß auf Vorzinskij. Dieser riß sein Pferd herum und floh. Im nächsten Augenblick hatten die andern eine Schlinge um Daniel's Arme geworfen und sie ihm fest an den Leib gezogen.

„Vorwärts!" rief der Alte. „Wir haben ihn!"

Zwei von den Männern nahmen Daniel's Pferd zwischen die ihrigen und fort sprengte die Schaar mitten durch den Wald nach Westen zu.



Daniel hatte die Besinnung verloren. Das plötzliche Erscheinen dieses alten Mannes in mitten seiner Aufregung, die ihn ohnehin fast des Verstandes beraubt, hatte seinen Geist wie gelähmt. Ohne Halt schwankte er auf dem Pferde und fiel bald nach vorn, bald nach hinten, bald auf die Seite. Die Reiter stießen ihn zurecht. Er ließ Alles mit sich geschehen. Gesprochen wurde nicht. Nur zuweilen gab der Alte den Weg an. So ritten sie durch den prachtvollen Wald, den die Abendsonne mit ihrer herrlichsten Glut übergießt, immer nach Westen, immer weiter. Die Sonne schwand, der Mond stieg auf, wilder wurde die Gegend. Die Reiter ritten langsamer. Man achtete auf Daniel, daß er nicht vom Pferde falle. So währte der Ritt, der zuletzt durch gebirgige Gegenden führte, fast bis Mitternacht.

Sie hielten auf einer wilden, prächtigen Stelle. Auf der einen Seite fielen die Felsen ab bis zum Ufer des Karassu, auf der andern erhoben sie sich steil wie eine Wand. Zwischen diesen Felsenabhängen befand sich ein Raum von ungefähr fünfzig Schritt Breite, theils mit Gebüsch bewachsen, theils frei. Der Blick konnte weit über die hell vom Monde beleuchtete Gegend schweifen, weithin das Thal des Karassu bis zu den Bergen von Dari und Garika verfolgen und im Norden ruhen auf der wie Silber schimmernden Bergkette des Kauka-

fuß. Das Mondlicht, von der hellen Felsenwand zurückgeworfen, wirkte hier so hell, daß alle Gegenstände in der Nähe wie am Tage zu erkennen waren.

Der Alte mit dem weißen Haar stieg zuerst vom Pferde. Daniel schien sich während des langsamen Rittes die Felsen hinauf erholt zu haben; er blickte scheu und unruhig um sich und versuchte zuweilen seine Arme aus der Schlinge zu ziehen. Vergebliches Bemühen! Sie war von kräftigen Armen festgezogen.

„Hebt ihn vom Pferde!“ sagte der Alte. „Und bei dem geringsten Zeichen des Widerstandes schlägt ihn nieder!“

Daniel wurde vom Pferde gehoben. Er war nicht im Stande zu stehen und setzte sich auf eine Hervorragung des Felsens.

„Dir scheint übel zu Muth, Daniel Barita!“ sagte der Alte. „Kennst Du mich?“

Und er stellte sich Daniel gegenüber in den hellen Mondschein, der sein Haar wie Silber erglänzen ließ.

„Ja, ich kenne Dich! Was soll das Alles?“ sagte Daniel matt. „Geht mir etwas zu trinken! Ist das eine Art und Weise, mit Eurem Führer, dem Enkel Eurer Könige, umzugehen? Seid Ihr Räuber geworden und wollt Ihr Lösegeld? Nenne es, Alia Bassi; wenn es nicht zu hoch ist, sollst Du es haben!“

„Es sieht Dir ähnlich, uns einer solchen Nichtswürdigkeit für fähig zu halten“, sagte Alia Bassi verächtlich. „Ja, wir wollen ein Lösegeld, aber Du selber sollst es zahlen. Daniel Garika, hast Du eine Ahnung, weshalb wir Dich geholt? Du bist sehr thöricht gewesen, Daniel; Du hättest zum Examen nach Petersburg gehen sollen, da wärst Du sicherer gewesen als hier, und doch nicht sicher!“

„Welchen Ton maßeest Du Dir an, alter übermüthiger Narr?“ rief Daniel. „Im Augenblick laßt mich gehen. Wenn Du mir etwas zu sagen hast, so komm nach Garika, da wollen wir weiter mit einander sprechen, und wir wollen sehen, ob Du dort in demselben Tone fortfährst!“

„Mir ist der Ort, an welchem ich spreche, gleichgültig“, antwortete Alia Bassi. „Aber ich wollte Dich gern an diesem Ort sehen. Dort in dem Felsen — siehst Du die Nische, die Bogenwölbung, von der Natur gleichsam zum Grabmal gebildet? Aus eigenem Antriebe wärst Du wohl nicht hierher gekommen, und doch ist es ein wichtiger Ort für Dich. Dort im kühlen Gestein, in das nur der Strahl der aufgehenden Sonne dringt, schläft der letzte Garika, der seines Namens würdig war, schläft Giorgi!“

„Lächerlich!“ sagte Daniel. „Denkst Du, solche Ammenmärchen könnten mich schrecken? Giorgi ist auf

dem Kampfplatz von seinem Pflegevater begraben. Und wenn er selbst hier läge, was kümmert mich das?"

„Dich kümmert es freilich wenig und doch mehr, als Du gestehst, denn ich sehe das Entsetzen in Deinen Blicken!“ sagte Alia. „Glaubst Du, ich wäre ohne Zweck aus dem Kampf geflohen? Ich habe Giorgi's letzte Worte gehört und ich werde sie erfüllen. Giorgi soll gerächt werden!“

„Nun, was soll all das Reden?“ fragte Daniel finster. „Räche George, wo und an wem Du willst, aber mich lasse in Ruhe! Ich habe George betrauert, mehr kann ich nicht thun. Sollte ich mir das Leben nehmen, weil der Zug verunglückt, zu dem Ihr mich beredet? Es wäre Wahnsinn gewesen, den Kampf fortzusetzen.“

„Du hast Recht; was soll das Reden!“ sagte Alia ernst. „Ich will Dir in kurzen Worten Deine Anklage und Dein Urtheil sprechen. Und dann zum Tode mit Dir!“

„Alia, ich bin Dein Herr, der Sohn Deines Herrn!“ rief Daniel halb drohend, halb zitternd.

„Still! Laß mich sprechen!“ sagte der alte Mann leise und feierlich. „Ja, Du bist mein Herr und bist der Sohn meines Herrn und als solcher soll Dir Anklage und Urtheil nach Recht und Herkommen werden. Gönnt mir Euer Ohr, Männer! Wir, die Erwählten des

Volkcs von Garika, sitzen zu Gericht über den letzten Erben der Könige dieses Landes!"

Die Garikaner traten näher mit düstern Mienen. Das Antlitz Alia Bassi's war ruhig und eisern fest.

„Ihr alle kennt die Ereignisse, die sich seit einem Jahre zugetragen“, sagte er ernst. „Ich habe nicht nöthig, sie Euch in das Gedächtniß zurückzurufen. Der jüngere Sohn meines Herrn war zurückgekehrt, unsere Herzen schlugen ihm entgegen. Auch dieser ältere Sohn, bis dahin ein Sklave Rußlands, schien Theil zu nehmen an unsern Hoffnungen. Aber ihn trieben nur Neid und Eifersucht. Der Sturm nagte schon von Anfang an der Blüte seiner Begeisterung. Sie war eine erheuchelte. Er wollte nichts für das Land, nichts für das Volk, über das seine Vorfahren mit so großem Glanze geherrscht, er wollte Alles für sich. Deshalb ist es gekommen, wie es kommen mußte. Er hielt zu uns, solange wir siegreich waren und er hoffen konnte, durch unsere Kräfte Vortheile zu erringen. Er wurde bedenklich, als das Glück des Kriegs uns den Rücken kehrte. Nur gewohnt, an sich selbst zu denken, fern von jeder Uneigennützigkeit, die allein große Seelen schafft, begann er zu überlegen, ob es ihm mehr Vortheil bringe, wenn er uns verrathe oder wenn er uns treu bleibe, und er war bald nicht mehr im Zweifel über seinen Entschluß.

Denn bei uns erwarteten ihn, jetzt wenigstens, nur Noth, Entbehrungen und der Tod für das Vaterland; bei den Russen konnte er aber vielleicht noch eine schimpfliche Verzeihung und die Fristung eines erbärmlichen Lebens finden. So spann er seinen Verrath. Was ich spreche sind nicht Muthmaßungen; ich habe von Männern, in denen kein Falsch ist, erfahren, in welcher Weise Daniel Garika mit den Beamten Rußlands unterhandelt und daß er ihnen bestimmte Anerbietungen gemacht, seinen edlen Bruder Giorgi entweder dem Tode oder der russischen Gefangenschaft zu überliefern. Ihr wißt, daß ihm das widerwärtige Geschick Gelegenheit bot, seinen Plan auszuführen. Es wäre uns möglich gewesen, auf den Wegen, die uns die Eingeborenen zeigten, entweder die Küste oder die türkische Grenze zu erreichen. Daniel Garika aber begab sich heimlich zu den Russen, meldete ihnen unsern Plan und feuerte sie an, schnell die letzte und günstige Gelegenheit zu benutzen. So fielen Giorgi Garika, mein Bruder und viele wackere Männer durch den schmachvollen Verrath desjenigen Mannes, für den jene Männer die Waffen erhoben, dem sie den frühern Glanz und die Macht der Herrscher von Garika neu erobern wollten. Hast Du darauf etwas zu erwidern, Daniel Garika?"

„Nichts, als daß Du ein unverschämter und hoch-

müthiger Bursche bist!" antwortete Daniel, schwankend zwischen Furcht und Zorn. „Wer gibt Dir ein Recht, so mit mir zu sprechen? Bin ich Dein König und Herr, so hast Du als Unterthan zu gehorchen. Erkennst Du aber die Herrschaft Rußlands an, wer gibt Dir das Recht, Dich meiner zu bemächtigen und mich richten zu wollen? Ueberlaß dies den Russen und ihren Behörden!"

„So kannst Du Dich nicht gegen die Anklage vertheidigen?" fragte Alia.

„Und wenn ich es auch könnte, so will ich nicht!" antwortete Daniel trozig.

„Wohlan, so erhebe ich noch eine andere Anklage gegen Dich!" fuhr Alia fort. „Die alten Könige von Garika, deren Herrschaft ich heute noch als in diesem Lande zu Recht bestehend betrachte, waren keine unbeschränkten Herren wie der russische Czar und die Khane der asiatischen Steppen. Sie hatten die Person, die Freiheit und das Eigenthum ihrer Unterthanen zu achten. Es gab ein Herkommen und ein geschriebenes Recht, dem sie sich fügen mußten. Du hast es überschritten. Fast alle die Männer, die Du hier siehst, haben Anklage gegen Dich erhoben. Den einen hast Du peitschen lassen, weil Du ihn säumig glaubtest, dem andern hast Du seine Ruh niedergeschossen, weil sie Dir in Deinem ver-

wilderten Part in den Weg trat, dem dritten und vierten hast Du seine Braut verführt, nachdem Du sie auf das Schloß gelockt. Das sind Thaten der Gewalt, die Dir weder nach russischem, noch gar nach dem alten Recht dieses Landes erlaubt sind. Hast Du darauf irgend etwas zu erwidern?"

„Nichts, als daß ich Deiner närrischen Reden überdrüssig bin“, antwortete Daniel. „Ich habe gethan, was ich für gut und recht hielt, ich war der Herr. Warum gehorchte der eine nicht, warum gab der andere nicht Acht auf sein Vieh, und weshalb waren die Mädchen der andern lockere Dirnen?"

„Still, Freunde!“ sagte Alia, als die Männer Gebarden des Unmuths und des Borns zeigten. „Ich habe genaue Erkundigungen eingezogen und weiß, daß Daniel Garika im wilden Uebermuth gehandelt und an Leib, Vermögen und Ehre seiner Untergebenen gesfrevelt hat. Höre nun, Daniel Garika, was Du vielleicht längst vergessen oder nie gehört. Ich sagte, daß die Herrscher von Garika keine unumschränkten Herren gewesen. Es gab in diesem Lande niemals Leibeigene, wohl aber gab es freie Männer, die zusammentreten und selbst die Thaten ihrer Herrscher richten konnten. Es mag von diesem Rechte lange Zeit kein Gebrauch gemacht worden sein, zum Theil, weil die Herrscher gut waren, zum Theil,



weil das Recht vergessen worden; aber noch ist das Recht da und besteht in Kraft, daß die Männer von Garika zusammentreten und ihren Herrn richten können, wenn er sich seines königlichen Amtes durch niedrige und gewaltsame Thaten unwürdig gemacht hat. Dieses Recht ist in frühern Jahrhunderten öfters geübt worden. Du könntest es wissen, wenn Du nicht zu träge gewesen wärest, Dich um die Geschichte des Landes, das Deine Vorfahren beherrscht und das Du selbst wieder beherrschen wolltest, zu kümmern. Ich, selbst der Nachkomme einer der ersten Familien dieses Landes, nehme dieses Recht wieder auf und habe diese Männer, sämmtlich trotz ihres jetzigen niedrigen Standes und ihrer Armuth aus edlen und freien Geschlechtern entsprossen, zusammenberufen, um über Dich zu Gericht zu sitzen und Dein Urtheil zu sprechen. Ihr, Männer von Garika" — er nannte jeden einzelnen Namen der Männer — „erkennt Ihr in diesem Manne Daniel Garika, den Sohn und Enkel Eurer frühern Könige?"

„Ja!“ lautete die erste und feste Antwort.

„Erkennt Ihr ihn schuldig, seinen Namen, seine Macht und seinen Reichthum freventlich und willkürlich gemißbraucht zu haben, um Euch an Eurem Leibe, Eurem Vermögen und Eurer Ehre zu beschädigen?"

„Ja!“

„Erkennt Ihr ihn ferner schuldig, die Männer, die für ihn die Waffen erhoben, sowie seinen Bruder Giorgi Garika um seines eigenen Vortheils willen den Aufsen verrathen und dadurch zu ihrem Tode beigetragen zu haben?“

„Ja!“ ertönte die einstimmige und dumpfe Antwort.

„So spreche ich, als der Erwählte dieser freien Männer, Dir, Daniel Garika, Dein Recht wegen niedriger und gewaltfamer Thaten, durch welche Du Deiner Vorfahren und Deines Namens Dich unwürdig gezeigt. Besser, daß der Name Garika untergehe, als daß er durch einen Mann von niedriger, ehrloser Gesinnung fortgepflanzt und dadurch einer Reihe von Nachkommen der Stempel dieser Gesinnung aufgeprägt werde. Das alte Herkommen und das Recht der Männer von Garika kennen für Deine Schuld nur eine Strafe, den Tod, und vorher die entehrende Strafe der gemeinen Verbrecher!“

Mochte Daniel bei dem Klange dieser dumpfen, feierlichen und doch so festen Stimme die ganze Wahrheit ahnen? Er richtete sich wild auf, seine Augen rollten.

„Ich habe es hier mit Wahnsinnigen zu thun!“ rief er. „Im Augenblick macht mir den Weg frei und

laßt mich gehen. Ich habe nicht Lust, Euch zum Schauspiel zu dienen!"

„Nicht uns, sondern diesem Lande wirst Du ein Schauspiel sein, wie die Garifaner verrätherische und hinterlistige Fürsten zu strafen wissen!" rief Alia finster. „Erwarte keine Gnade, bereite Dich zum Tode, wir geben Dir einige Minuten Zeit. Willst Du zu jenem Grabe gehen und Giorgi's Schatten um Verzeihung bitten, ehe Du diese Erde verlässest?"

„Das ist Gewalt! Das ist Mord!" rief Daniel und erhob gellend seine Stimme. „Hülfe! Hülfe! Diese Menschen sind wahnsinnig. O, man wird Euch zu strafen wissen!"

„Diese Gegend ist einsam, Niemand hört Dich!" sagte Alia in seiner ruhigen, schwermüthig feierlichen Weise. „Nicht Gewalt und Mord üben wir, sondern Recht und Urtheil. Von Dir hängt es ab, ob Du die letzten Augenblicke Deines Lebens der ernstesten Sammlung widmen willst. Sieh jene Wolke! Sobald sie am Monde vorbeigezogen, ist Dein Schicksal erfüllt!"

Daniel starrte mit entsetzten Blicken um sich. Offenbar suchte er einen Weg zur Flucht. Aber die Männer waren nach allen Seiten aus einander getreten und versperrten ihm den Weg. Sein Gesicht, vom Monde beschienen, den der Rand jener Wolke zuweilen streifte, war blutlos.

„Alia!“ rief er plötzlich, „es ist nicht möglich. Mich — mich, den Sohn Deines Herrn willst Du tödten! Bedenke — Alles war nur eine List — ich wollte die Russen täuschen — leider fiel Georgi — ich bin nicht schuld daran — die Russen hatten seinen Weg entdeckt, obgleich ich sie irre leiten wollte — ich sinne im geheimen auf Rache — ich stehe in Verbindung mit Schamyl — meine Art zu leben soll die Russen einschläfern — ich hätte längst zu Dir gesendet, wenn ich Dich nicht todt geglaubt — ich habe heute erst jenen Major getödtet — unsern größten Feind. Alia, handle nicht zu schnell — Du wirst es bereuen — und bei Gott, die Russen werden mich rächen —“

So stieß er heftig und wirr durcheinander abgebrochene Sätze hervor.

„Du lügst so kurz vor dem Tode! Das sieht Dir ähnlich!“ rief Alia düster. „O ich kenne Dich! Nicht Du hast den Major getödtet, es war der andere Mann, und überdies war es ein gemeiner berechneter Mord! Du bist ein Schurke! Schon fürchtete ich, zu spät zu kommen, ja, ich fürchtete, Du könntest von anderer als von meiner Hand in einem sogenannten Ehrenkampfe sterben. Nun, Du bist in meiner Macht! Bete zu Gott, oder wenn Du es nicht kannst, so will ich es für Dich thun!“

„Alia, um Gotteswillen! Erbarmen!“ rief Daniel, sich zu Alia's Füßen stürzend.

„Verräther — Lügner — Feigling!“ sagte dieser verächtlich. „Ja, Männer wie Du fürchten den Tod. Nun, Herr Gott im Himmel“, sagte er, feierlich die Hand erhebend und zu dem Firmament emporblickend, „Du kennst das Herz des Mannes, dem wir um seiner Sünden willen heute sein Urtheil sprechen, nach altem Herkommen und reifer Erwägung. Wenn Du ihm verzeihen kannst, so vergib ihm. Sein Tod mag ihm zur Sühne gereichen!“

„Alia, ich beschwöre Dich! Erbarmen! Willst Du Geld?“ rief Daniel verzweifelt. „Ihr Männer, steht mir bei! Noch bin ich reich, ich will es Euch vergelten —“

„Genug, genug!“ rief Alia. „Jeder Augenblick meines Lebens ist eine Lästerei, mit der er neue Schuld auf sich ladet. Trennt ihm das Haar vom Kopfe als Zeichen der höchsten Schmach!“

Vier Männer hielten den schäumenden, verzweifelt ringenden Daniel. Ein fünfter trennte mit einer Schere das lange Haar vom Hinterkopf; es war nur eine Ceremonie, die nicht vollständig erfüllt zu werden brauchte.

„Gib ihm drei Rathenstreichs wie dem elendesten Verbrecher!“ sagte Alia.

Der Garitaner ließ die Ruthe dreimal auf den Rücken Daniel's fallen, der sich vergebens gegen die acht Arme, die ihn niederdrückten, auflehnte und wie ein Thier heulte. Dann blickte Alla nach der Wolke empor und gab dem Manne ein leichtes Zeichen. Eine Schlinge fiel über Daniel's Kopf — ein starker Ruck — und Daniel stürzte hintenüber. Noch wenige krampfhafte Bewegungen, und er war todt.

---

Am andern Tage flog eine schauerliche Kunde durch das Land von Garika und drang bald bis zu dem Schlosse von Dari.

In der Vormittagsstunde hatte man ein Pferd langsam aus dem Walde nach der Stadt Garika hinabschreiten sehen. Die Füße desselben waren gefesselt, sodaß es nur sehr langsam schreiten konnte. Auf diesem Pferde saß ein seltsamer Reiter. Wohl saß er aufrecht, aber der Kopf hing ihm auf die Seite, die verstümmelten Haare fielen über Gesicht und Stirn, das Gesicht war bläulich, die Hände, die scheinbar die Zügel hielten, lagen auf dem Rücken des Pferdes. An seiner Kleidung erkannte das herbeiströmende Volk den Fürsten Daniel. Aber es währte lange, ehe man sich ihm näherte. Einige Ruffen waren die ersten, die den unheimlichen Reiter berührten.

Es fand sich, daß er fest auf dem Pferde angebunden war, sodaß der Körper ganz aufrecht saß. Um den Hals trug er eine Schlinge, aus dem Herzen starrte ein Dolch, an dessen Griff sich ein Zettel befand mit der Inschrift in garitanischer Sprache:

„So straft das Volk von Garika den Fürsten, der seine Macht überschritt und seinen Bruder verrieth.

Der letzte Herrscher aus dem alten Stamme ist todt, aber es lebt das Volk von Garika.

Das Volk wird sich, wenn die Zeit gekommen ist, zusammenthun, um einen neuen Herrscher zu wählen. Geduld und Hoffnung, Garitaner!“

---

#### IV.

#### Edmund und Mary.

Um dieselbe Zeit sah Wiedenburg seiner langsamen Genesung entgegen.

Seine Wunden waren so bedeutend gewesen, daß der russische Wundarzt es für ein Wunder erklärte, daß der Verwundete lebend die Küste erreicht. Zwei Kugeln waren ihm durch die Brust gegangen. Der Arzt hatte erklärt, daß ihm nichts weiter übrig bleibe, als den Verwundeten der Heilkraft der Natur zu überlassen und nur hin und wieder durch erleichternde Mittel derselben ein wenig zu Hülfe zu kommen.

Mr. Sywell hatte kein Wort mit seiner Tochter darüber gesprochen, daß man den jungen Mann allein an der Küste zurücklassen könne. Er schien es für selbstverständlich anzusehen, daß er bei demjenigen bleiben müsse, der so treu bei ihm selbst und bei George ausgehalten. Andererseits wäre es unmöglich gewesen, den Verwundeten auf ein Schiff zu bringen. So miethete er denn von



einem Kaufmann in Poti ein sehr einfaches Landhaus, das in der Nähe dieser Stadt auf einem kleinen Hügel lag und die Aussicht auf das Meer bot. Der Arzt, der die Erlaubniß erhalten hatte, noch einige Wochen bei Mr. Symwell bleiben zu dürfen, hielt die Lage für gesund, namentlich in diesen Monaten.

So vergingen vier Wochen, in denen der Arzt erklärte, daß es nicht möglich sei, ein günstiges Urtheil über den Zustand des Verwundeten zu fällen. Während dieser ganzen Zeit entfernten sich Mr. Symwell und seine Tochter nie weiter, als ungefähr eine halbe Stunde von dem Landhause. Niemand sah sie lebhaft sprechen, noch weniger lächeln. Es war eine tiefe Trauer über beider Herz gekommen. Sie fühlten jetzt erst den Verlust George's als den eines Sohnes und Bruders, und zu dieser Trauer gesellte sich die Befürchtung, um Wiedenburg, der treuer zu ihnen gestanden als der treueste Freund. Von einem englischen Schiffskapitän, der eines Tages in Poti gelandet, hatte Mr. Symwell einige Bücher gekauft. Mit ihnen suchte Mary sich zu beschäftigen. Aber meist ging oder saß sie gedankenvoll und ernst vor sich hinstehend.

Auch Johnny war nicht wiederzuerkennen. Sein Gesicht hatte freilich wieder die Farbe unverwundlicher Gesundheit angenommen, aber die Heiterkeit, die sonst

ebenso unverwundlich aus seinen klaren blauen Augen geblüht, schien für immer verschwunden. Es war, als sei ihm der einzige Sohn gestorben, als wisse er nicht mehr, wozu er lebe. Gewöhnlich ging er nach Poti an den Strand, setzte sich dort hin und blickte auf die dunkelgrünen, weiß gerandeten Wellen wie ein Schiffbrüchiger. Oder er half den Fischern und Küstenfahrern, obwohl er kein Wort von ihrer Sprache verstand. Der schweigsame Mann mit dem lachirten Hut und dem frischen, aber ernsten Gesicht war überall gern gesehen, und die Leute grüßten ihn, sobald sie ihn kommen sahen.

Mr. Hywell hatte Briefe nach Sinope, Konstantinopel und in die Heimat gesendet. Dem Oheim Wiedenburg's hatte er das Unglück nicht in seiner Wahrheit mitzutheilen vermocht. Er hatte den Tod George's berichtet, aber von Edmund hatte er nur als von einem Leichtverwundeten gesprochen und geschrieben, er werde nach Sinope berichten, sobald Edmund im Stande sei, mit ihnen abzureisen. Entweder wollten sie dann in Sinope landen, oder der Oheim möge nach Konstantinopel kommen, wo Hywell sich eine kurze Zeit aufzuhalten gedanke. Von Sinope war bereits die Antwort durch einen Diener Wiedenburg's zurückgelangt, daß der Kaufmann in geschäftlichen Angelegenheiten nach Konstantinopel, Barna und der Krim gereist sei. Mr. Hywell fühlte

sein Herz dadurch erleichtert. Er hatte dem Besuch des Kaufmanns mit Bangigkeit entgegengesehen.

Die Briefe nach Konstantinopel und England waren geschäftlicher Art und Mr. Hywell kümmerte sich wenig um die Beantwortung derselben. Seine Seele war durch die Ereignisse der letzten Zeit so in Anspruch genommen, daß er fast darüber die Heimat und was ihn an dieselbe fesselte, vergaß. Selbst der Krieg, von dessen Fortgang er zuweilen durch irgend eine Zeitung Nachricht erhielt, gewann ihm wenig Theilnahme ab, ein so guter Patriot er sonst auch war. Von den drei Wesen, die ihm die Erde lieb gemacht, war das eine todt, das andere dem Tode nahe, das dritte in Schwermuth versunken wie er selbst. Gegen solche Leiden des Herzens verstummt der Lärm der Welt.

Und doch gab es einen Sonnenblick in diesen düstern Tagen. Einmal — es war zu Ende des Monats April — als Mr. Hywell mit seiner Tochter von einem kurzen Spaziergange zurückkehrte, kam der russische Wundarzt ihnen mit einer Miene entgegen, die lebendiger war als sonst.

„Ich komme so eben von unserm Kranken“, sagte er. „Ich habe eine genaue Untersuchung mit ihm vorgenommen und gefunden, daß er sich besser fühlt, als ich erwarten durfte. Er hat meinen Anordnungen in einer

so pünktlichen Weise Folge geleistet, sich so ruhig verhalten, daß eine dauernde Heilung der verletzten innern Theile eingetreten scheint. Er konnte sich zum ersten Male, da ich es ihm gebot, viel freier und schmerzloser bewegen, als ich es erwartet hatte. Mr. Hywell, wenn nicht irgend ein Umstand eintritt, der alle Berechnungen zu nichte macht, so ist der junge Mann gerettet und wird vielleicht in Folge seiner herrlichen Natur und seiner Vorsicht in wenigen Monaten nicht mehr wissen, daß er jemals verwundet gewesen!"

Mr. Hywell antwortete nur mit einem Blicke und sein Auge wurde feucht. Dann aber, als ob er wisse, welches Herz hier am freudigsten schlage, als ob er Alles ahne, was in diesem Herzen vorgehe, zog er Mary an seine Brust und küßte sie innig auf die Stirn.

"Mr. Hywell, ich muß nun, so ungern ich es thue, von Ihnen und meinem Kranken scheiden", sagte der Wundarzt. „Mein Urlaub ist schon seit acht Tagen zu Ende. Ich könnte mein Bleiben vor mir selbst nicht mehr rechtfertigen, um so mehr, da, wie ich Ihnen gesagt, der Zustand des Kranken meine gewagtesten Hoffnungen übertrifft und ärztliche Hülfe in der That überflüssig macht."

Er war durch die Bitten Mr. Hywell's nicht zu bewegen, länger zu bleiben. Nach wenigen Stunden ritt

er fort, von dem wärmsten Danke des Vaters und der Tochter geleitet. Es ist überflüssig, zu sagen, daß er, als er das Bisset öffnete, das Mr. Howell ihm in die Hand gedrückt, freudig erschraf. Es war fast ein kleines Vermögen, das der Kaufmann ihm als Dank mit auf den Weg gegeben. Und er mußte sich sagen, daß hier die Kunst nichts, die Natur Alles gethan.

Von diesem Tage an war es gestattet, was bis dahin streng verboten, daß Mr. Howell und Johnny zuerst kürzere, dann längere Zeit mit Wiedenburg sprachen, und von dieser Zeit an gab Johnny seine Wanderungen nach der Mceresküste auf, zum großen Leidwesen der etwas trägen Schiffer von Poti, denen nun sein starker Arm fehlte, und der Kinder, denen er schöne Muscheln geschenkt und zuweilen ein kleines Fahrzeug zum Spielen verfertigt. Es war, als wolle Johnny nun die Stelle des Arztes übernehmen und als habe er seine Liebe von George auf Edmund übertragen. War er nicht im Zimmer desselben, so wanderte er unter dem offenen Fenster auf und ab, sich nie über Hörweite entfernend. Als Mr. Howell ihm einmal darüber sanfte Vorstellungen machte und ihm sagte, es seien ja er selbst und Wiedenburg's Diener zur Aufsicht da, antwortete er kurz:

„Sie haben schon einen verloren, und ich auch, und Miß Mary auch! Sollen wir einen zweiten verlieren

durch Unvorsichtigkeit? Und junge Leute sind unvorsichtig, leider!“

Ein zweiter Sonnenblick folgte diesem ersten. Die Gräfin Helene kam, um mit ihrem Gatten Mary zu besuchen. Sie hatte in Tiflis von dem Schicksale George's gehört und später erfahren, daß eine englische Familie bei Poti mit einem Verwundeten wohne. Ueberzeugt, daß dies Niemand anders sein könne als Mary und ihr Vater, hatte sie ihren Gatten leicht bewogen, mit ihr nach Poti zu reisen, damit sie diejenige noch einmal sehen könne, der sie ihre Freiheit und ihr Glück verdankte.

Es war eigenthümlich, diese beiden jungen Wesen neben einander zu sehen, Helene strahlend von Glück, Mary wohl erfreut über die Botschaft der jungen Frau, deren Herz sich ihr in so bedrängter Lage zugewendet, aber doch immer noch niedergedrückt von den schweren Erinnerungen der Vergangenheit. Helene wurde zuletzt selbst ernst. Und doch war ihre Gegenwart nicht ohne Trost für die Freundin. Ein leiser Hoffnungsschimmer mußte in Mary aufsteigen, daß auch sie wieder heiter werden könne, wenn sie dieses Glück der Freundin sah, auf welcher die Hand des Schicksals so schwer gelastet.

Helenens Aufenthalt währte nur einen halben Tag. Das junge Paar reiste von dort nach dem Norden. Als Helene von Mary Abschied nahm, fragte sie leise:

„Und habt Ihr noch nicht mit einander gesprochen?“

Mary verstand sie sogleich, und tief erröthend schüttelte sie den Kopf.

„Nun, ich verstehe Euch nicht!“ sagte diese scherzend und verwundert. „Sieh mein und Gregor's Glück! Was hindert Euch, uns nachzuahmen? Unmöglich kann der Schatten der Vergangenheit Euch immer von einander fern halten!“

Nein, sie hatten noch nicht mit einander gesprochen. Wohl war der Tag gekommen, an welchem Edmund zum ersten Male im Sonnenschein an seinem Fenster saß und Mary zu ihm trat und ihre Hand in seine bleiche Hand legte, wohl hatten sie später täglich und stundenlang mit einander geplaudert, aber darüber, woran beide Tag für Tag dachten, hatten sie noch nicht gesprochen.

Und noch konnten sie es nicht. Noch war es Wiedenburger, als würde er den Todten, der Mary so heiß geliebt, verlegen, wenn er die ihm jetzt Unbestrittene an sein Herz ziehe. In Wiedenburger's Brust war Alles Edelmuth und Bartgefühl. Selbst wenn George nichts für Mary gewesen als ein Bruder, so ziemte es ihm nicht, den still und langsam verklingenden Schmerz durch den Freudenton der Liebe zu stören, wäre er auch noch so zart, sanft und leise.

Aber das war es nicht allein. Zuweilen stiegen

noch Zweifel in ihm auf. Sein Herz war fern von jeder Eitelkeit; die Gegenliebe Mary's war für ihn ein Glück, das sich nicht von selbst verstand, wie bei dem leidenschaftlichen, leicht hoffenden George, ein so hohes Glück, daß er es kaum zu hoffen wagte und daß er immer wieder an sich selbst irre wurde.

Und noch mehr. Das Ehrgefühl und die Bartheit waren in Wiedenburger's Herzen so fein, daß sie leicht gefährlich werden konnten. Er gehörte zu den Naturen, die ein Glück lieber an sich vorübergehen lassen, anstatt es mit einem Wagniß zu erhaschen. Er wußte, daß Mary Gründe hatte, ihm dankbar zu sein, Freundschaft und Theilnahme für ihn zu empfinden. Aber Dankbarkeit, Theilnahme und Freundschaft, obgleich in ihren äußern Beweisen der Liebe so nahe, sind noch nicht Liebe. So thöricht es war — Wiedenburger gestand es sich selbst — so hätte er gewünscht, ein Klareres, deutlicheres Zeichen zu sehen, daß Mary's Gefühl für ihn wirklich Liebe sei. Und war das bei dem so zarten, sittigen und zurückhaltenden Wesen Mary's zu erwarten? Wiedenburger mußte sich selbst einen Thoren nennen, der erwartete, daß sich die süße Blüte, die vor ihm schwebte, ihm von selbst zuneige. Aber es gibt derartige Naturen, die so wenig von sich eingenommen sind, daß sie glauben, die Liebe eines so schönen und edlen Mädchens könne ihnen nicht um ihrer selbst willen



zugewandt werden. Wiedenburg errieth, daß Mr. Hywell ihm von ganzer Seele zugethan sei, aber eben deshalb zitterte er vor dem Gedanken, Mary könne sich von kindlicher Liebe, Freundschaft und Dankbarkeit und nicht ganz allein von ihrem Herzen leiten lassen, wenn sie seine Bewerbung annehme. Und ein solches Opfer konnte er nicht verlangen und nicht annehmen, um Mary's selbst willen.

Und noch eins! Mr. Hywell hatte in den Tagen, in denen Edmund's Genesung außer allem Zweifel war und dieser bereits am Arme des alten Mannes oder Johnny's kleine Spaziergänge unternahm, oft mit ihm über seine Verhältnisse gesprochen, ihm den Umfang seines Vermögens, die Schwierigkeit der Verwaltung desselben, die Sorgen um die Zukunft geschildert, nicht in prahlerischer, sondern in einfach geschäftlicher Weise. Für jeden Unbefangenen wäre es gar kein Zweifel gewesen, daß Mr. Hywell dies in der heimlichen Absicht that, eine Erklärung Wiedenburg's herbeizuführen, ja, daß er ihm dieselbe fast in den Mund legte. Aber gerade bei dieser Schilderung hatte sich der Reichtum Hywell's als so außerordentlich herausgestellt, daß Wiedenburg beschloß, seine Liebe nur um so fester in sich selbst zu verbergen. Der Gedanke, die Welt könne glauben, er habe die ungewöhnlichen Umstände, die ihn mit der Familie Hywell zusammengeführt, die Dankbarkeit, die ihm Vater und

Tochter schuldeten, benützt, um der Gatte eines so reichen und schönen Mädchens zu werden, war ihm unerträglich. Ja, aus der Offenheit, mit welcher Mr. Hywell sich gegen ihn aussprach und ihm seine Besorgniß schilderte, daß dieses Vermögen einmal in die Hände eines Mannes gelangen könne, der es nicht in der rechten Art zu verwenden wisse, glaubte Wiedenburger zuweilen entnehmen zu müssen, daß Mr. Hywell gar nicht an ihn denke, sondern mit ihm über diese Angelegenheit spreche wie mit einem Manne, der hierbei gar nicht in Betracht komme. Freilich lagen andererseits genug Aeußerungen Mr. Hywell's vor, welche die tiefe Hochachtung und die herzliche Liebe bekundeten, die er für seinen jungen Freund empfand, und dieser wußte, daß Mr. Hywell ein Mann sei, der das zukünftige Glück seiner Tochter nicht von dem Rang oder Reichthum ihres Gatten abhängig machen wolle. Er hatte sich darüber so offen ausgesprochen, daß jeder Andere als Edmund gar keinen Zweifel gehegt haben würde. Genug, Wiedenburger's ganze innere Existenz war ein fortdauerndes Schwanken geworden. Er mußte sich selbst gestehen, daß er von Mary das erste Wort erwarte, daß sie ihm ihre Liebe offen gestehen solle. Und doch war dies eine Thorheit, über die er sich selbst zürnte. Zuweilen sagte er sich auch, daß seine Bedenken vielleicht aus körperlichen Gründen entstünden. Genesende

zeigen gewöhnlich eine große Reizbarkeit und Zartheit des Gefühls. Aber es war nicht abzusehen, wie bei alledem eine Vereinigung der beiden Liebenden stattfinden sollte, wenn nicht irgend ein ungewöhnlicher Umstand sich zur Verständigung dieser beiden Herzen darbot.

Es war Anfang Juni. Wiedenburg war so vollkommen wiederhergestellt, daß er jede Reise unternehmen konnte. Sein Oheim war auf einige Tage nach Poti herübergekommen und hatte sich dann nach Konstantinopel begeben, wo er Mr. Hywell und Edmund erwarten und ihnen eine geeignete Wohnung verschaffen wollte, was damals bei dem fortwährenden Durchzug von englischen und französischen Offizieren und von Fremden nicht so leicht war. Johnny erhielt also den Auftrag, ein tüchtiges Boot auszukundschaften, auf welchem man die Fahrt nach Konstantinopel unternehmen könne, denn eine andere Gelegenheit auf einem größern Schiffe zu erwarten hätte vielleicht sehr viel Zeit weggenommen.

Es wurde bald ein tüchtiges und geräumiges Boot aufgefunden, das in Poti vor Anker gegangen war, um von dort nach Batum und dann nach Konstantinopel zu segeln. Der Kapitän, ein Italiener, nahm die Gelegenheit, eine gute Summe zu verdienen, mit Freuden wahr und erklärte sich bereit, den günstigen Wind zu benutzen und nicht erst nach Batum, sondern direct nach

Konstantinopel zu segeln. So betrat denn die kleine Gesellschaft am Nachmittag eines schönen Sunitags bei leicht bewegter See das kleine Fahrzeug, dessen sämtliche Räume sie füllte. Halb Poti war am Strande versammelt, um „die Franken“ und namentlich Johnny abreisen zu sehen. Wenn gute Wünsche eine gute Fahrt bewirken könnten, so hätte diese Fahrt eine glückliche sein müssen.

Und sie war es auch am ersten Tage. Das gutgebaute Fahrzeug durchschnitt die plätschernden Wellen wie eine Möve. Mit der frischen Seelust, die sie so lange nicht geathmet, schienen die trübsten Erinnerungen der Vergangenheit fortgescheucht, wenn auch der Ernst noch immer auf allen Mienen ruhte. Johnny fühlte sich wieder in seinem Elemente. Er konnte sich mit dem Kapitän und Steuermann nur durch einige englische Worte verständigen, aber sie genügten, ein gutes Einvernehmen zwischen ihnen herzustellen und Johnny Veranlassung zu geben, seine neuen Fahrtgenossen auf einige kleine Vortheile in der Segelstellung aufmerksam zu machen. Mary's Wangen rötheten sich in der frischen Luft und unter den Tropfen, welche die Wellen zuweilen über das Deck spritzten, und Mr. Hywell, der in den beiden letzten Jahren um zehn Jahre gealtert schien, gewann wieder etwas von der Frische und Spannkraft, die Wiedenburg damals auf

der Reise von Calcutta aus mit Verwunderung an dem bereits bejahrten Manne bemerkt hatte. Nur der junge Deutsche schien nicht freudiger, sondern ernster zu werden. Es ging der Heimat entgegen, aber auch der Trennung.

„Nun, mein lieber Freund“, sagte Mr. Symell, sich neben Edmund setzend, „wenn es so fortgeht, so sind wir in dreißig Stunden höchstens in Konstantinopel. Ist es Ihnen nicht wie mir? Erscheint es Ihnen nicht, als ob man in dieser reizenden, scharfen Luft erwache und als ob ein langer und böser Traum hinter uns liege? Sie wollen nun natürlich zuerst nach Wien. Das finde ich in der Ordnung. Aber ich sage Ihnen, daß ich Sie zum September ganz bestimmt in England auf meinem Landhause erwarte. Ich nehme keine Entschuldigung an, Sie müssen! Sie sollen in den Zimmern meines armen lieben Jungen wohnen, Sie sollen sich als Sohn in meinem Hause betrachten! Ich werde George nicht vergessen, aber es wird mir eine Wohlthat sein, denjenigen bei mir zu sehen, der ihm ein so treuer Freund war und der meinem Herzen ebenso theuer ist!“

„Ich danke Ihnen, Mr. Symell!“ sagte Wiedenburg und drückte bewegt die Hand seines Freundes. „Ich möchte auch kommen, aber ich habe Verpflichtungen in Wien, Verpflichtungen sehr ernster und mannichfaltiger Art.“

Verpflichtungen! Ein sehr umfangreiches Wort! Ein Schatten flog über Mr. Hywell's Gesicht. Gab es für Wiedenburger auch Verpflichtungen, von denen er nie gesprochen? Erwartete ihn dort ein Wesen oder gab es überhaupt ein Wesen, das er nie erwähnt, da ja der echte Mann die Geheimnisse seines Herzens in sich zu verschließen pflegt? Mr. Hywell sagte verwirrt einige Worte über Verpflichtungen, die doch nicht so ernst sein könnten, daß sie dem jungen Manne nicht eine Reise nach England gestatteten. Dann erhob er sich und ging gedankenvoll über das Verdeck. Der Gedanke, daß Wiedenburger's Herz anderswo dauernd gefesselt sei, war ihm zum ersten Male gekommen. Er ging zu Mary, die so eben aus der kleinen Kajüte trat, und als ob er wisse, welches Leid ihrem Herzen bevorstehe, wenn jener Gedanke Wahrheit sei, drückte er sie bewegt an sich und küßte sie mit ungewöhnlicher Bewegung.

„Was hast Du, Vater?“

„Ich freue mich, daß wir endlich der Heimat entgegenrücken“, erwiderte er. „Aber in dieser Freude liegt auch Trauer, Du fühlst es, Mary! Es ist eine Trennung nicht nur von dem, was für immer dahin ist, sondern vielleicht auch von unserm letzten Freunde. Mr. Wiedenburger geht von Konstantinopel aus nach Wien, und er hat mir nicht das Versprechen geben können, uns noch

in diesem Jahr in England zu besuchen. Das thut mir leid, sehr leid. Ich liebe ihn wie meinen Sohn, ja, Dir kann ich es sagen, mehr wie George, denn unsere Seelen und Charaktere stimmen mehr zusammen. Wiedenburg ist gereifter als mein armer lieber Junge, der stets in andern Welten lebte und zu wenig daran dachte, daß die Wirklichkeit die Mutter aller Dinge ist und daß wir unsere Ideale nur vom Boden der Wirklichkeit aus erreichen!"

„Ich habe gefunden, daß Mr. Wiedenburg's Richtung eine idealere ist, als diejenige George's war", antwortete Mary. „George lebte in einer phantastischen Welt; Wiedenburg trägt seine Ideale im Herzen, ohne darüber zu vergessen, der Wirklichkeit, deren Macht er kennt, Rechnung zu tragen. Aber ich glaube, Wiedenburg würde seine Ideale nicht aufgeben, wenn auch die Welt hindernd dazwischen träte. Er ist eine energische Natur, bereit, die Wirklichkeit umzugestalten, wenn sie sich nicht fügen will. Nur in der Wahl der Mittel würde er mehr praktischen Sinn beweisen, da er das Leben besser kennt als George."

„Du hast Recht!" sagte Mr. Hywell. „Du und Wiedenburg, Ihr versteht Euch so gut! Es ist wirklich schlecht von ihm, daß er nicht nach England kommen will."

„Vielleicht nicht kann, lieber Vater!" sagte Mary leise. „Auch mir thut es leid, sehr leid!"

„Sprich Du mit ihm!“ sagte Mr. Symell. „Ich kann es nicht ertragen, daß ich ihn in England nicht wiedersehen soll. Ich habe mich so an ihn gewöhnt, daß ich gar nicht weiß, was ich ohne ihn anfangen werde.“

Aber Mary sprach nicht mit Wiedenburg. Ob sie es nicht wollte oder ob nur Johnny sie davon abhielt, der ihr gerade in den Weg kam, blieb zweifelhaft. Eine Dienerin meldete, daß der Thee bereitet sei, und alle begaben sich in die Kajüte. Die Gegenwart des Kapitäns verhinderte, daß das Gespräch auf den Besuch Wiedenburg's in England zurückkehrte.

Bald darauf suchten alle ihre nächtliche Ruhestatt. Vorher ging Johnny noch einmal zu dem Steuermann. Die Sonne ging hinter Wolken unter.

„Gut Wetter morgen hier?“ fragte Johnny, der damit andeuten wollte, daß ihm die Naturerscheinungen in dieser Gegend nicht genügend bekannt seien.

„Glaube nicht!“ antwortete der Steuermann und zwuckte die Achseln.

Und in der That erhob sich während der Nacht der Wind so heftig, daß man ihn am Morgen einen tüchtigen Sturm nennen konnte. Der Himmel war mit Wolken bedeckt, die See schwarz, der Wogengang kurz und hoch. Das Schwarze Meer ist berüchtigt wegen seiner schnellen und heftigen Stürme. Es ist bekannt, welche



Verheerungen ungefähr um dieselbe Zeit ein heftiger Sturm unter den englischen, französischen und türkischen Kriegs- und Transportschiffen anrichtete.

Um zehn Uhr morgens war der Sturm ein Orkan. Mit angebundenen Segeln trieb das kleine Fahrzeug auf den Bogen dahin; wäre es nicht neu und stark gebaut gewesen, die Wellen hätten es längst zertrümmert. In der Kajütenthür, sich mit den Händen festhaltend, standen Mr. Hywell und Edmund, hinter ihnen Mary. Johnny stand bei dem Steuermann, obwohl das Steuer längst nicht mehr gebraucht werden konnte. Der Kapitän, sich an den Mast haltend, war bleich; die Matrosen fluchten und beteten. Wie ein Brack trieb das Boot auf den Wellen, der kleinasiatischen Küste zu. Daß der Kapitän und der Steuermann keine Rettung hofften, zeigten ihre starren, gläsernen Augen, ihre zusammengebissenen Lippen. Nur Johnny's Augen waren hell und klar. Als echter Seemann hoffte er nichts mehr, verzweifelte aber auch nicht. Er glaubte nicht an Rettung, aber unmöglich war sie nicht.

„Scheitern, im letzten Augenblick scheitern!“ sagte Mr. Hywell und sein Blick flog wie irr über die schwarzen Wolken, die sich am Himmel drängten, und über das wüthende Meer.

Ob Wiedenburg ihn verstanden hatte? Wohl kaum.

Das Donnern der Bogen und des Sturms machten es unmöglich, andere Worte, als die durch das Sprachrohr gerufen wurden, zu hören. Aber seine Miene zeigte einen ähnlichen Ausdruck wie diejenige Mr. Hywell's, und still sagte er vor sich hin: „Scheitern — jetzt!“

Woge auf Woge schlug krachend über das Verdeck. Mary hielt sich mit der einen Hand an einem Griff, der in der Nähe der Kajütenthür im Innern angebracht war. Vielleicht war ihre Miene die ruhigste von allen. Gottergebenheit ist ein heiliger Vorzug der Frauen. Und wenn sie starb, starb sie nicht mit allen, die sie liebte?

Als eine mächtige Welle das Schifflein hoch auf ihren Scheitel hob, erblickten der Kapitän, der Steuermann und Johnny zugleich das Ufer der Küste, freilich noch in weiter Ferne. Aber wie bald mußten die rasenden Wellen sie dorthin getragen haben! Das Ufer war hoch und felsig, Rettung inmitten der furchtbaren Brandung ohne eine außerordentliche Gunst des Schicksals kaum möglich. Und mit solcher Gewalt stürzten sich gerade jetzt die Wellen über das Fahrzeug, daß es in seinen Fugen krachte und jeden Augenblick in Stücke zerschlagen zu werden drohte.

Da rief Johnny mit aller Macht seiner gewaltigen Stimme einige Worte vom Steuer her und zeigte mit

der Hand nach Norden. Aller Blicke richteten sich dorthin. Man bemerkte ein großes Schiff, ein Kriegsschiff, wie es schien, das ebenfalls von den Wellen getrieben wurde, aber ihnen doch nicht ganz willenlos zu gehorchen schien. Es fuhr mit sehr wenigen Segeln. Da es ein sehr großes Fahrzeug war, so vermochten die Wellen es nicht ganz so vollkommen zu beherrschen wie das kleine Boot. Der Kapitän hißte das Nothsignal auf und kam, sich festhaltend, wo er nur einen Gegenstand fand, nach der Kajüthür.

„Ich kann Ihnen noch eine Hoffnung geben, Sir!“ sagte er. „Sie können gerettet werden, wenn jenes Schiff uns ein Boot sendet, falls wir ihm nahe genug kommen.“

„Aber ist denn das möglich?“ fragte Mr. Hywell.

„Schwierig, aber nicht unmöglich“, antwortete der Kapitän. „Man gibt das Zeichen, daß wir bemerkt worden.“

Auch Johnny kam jetzt über das Deck geklettert oder vielmehr getrohen.

Nehmen Sie Ihr nothwendigstes Gepäck, Mr. Hywell!“ rief er. „Man wird uns ein Boot senden. Die Frauen und Sie können hinüber, vielleicht auch noch einer von uns. Schnell, schnell, damit Sie bereit sind! Ich will sehen, ob es noch möglich, das Steuer ein wenig zu

gebrauchen, um dem Schiffe nahe genug zu kommen. Es ist ein Franzose!"

„Schnell, schnell!" rief auch Wiedenburger mit aufleuchtendem Blick. „Ja, da ist Hoffnung!"

Für die nächsten Minuten war die augenblicklich drohende Gefahr vergessen. Mr. Howell, Mary und die Dienerinnen suchten taumelnd nach dem unentbehrlichsten Gepäck. Die Matrosen waren herbeigekommen. Man schlang Tau um Mr. Howell, Mary und deren beide Dienerinnen, damit sie nicht über Bord gerissen würden. In der That sah man, wie ein Boot von dem französischen Kriegsschiffe ins Meer herabgelassen wurde. Zwölf Mann hielten die Ruder, ein Offizier stand am Steuer. Die beiden Fahrzeuge waren nur ungefähr zweihundert Schritte auseinander, Dank den Anstrengungen Johnny's, der durch geschickte und kühne Handhabung des Steuers dem Boote noch einige Bewegungen abzugewinnen gewußt hatte. Man sah, daß das französische Boot vom Verdeck des Kriegsschiffs aus an Tauen gehalten wurde.

„Wenn Sie in jenem Boote sind, so halten Sie sich auf jeden Fall fest!" rief Wiedenburger Mr. Howell zu. „Man wird das Boot nach jenem Schiffe hinüberziehen."

„Und Sie?" fragte Mary.

„Ich werde zuerst für Sie und Ihren Vater sorgen und dann für mich!“ antwortete Edmund. „Nur Muth, Miß Mary. Vor wenigen Minuten war keine Hoffnung, jetzt ist sie da!“

Ihre Blicke begegneten sich und ruhten auf einander, strahlend in Hoffnung und Hingebung. So hatten sie sich nie angeblickt, so deutlich hatten die Seelen nie zu einander gesprochen. Sie wußten von diesem Augenblick an, daß sie sich liebten.

Die folgenden zehn Minuten lassen sich in ihren Einzelheiten nicht beschreiben, die wilde Aufregung, die Hast, die Anspannung aller Kräfte, die sinkende und wieder erwachende Hoffnung, die drohende Gefahr, die Gewalt des Sturms, das Durcheinander von Worten, Gedanken, Handlungen — es läßt sich nicht schildern.

Drei Matrosen, mit langen Hakenstangen versehen, knieten an der Einfassung des Schiffs, um das Boot, das jetzt auf den Spitzen der Wellen erschien und dann wieder verschwand, vom Schiffe fern zu halten, wenn es nahe genug gekommen sei, oder im günstigen Moment an dasselbe heranzuziehen. Der Kapitän, Johnny und einige Matrosen waren unablässig bemüht, Mr. Hywell, Mary und die beiden Dienerinnen zu halten, zu unterstützen. Jetzt schoß das französische Boot auf dem Scheitel einer Welle daher. Der Offizier am Steuer schien

ein vertwegener, fester Mann zu sein. Er stand wie eine Säule am Steuer.

Jetzt war es da in Hörweite.

„Fünf Personen, nicht mehr!“ rief der Offizier durch das Sprachrohr. „Und Vorsicht!“

Eine Minute darauf lag das Boot an der Seite des Fahrzeugs. Johnny half es halten; seine Miene zeigte, daß er alle Kraft aufbiete, es so fest als möglich heranzuziehen, damit es nicht an dem größern Boote zerschelle.

Einige Koffer und Reisefäcke wurden in das Boot geworfen, hoch auf warfen die Wellen ihren Gischt über die beiden an einander gedrängten Fahrzeuge. Die französischen Matrosen standen bereit, die Frauen zu empfangen, die ihrerseits von den Matrosen des italienischen Fahrzeugs an Stricken gehalten wurden. Eine englische Dienerin wurde zuerst hineingehoben, dann die zweite, dann Miß Mary, die so eben noch ihren Blick auf Edmund gerichtet.

„Schnell, schnell“, rief der französische Offizier. „Wir können uns nicht mehr halten!“

„Hinein, hinein!“ rief Edmund und drängte Mr. Hywell.

Der Engländer, von den Matrosen empfangen, sprang in das Boot.

In demselben Augenblick sprang ihm einer von den englischen Dienern nach. Der Mann mochte in seiner Todesfurcht denken, daß er ebenso gut gerettet werden könne wie jeder Andere. Und er hatte nicht Unrecht. Er war sonst ein muthiger und wackerer Bursche, aber die See schien ihm nicht geheuer. Er hatte schon seit dem Morgen neben der Kajüte auf den Knien gelegen und gebetet.

„Ab!“ rief der Offizier. Die Haken wurden erhoben; nur Johnny hielt noch fest.

Edmund stand ruhig, sich an einer Barrière festhaltend, und schaute nieder in das Boot. Seine Miene war ruhig, heiter, fast lächelnd.

Da erhob sich plötzlich Mary. Ihr Blick flog hastig, wild, wie Edmund ihn nie gesehen, über das kleinere und das größere Boot.

„Warum kommt Mr. Wiedenburg nicht, Vater?“ rief sie.

„Los! Kein Mann mehr ins Boot!“ rief der französische Offizier.

Mary richtete sich hoch auf. Es war, als wolle sie zurück in das größere Fahrzeug. So deutlich war die Bewegung, daß es fast schien, als wolle sie über Bord springen.

„Wiedenburg! Um Gotteswillen, was ist das?“

Noch einen Augenblick! Wir dürfen nicht fort ohne jenen Herrn!" rief Mr. Hywell bleich wie der Schaum, der ihn umgischte.

„Nicht ohne ihn, der uns nie verließ!" rief Mary, mit der einen Hand ihres Vaters Arm ergreifend, als wolle sie ihn zurückhalten, und den andern Arm nach Edmund ausstreckend.

Zu spät! Johnny ließ mit einem Seufzer den Hafen fahren. Eine Sekunde schwankte das kleine Boot und neigte sich so tief auf die Seite, daß es umzuschlagen drohte. Aber die gewandten französischen Matrosen wußten das Gleichgewicht zu halten, es richtete sich wieder auf, die Ruder wurden eingesetzt, auf dem großen Schiffe zog man die Tawe an.

Mary und Mr. Hywell, sich umarmt haltend, fielen zurück auf die Bank. Nach einmal streckte sie die Hand aus, dann schlossen sich ihre Augen und sie sank an ihres Vaters Brust.

Wiedenburg stand starr auf seinem Platze. Schon lag ein weiter Zwischenraum zwischen den beiden Fahrzeugen. Eine hohe Welle entzog sogleich darauf das kleine Boot dem Blick. Sturm und Schaum peitschten Wiedenburg's Haar und Gesicht, aber sein fest geschlossener Mund behielt sein Lächeln. Ueber die Wellen hinaus folgte sein Blick dem Boote. Er sah es neben dem



Kriegsschiffe, er sah die Mannschaft noch, wie sie die Frauen die Treppe hinaufführte, eine im hellen Gewand wurde getragen, es war Mary. Ihr folgte der Vater. Gerettet! Beide gerettet! Dann sah er nur noch die Masten des Schiffs. Weiter rollte das kleine Fahrzeug auf den Bogen.

Und er? Nun, er wußte, daß sie ihn liebte. Er stand noch immer unbeweglich. Er hatte erfahren, was ihn glücklich hätte machen können für das ganze Leben, es sollte ihn auch glücklich machen im Tode!

Was er dachte, fühlte, in Blizesklarheit stand es später vor ihm und auch darin ähnlich dem Bliß, dessen Bewegungen sich nicht beschreiben lassen, daß er des Einzelnen sich nicht zu erinnern wußte.

Das höchste Glück des Daseins und die ganze Wichtigkeit dieser irdischen Existenz, er umfaßte sie in einer Sekunde. Sein Geist schwang sich hoch hinauf über alle Schranken, es war ihm, als überschäue er Tod, Welt und Ewigkeit.

Wie er so da stand, zeigte seine Miene jenes seltsame Lächeln und jenen feierlichen Ernst, die man vereint auf den Zügen Sterbender bemerkt und die ihnen einen so unbeschreiblichen und erschütternden Ausdruck verleihen. Hinter ihm lag die Welt und irdisches Glück. Es war, als blide er durch die geöffneten Pforten einer andern Welt!

## V.

### Schluf.

Es war am zweiten Tage nach jenem Sturm und der Himmel lächelte so heiter und blau, als könne er nie getrübt werden und sei nie getrübt worden, nieder auf den herrlichen Hafen von Konstantinopel, auf den Bosporus, die von Minarets starrende Stadt, auf die beiden Küsten dieser glücklichen Meerenge und das Getümmel im Hafen.

Zwei Männer, ein älterer und ein jüngerer, waren schon seit dem frühen Morgen an den verschiedenen Theilen des Hafendamms auf und ab gegangen. Beider Blicke waren fast unablässig nach Osten gerichtet. Jedes ankommende Fahrzeug prüften sie, soweit das Auge reichte, genau. Namentlich die Schiffe und Boote, von deren Bug das französische Banner wehte, unterwarfen sie der genauesten Musterung.

„Ich sage Dir, das Schiff wird in der Besika-Bai vor Anker gegangen sein, namentlich wenn es Ha-

varie erlitten“, sagte der Ältere. „Wir wollen einen reitenden Boten hinschicken nach der Bai, um Dich oder vielmehr Mr. Hywell und seine Tochter zu beruhigen, Edmund! Auf jeden Fall müssen sie bald ankommen, vielleicht aber auf einem türkischen Fahrzeuge. Wir sind die Augen fast erblindet von dem vielen Sehen und von dem Glanz des Meeres. Hätte das Fahrzeug Schiffbruch erlitten, so wüßten wir es längst; es ist eins der besten französischen Kriegsschiffe, und die Nachrichten vom Unglück sind immer schneller als die vom Glück. Aber verlaß Dich darauf, das Schiff ankert in der Besika-Bai.“

Es waren Edmund Wiedenburg und sein Oheim, die hier am Hafen auf und ab schritten und mit Bangigkeit dem Eintreffen Mr. Hywell's und Mary's entgegensahen. Edmund war gerettet worden, sowie das Fahrzeug des Italieners. Der Zufall hatte sie in die Bai von Sinope getrieben, und da das Unwetter schon am Nachmittag nachließ und alle Anzeichen eine stille Nacht verkündeten, so hatte Edmund am Abend einen englischen Dampfer bekiegen, der nach Konstantinopel fuhr, um dort womöglich gleichzeitig mit Mr. Hywell einzutreffen, denn sein Herz sagte ihm, in welcher Unruhe Mary schweben müsse.

Johann hatte Edmund begleitet, mußte aber das Zimmer hüten, da er sich bei dem Festhalten des französischen Bootes eine starke Verletzung an der Schulter

zugezogen, die er mit kühlenden Umschlägen heilen wollte. Auch Johnny war übrigens der Ansicht, daß einem Fahrzeuge wie dem französischen Kriegsschiffe bei dem baldigen Aufhören des Sturms kein ernstliches Unglück mehr habe widerfahren können.

„Für Mr. Hywell's und Miß Mary's Wohlsein fürchte ich nichts“, hatte er zu Edmund gesagt. „Aber hier wird es schlecht bestellt sein Thretwegen,“ hatte er hinzugefügt, auf das Herz deutend.

„Was ist denn das für ein Boot?“ fragte der junge Deutsche, auf ein schönes kleines Fahrzeug deutend, das schnell vom Bosporus her in den Hafen einlief und dessen Flagge, da sie fortwährend im Winde gaulelte, schwer zu erkennen war.

„Das ist das Offiziersboot eines französischen Kriegsschiffs!“ rief der alte Wiedenburger, und beide eilten, ohne weiter ein Wort zu sprechen, nach der Stelle, an welcher das Boot landen mußte.

Hier herrschte jedoch ein solches Gewühl von Matrosen und Lastträgern, daß es selbst der Gewalt unmöglich war, anders als sehr langsam bis zum Rande des Quais vorzudringen. Das Boot hatte an einer der Treppen angelegt, noch ehe die beiden Wiedenburger dieselbe erreicht hatten. Das Menschengefühl erlaubte ihnen nur auf Momente, einen Blick auf das Boot zu werfen.

Dennoch hatte Edmund bereits Mr. Hywell bemerkt, der mit ängstlich forschender und zugleich starrer Miene das Getümmel am Ufer musterte. Aber wenn er sich nicht geirrt, so war ihm Mr. Hywell's Gesicht furchtbar verändert erschienen, so bleich, so entsetzlich hohläugig, als habe ihn ein ungeheurer Schlag getroffen. Sollte er sich dies nur aus der Sorge des alten Mannes um denjenigen, den er vielleicht verloren wähnte, erklären?

Einige französische Offiziere waren an das Land gestiegen. Ihre Drohungen und Flüche schenkten die Lastträger, die meist aus Griechen bestanden, zurück. Es bildete sich ein freier Raum um die Treppe.

Edmund trat vor. In dem großen Boote waren die beiden Dienerinnen und jener Diener, der sich mit seiner Herrschaft gerettet. Aber wo war Mary? Noch konnte Edmund den ganzen innern Raum des Bootes nicht überschauen. Jetzt sah er einige französische Matrosen sich niederbeugen und eine Art Palantın erheben, von dem er bis dahin nur das Dach bemerkt. Er war durch Vorhänge verschlossen. Befand sich Mary in demselben und war sie krank? Ach, konnte sie anders als krank sein? Wäre er nicht in Verzweiflung gewesen, wenn er Mary in jenem Sturm auf einem so kleinen Fahrzeuge hätte zurücklassen müssen? Sein Herz wollte ihm zerspringen vor Angst.

Aber als sein Oheim ihn drängte, vorzutreten und sich zu zeigen, sagte er dennoch hastig:

„Nein, nein! Nicht hier! Nicht vor all den Leuten!“

Der Palantin — es war mehr eine Sänfte von der Art, in welcher man Liegende trägt — wurde von vier Matrosen an das Land getragen. Ein Offizier gab ihnen die Weisung, sich zu Mr. Hywell's Verfügung zu halten, bis dieser sein Hotel erreicht, und empfahl sich dann von Mr. Hywell, der ihm wiederholt, aber mit der Miene eines Mannes, der an Anderes denkt, die Hand drückte. Dann wurde die Sänfte weiter getragen. Mr. Hywell schritt neben ihr, sich nicht um die lärmenden Anerbietungen der griechischen Lastträger kümmernd, die jedoch von den Matrosen heftig abgewehrt wurden und endlich, als sie begriffen, daß sich eine Kranke in der Sänfte befinde oder daß hier nichts zu gewinnen sei, sich entfernten.

Edmund war mit seinem Oheim der Sänfte gefolgt, deren Träger langsam eine schmale Straße hinauffschritten. Unfähig, länger an sich zu halten, und gedrängt von seinem Oheim, trat er zu Mr. Hywell und nannte den Namen desselben. Mr. Hywell zuckte zusammen und schwankte, als wolle er fallen. Er hatte die Stimme sogleich erkannt. Und schon hielt ihn Edmund umarmt. Der alte Mann ließ sein Haupt an Edmund's Brust sinken und sagte nichts als: „Gott sei gelobt und gepriesen für diesen Segen!“

Die Träger hielten still und setzten die Sänfte nieder. Der Vorhang öffnete sich und ein Gesicht blickte heraus, ein bleiches und doch von unsaglicher Freude verklärtes Gesicht. Edmund wandte sich Mary zu und reichte ihr die Hand. Sie nahm sie und behielt sie lange in der ihrigen, den Blick nicht von ihm abwendend. Ja, er war geliebt, geliebt, wie er es sein wollte! Noth und Verzweiflung hatten kommen müssen, um es ihm zu zeigen.

„Ich bin nicht krank, Edmund“, sagte sie dann leise und ein seliges Lächeln umspielte ihre Lippen. Sie winkte mit der Hand und ließ die Vorhänge zusallen. Die Träger schritten weiter mit der Sänfte.

Neben ihnen gingen Mr. Hywell, Edmund und sein Oheim im tiefsten Schweigen.

---

Als eine Stunde später Edmund und Mr. Hywell in des letztern Zimmer saßen, beide mit Gesichtern, die von der reinsten Freude erleuchtet waren, Hand in Hand, öffnete sich plötzlich die Thür und Mary erschien in derselben.

„Mary!“ rief Mr. Hywell ängstlich. „Um Himmelswillen, Du wirst Dir schaden!“

Aber es war eigenthümlich, selbst der besorgteste Blick hätte in ihren Zügen nichts mehr von der vollkommenen Ermattung und Schwäche zu finden vermocht, in welche, wie Mr. Hywell so eben Edmund erzählt,

Mary seit jener Trennung verfallen gewesen. Sie lächelte, ein zartes, wunderliebliches Roth verbreitete sich über ihr Gesicht, bis über Stirn und Schläfe.

„Ich bin nicht mehr krank, lieber Vater!“ sagte sie. „Soll ich denn gar nichts von Euch hören? Kommt denn Niemand zu mir?“

Edmund war ihr genakt. Der Schritt des sonst so sichern Mannes schien zu schwanken. Mary trat ein wenig zurück. Wollte sie ihm eine Gelegenheit geben, mit ihr allein zu sein? Ohne Zweifel. Es gibt Augenblicke, in denen man auch den Blick des liebendsten Vaters scheut. Edmund trat zu ihr in das Nebenzimmer und lehnte die Thür hinter sich an.

Nun standen sie beide einander gegenüber. Er nahm ihre Hand.

„Mary“, sagte er, „ich konnte nicht früher kommen; der Vater behauptete, Sie seien sehr krank. Aber ich habe mit ihm gesprochen; er hat mir gesagt, Mary, daß es Wahrheit sei, was ich in den glücklichsten Augenblicken zu ahnen glaubte, was ich wußte seit jener unseligen Trennung auf dem Meere; aber darf ich ihm, darf ich jenem Augenblick auch wirklich glauben? Das Glück scheint mir zu groß!“

„Und mir ist es ein Traum, daß Du mich wirklich liebst!“ antwortete Mary leise und zu ihm aufblickend,



Denn er hatte sie sanft an sich gezogen und ihr Kopf ruhte an seiner Schulter. „Es gab eine Zeit, in der ich es hoffte, aber dann verschwand dieses kurze Glück. Du warst so ernst, Du wichst mir aus. Ich glaubte, Dein Herz sei in der Ferne gefesselt!“

„Und ich, ich glaubte, daß George“ — sagte er leise.

„Ja, wie einen Bruder liebte ich ihn“, antwortete sie, und aus ihrem Auge, so eben von Glück noch feucht, rollte eine Thräne der Erinnerung nieder. „Ach, es war eine schwerbewegte Zeit auch für mein Herz. Ich ahnte wohl, daß er mich liebe, und es beängstigte mich schwer. Nun ist er todt — Gott hat es gewollt — und ich darf Dich lieben, ohne zu fürchten, dem, dem ich so innig ergeben war, wehe zu thun. Das Leben ist seltsam gewebt aus Schmerz und Lust. Viel Bitteres liegt hinter mir, aber ich achte es für nichts, da Gott mich entschädigte durch so großes Glück. Und George kann mir nicht zürnen! Ist es meine Schuld, wenn ich für Dich anders fühlte als für ihn? Ich hätte Alles für ihn geben können, selbst mein Leben, aber mein Herz, das wollte zu Dir, nur zu Dir!“

Sie sagte das leise, langsam, in einzelnen Sätzen, das Gesicht ruhend an seinem Herzen. So standen sie noch lange, glücklich und doch ernst. Der Gedanke an George mischte einen tiefen, traurigen Ton in die süße Harmonie ihres Glücks, der erst nach langen Jahren

allmählig verklingen und zum sanften Nachhall werden sollte. Die Wege des Schicksals sind unerforschlich, und es ist gut, ihnen ernst nachzudenken, aber nicht, ihnen unthätig und selbstquälerisch nachzugrübeln. Das Leben will schnell, fest und energisch genommen sein. Wer gebietet über das Morgen?

Sie standen so, nur in wenigen Worten sich leise mittheilend, was so heiß und gewaltig im Herzen wogte, als Mr. Hywell leise die Thür öffnete.

„Nun, so ist er Dir Alles jetzt!“ sagte er, mit Mühe seine Bewegung unter einem Lächeln verbergend, „Dein Retter, Dein Beschützer, Dein Freund, Dein Bruder, Dein Geliebter und Dein Arzt, denn auch geheilt hat er Dich!“

„Alles, nur eins nicht!“ sagte Mary, ihm die Hand reichend. „Nicht mein Vater!“

„Ach, den wirst Du bald vergessen!“ sagte der alte Mann.

„Niemals!“ sagte Mary, und es lag eine Tiefe der Innigkeit in diesem einen Worte, die jeden Schmerz verstummen machte.

Als Mr. Hywell bald darauf mit Edmund zu Johnny trat, der nicht wenig über seine Verletzung murrte, und als er zu ihm sagte: „Johnny, Mr. Edmund wird mein Schwiegersohn!“ schien sich Johnny gar nicht zu wundern. Er reichte Edmund die Hand des gesunden Arms und sagte: „Sie konnten keinen bessern finden, Mr. Hywell.“

Ich dachte früher wohl manchmal, Mr. George sollte es werden, aber es hat nicht sein sollen. Und es ist besser so. Er war ein zu unruhiger Geist. Gewiß wird Miß Mary mit Mr. Edmund glücklicher sein."

"Ja", sagte Mr. Hywell. "Und nun will ich wieder leben und gesund sein. Edmund, als Sie da im Sturme forttrieben, da war es mir wie Mary. Ich wußte, daß ich dieses Unglück nicht überleben würde!"

"Und für mich begann damals ein neues Leben, ein neues, großes und schönes Leben", sagte Edmund. "Es soll Mary geweiht sein!"

---

Und das war es auch. Da aber ein Mann Mary sein Leben nicht weihen konnte, ohne es zugleich allem Guten und Edlen zu weihen, so war es ein thätiges, ernstes Leben, der Mittelpunkt einer Wirksamkeit, die ihren Einfluß weithin ausdehnte und der auch die Verklärung des Schönen nicht fehlte. Sein Vaterland wollte Edmund nicht aufgeben, wenn er auch den Wünschen des Vaters darin entgegenkam, daß er die eine Hälfte des Jahres in England lebte; die andere Hälfte verbringt Mr. Hywell bei seinen Kindern am Rhein, wohin Wiedenburg die größte seiner Fabriken verlegt hat, oder auch in Wien. Ob sie glücklich sind? Niemand wird es fragen, der sie sieht.

Johnny hat sich eine kleine Besitzung Mr. Hywell's am Strande der Nordsee zum Wohnsitz erwählt. Doch bleibt das Wasser sein Element. Er unternimmt auf einem kleinen Boote, das nach seinen eigenen Angaben gebaut worden, die kühnsten Fahrten. So oft er den Namen George hört, wird er plötzlich ernst und sagt leise vor sich hin:

„Der arme gute Junge! Aber gar zu unruhig!“

Und auch Mr. Hywell, Mary und Edmund, sobald sie den Namen George hören, und wäre es in der heitersten Gesellschaft, werden still und ernst. Es ist, als ob der Schatten des jungen heldenmüthigen Mannes an ihnen vorüberjüge.

Durch Helene hat Mary Nachrichten aus Rußland erhalten. Michael Brazow ist Besitzer von Dari und Garika und ein freundlicher Herr seiner Unterthanen, denen er jedoch nach den Erfahrungen des Jahres 1854 nicht ganz traut.

Sophia Brazow hat geheirathet und zwar einen mehr als vierzigjährigen, sehr kenntnißreichen, aber unbemittelten Offizier. Ihre Ehe soll eine zufriedene sein. Sie scheint also die Leichtfertigkeit der Tage von Dari vergessen zu haben und sich zu bemühen, eine gute und tüchtige Hausfrau zu sein. Sie hätte schlimmer enden können und würde vielleicht auch einem traurigern Schick-

sal verfallen sein, wenn nicht ihr Herz durch die Ereignisse jener Jahre und vor allem durch die Gefangenschaft und den Tod des Majors und Daniel's heilsam erschüttert worden wäre.

Lebt Alia Bassi noch? Niemand weiß es, aber Viele behaupten es. Man will ihn überall gesehen haben, wo den Russen irgend etwas Unangenehmes geschah. Es wird eines Tags offenbar werden, ob er sein Wort gehalten und den Garikanern einen neuen König gewählt hat, obgleich man nicht weiß, woher er ihn nehmen will. Man erzählt sich, der Nachkomme einer frühern georgischen Fürstenfamilie, die mit den Garikas verwandt war und ihnen dem Erbrecht nach hätte folgen müssen, habe ein Schreiben erhalten, das ihn in geheimnißvoller Weise darauf aufmerksam gemacht, daß er künftig der Erbe des garikanischen Königstitels sei. Aber dieser, ein junger Mann, hat den Brief lachend an einen russischen Freund geschickt. Der Tag, an welchem alle Bedingungen zusammenträfen, um jene Länder zu einer gewaltsamen Erhebung gegen Rußland zu vereinigen, dürfte noch fern sein. Aber wer will sagen, daß er niemals kommen könne?

Auf jeden Fall leben George's und Daniel's Namen dort fort. Alle Eingeweihten kennen George's Grab und besuchen es an seinem Todestage; noch hat es keiner

verrathen, so viel Mühe sich auch die Regierung gegeben, es zu erfahren. Und schon ist Giorgi Garika zur mythischen Person geworden, verklärt von der Phantasie. Alles, was schön, gut, tapfer, hochherzig und edel ist, wird mit dem Namen Giorgi verknüpft. „Er ist gut, er ist kühn, er ist schön wie Prinz Giorgi“, hört man fast täglich von den Lippen der Frauen von Garika, Dari oder Kureli.

Und: „Er ist feige, tückisch, verrätherisch wie Daniel Garika“, das ist das andere Sprichwort der Garikaner. Wenn die Frauen ihren Kindern ein Schreckbild aufstellen oder ihnen eine recht finstere Geschichte erzählen wollen, so erzählen sie von Daniel's Tod und wie er als Leiche nach Garika geritten gekommen sei.

Aber sein Grab ist dennoch in der Kirche von Garika, und mit goldenen Buchstaben zeigt der Marmorstein seinen Namen. Doch schmückt es kein Kranz, keine Thräne wird dort geweint, kein Gebet gesprochen.

Schöner gewiß ist George's Grab, auf hohem Felsen nach Osten, den nur die Morgensonne trifft, in kühler Gruft, in welche die Winde von den Alpen des Kaukasus hereinwehen, so kühl, still, einsam und ruhig, wie nur ein heißes und ungeduldiges Herz sich sein Grab wünschen kann.

E n d e.

ge-  
tha  
sam-  
edel  
a vi  
regi-  
von  
  
wie  
des  
durch-  
wiste  
und  
sei.  
von  
rmor-  
feine  
  
zel  
t, in  
u des  
ruhig,  
sein

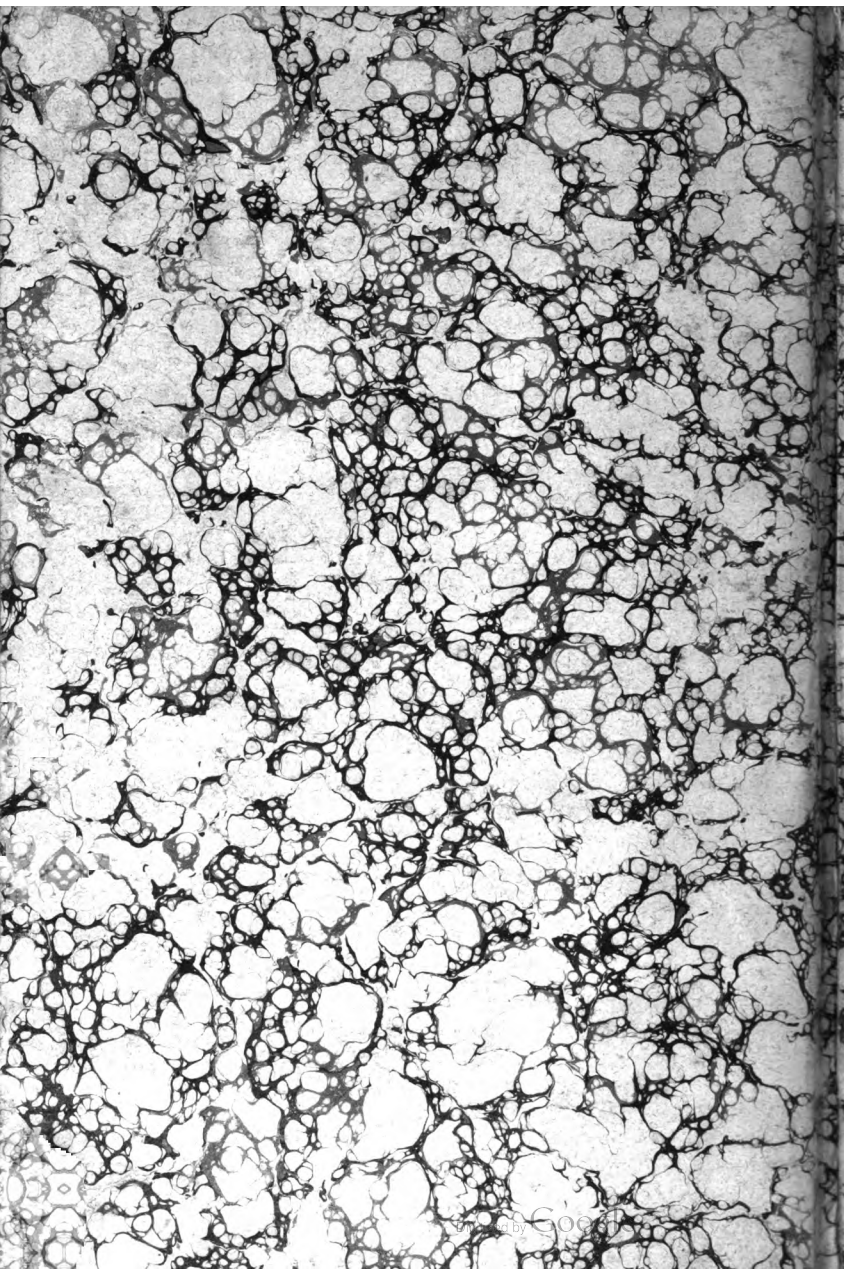
Österreichische Nationalbibliothek

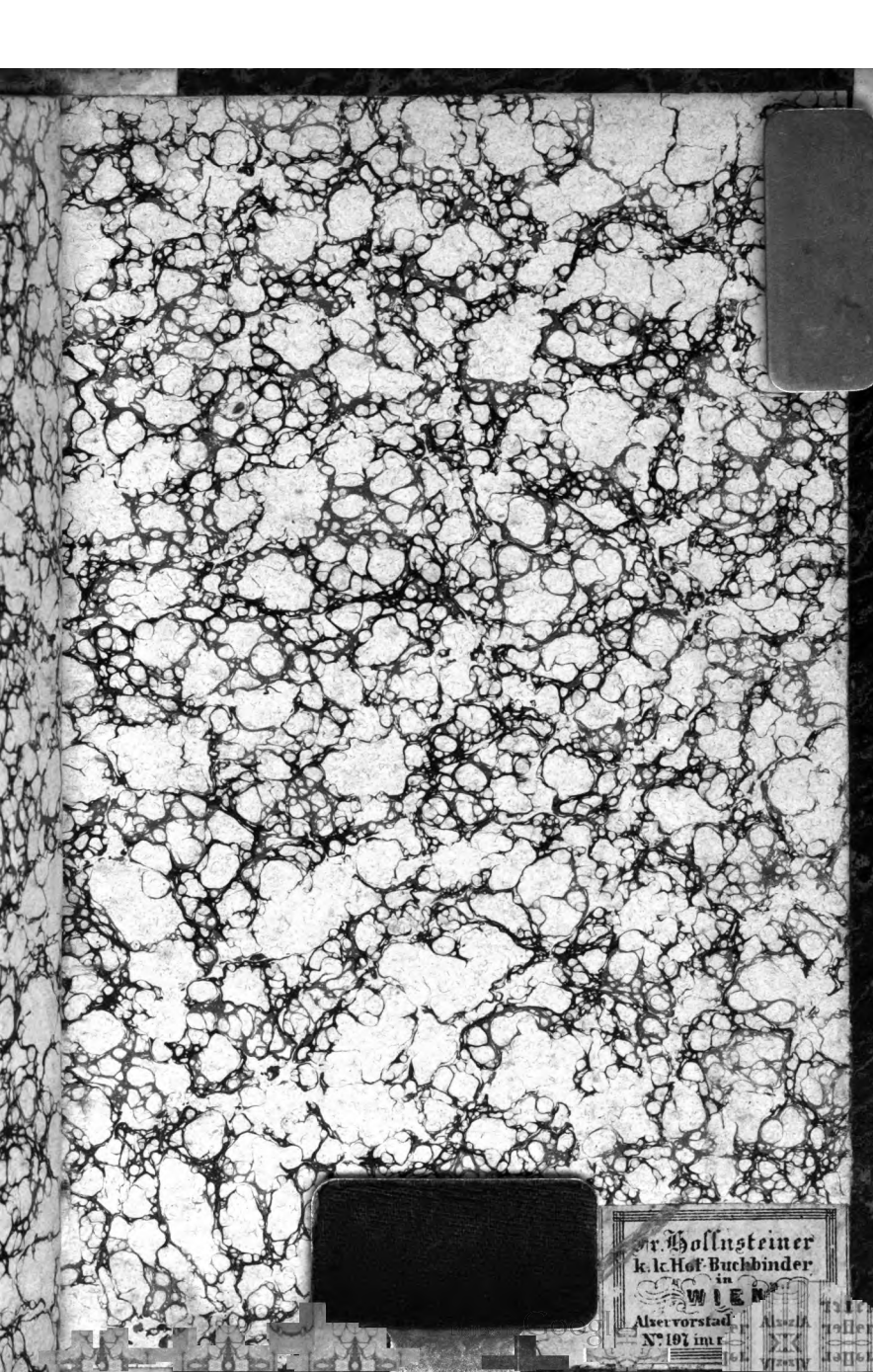


+Z160443102

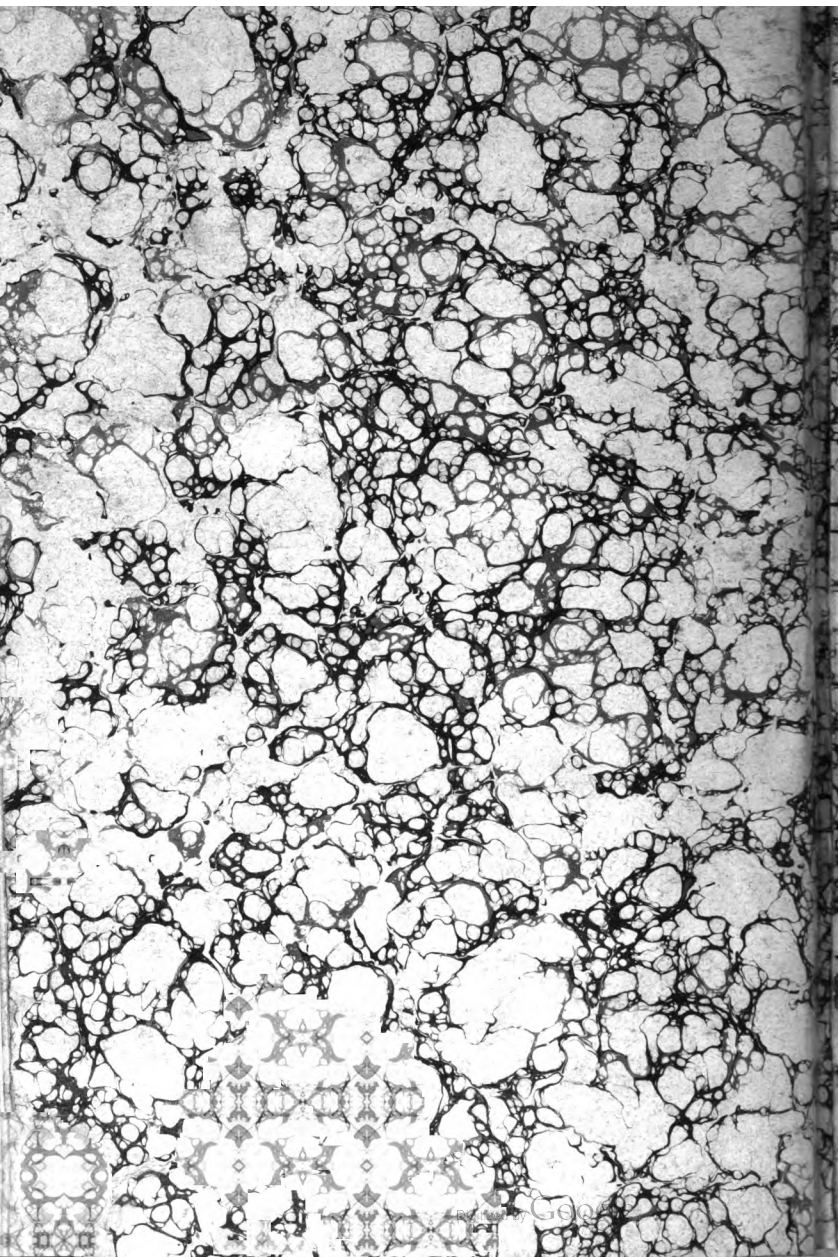


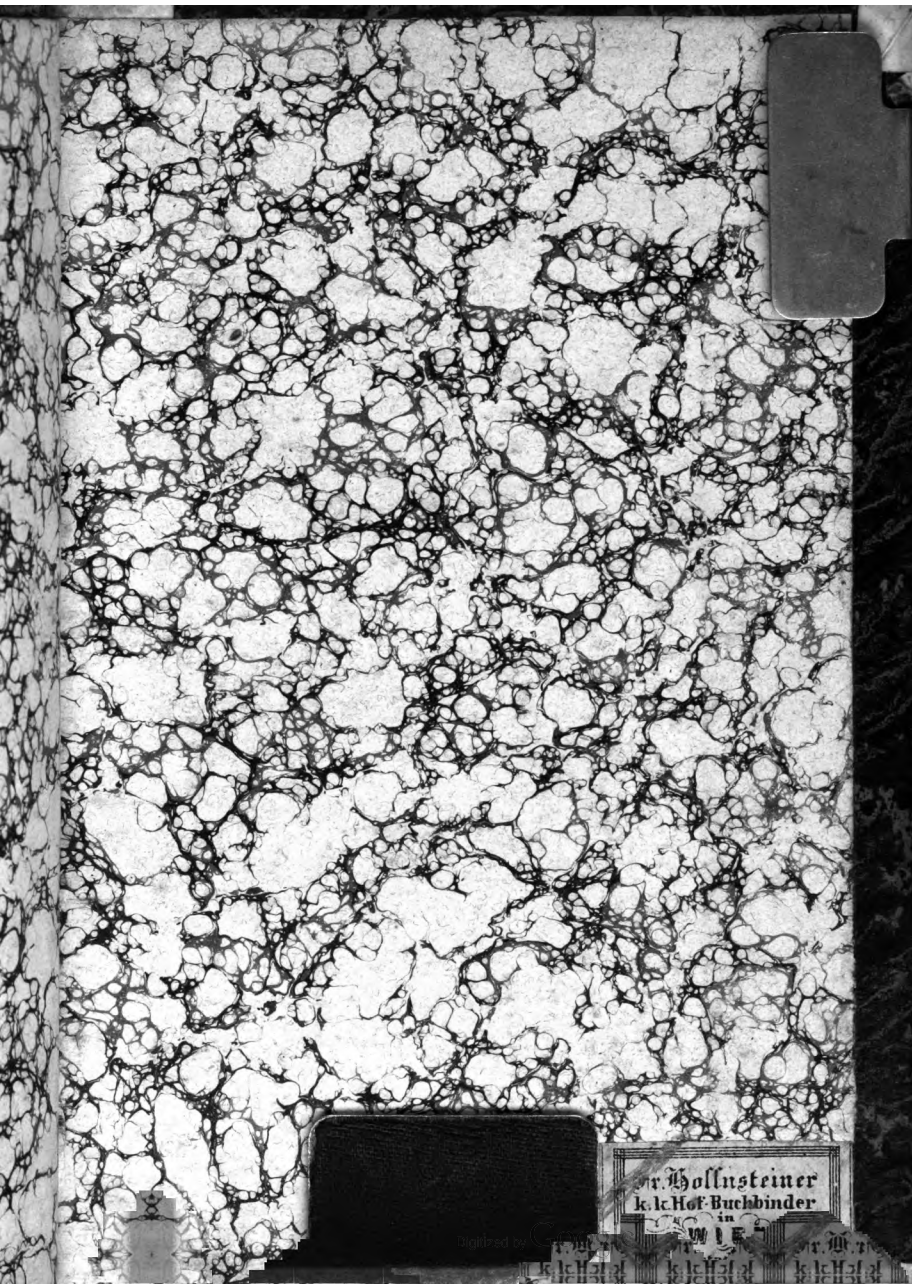




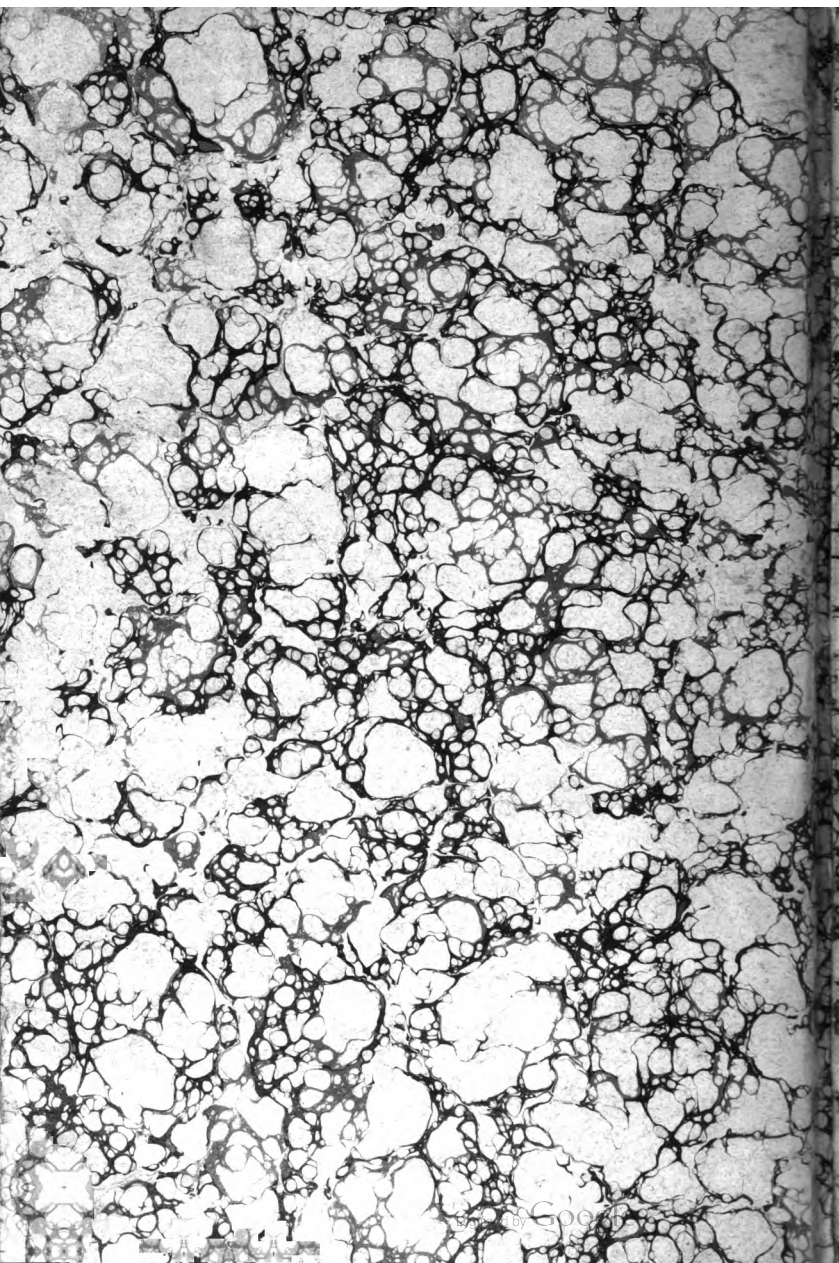


Dr. Hollnsteiner  
k. k. Hof-Buchbinder  
in  
WIEN  
Alte Vorstadt  
Nº 191 im r.  
Alte Vorstadt  
Nº 191 im r.





Dr. Hollnsteiner  
k. k. Hof-Buchbinder  
in  
Wien





Dr. Hollnsteiner  
k. k. Hof-Buchbinder  
in  
**WIEN**

Alservorstadt, am  
Nº 191 im roten

